Maulbronner Geschichtenbuch.

Im Verlage von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart sind vom gleichen Verfasser erschienen:

Auf schwäbischem Boden. Vier Erzählungen. Oktav.
Geh. ℳ 2.50, eleg. geb. ℳ 3.50.

Der Bildhauer von Kos. Eine Geschichte aus dem Altertum. Oktav. Geh. ℳ 2.—, eleg. geb. ℳ 3.—

Bündner und Schwaben. Eine Geschichte aus Schillers Jugendzeit. Oktav. Geh. ℳ 2.50, eleg. geb. ℳ 3.50.

Im Nonnenämtlein. Eine Geschichte aus dem 15. Jahrhundert. Oktav. Geh. ℳ 1.80, eleg. geb. ℳ 2.50.

Die Kastellanin und ihre Tochter. Erzählung. Oktav.
Eleg. kart. mit Goldschnitt ℳ —.80.

Kirschenblüte. Erzählung. Oktav.
Kart. mit Goldschnitt ℳ 1.20.

Mechthildis von Hohenburg. Eine Geschichte aus der Hohenstaufenzeit. Oktav.
Geh. ℳ 3.80, eleg. geb. ℳ 4.80.

Regiswindis. Eine Heiligengeschichte aus der Karolinger Zeit. Illustriert von Theodor Schmidt. Oktav.
Geh. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.50.

Rusenschloß. Eine Geschichte aus dem 15. Jahrhundert. Oktav. Geh. ℳ 2.—, eleg. geb. ℳ 3.—

Maulbronner

Geschichtenbuch

von

Paul Lang.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1887.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Seiner Majestät dem König

Karl

von Württemberg

dem erhabenen Schirmherrn des Klosters Maulbronn

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

dem Verfasser.

Inhaltsangabe.

Angelus pacis.

(1433.)

Hinter der spiegelhellen Eisfläche des tiefen Sees tauchte in der Abenddämmerung der schlanke Turm der Maulbronner Klosterkirche auf, und die beiden Reiter, die auf der Straße vom Dorfe Zaisersweiher einhertrabten, hielten ihre Rößlein an, um auf ihr zurückgebliebenes Gefolge zu warten, bevor sie sich anschickten, den letzten Teil der steil abfallenden Steige bedächtig hinabzureiten. Vielleicht wollten sie auch ein wenig rasten, um das von der früh scheidenden Sonne beschienene anmutige Landschaftsbild mit voller Ruhe in ihre Seele aufzunehmen.

Wolkenlos wölbte sich der Winterhimmel über dem von waldigen Hügeln umsäumten Salzachthal, in dessen Sohle sich die weitläufige Klosteranlage schmiegte; in goldigrotem Duft erglänzten die feingeschwungenen Linien des Asbergs, der gegen Westen die Fernsicht abschloß, und die zur rechten Hand herantretende, rebenberühmte Elfinger Berghalde, während die Anhöhen zur linken bereits in tiefe Schatten gehüllt waren. Im Vordergrund aber ragten aus dem Thal die vier massigen Türme der Umfassungsmauer des Klosters, der Ostgiebel der Kloster-

kirche und das mit buntglasierten Ziegeln verzierte Dach der Abtei.

Verschieden war der Eindruck, welchen das winterliche Landschaftsbild auf die beiden Reiter machte. Der eine von ihnen, im schlichten Ordenskleid der Cisterzienser, betrachtete mit feuchtem Auge das Thal, das ihm seit langen Jahren zur trauten Heimat geworden war, diesen friedlichen Erdenwinkel, aus welchem ihn nur die Pflicht des Gehorsams gegen die geistlichen Oberen für längere oder kürzere Zeit abberufen konnte. Der andere, in die buntfarbige Rittertracht gekleidet, wie man sie im fernen Osten jenseits des Böhmerwaldes trug, ließ seine funkelnden Blicke unstät über die Hügel und die Türme der Klosteranlage schweifen, und da nun aus dem Thalgrund das die abendliche Gebetsstunde anzeigende Glöcklein heraufklang, ballte er, anstatt wie sein geistlicher Begleiter die Hände zu falten, zornig seine handschuhbewehrte Faust gegen den Turm der Klosterkirche, der sich in der klaren Winterluft mit den Schwingungen der Glocke leise nach rechts und links zu wiegen schien.

Der Schweißhund, der dem Ritter rascher, denn seine zwei Knechte gefolgt war, sprang, als er seinen Herrn die Faust ballen sah, auf; sein knurrendes heiseres Gebell unterbrach mißtönig den weihevollen Frieden des Abends.

Die Glocke verhallte, der Cisterzienser zog den Hals seines braunen Reittiers empor, das sich am Rain etliche dürre Grashalme zusammengelesen hatte, und fragte, nach seinem Begleiter sich umwendend: „Könnt Ihr Euch einen

friedlicheren Anblick denken, Herr Rokyczana, als unser weltabgeschiedenes Klösterlein, das dort, wie ein schöner Traum in der Seele des Erwachenden, heiter emporschwebt?"

„Friedlich?" erwiderte der Ritter, „Herr Abt, mir ist durchaus nicht friedlich zu Mut."

„Und warum nicht, edler Ritter? Könnten wir nicht etwas Besseres thun, als uns durch Hader und Streit die kurzen Tage der irdischen Wallfahrt verbittern, — wir Deutsche und ihr Böhmen; wir, die wir in unwandelbarem Gehorsam nach den Satzungen der frommen Väter leben, und ihr, die ihr wohl eine Zeit lang eigenwillig euch abgewandt habt, die wir aber immer noch zum wahren Glauben zurückzuführen hoffen."

„Laßt das!" entgegnete Rokyczana barsch, „über Glaubensfragen haben wir neun Monate und mehr mit euch in Basel gestritten. Es ist genug. Ihr wißt, ich bin nicht dazu mit Euch nach Maulbronn geritten, um gelehrte Unterredungen fortzuspinnen. Gebt mir heraus, was ich mit Fug und Recht von Euch begehre, Herr Abt, so wende ich mein Roß und reite von dannen."

„Aber doch heute nicht mehr, edler Ritter? Ich hoffe, Ihr lasset es Euch über die Weihnachtsfeiertage in unserem Klösterlein gefallen."

„Am liebsten heute noch! Und verzeihet, Euer Kloster will mir nicht gefallen, — gar nicht!"

„Warum nicht, Herr Rokyczana?"

„Seit achtzehn Jahren kann ich keinen Turm mehr sehen, der sich in einem See spiegelt, ohne an die ver-

räterische Stadt Kostnitz und das schwäbische Meer zu gedenken, und die Flammenglut der untergehenden Sonne hat mich an die Lohe des Scheiterhaufens erinnert, darauf ihr unsern Doktor verbrannt habt."

„Wir haben den edelmütigen und gelehrten Huß nicht verbrannt; wir nicht. Er ist dem Arm weltlicher Gerechtigkeit übergeben worden."

Der Ritter lachte höhnisch und schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Herr Abt, wir wollen reiten. Damit Ihr Euch aber ja keiner Täuschung hingebet, wenn Ihr mir nun die Pforte Eures Klosters erschließen und eine Nacht mich und meinen Hund herbergen wollt, so künde ich Euch: Als Euer Feind trete ich über die Schwelle Eures Hauses, als Euer Feind, oder wenn dieses Wort für Euer mildes Herz zu scharf ist, als Euer Gläubiger, der eine längst verfallene Schuld eintreibt. Gebt mir das Mägdlein heraus, das Ihr Eure Nichte nennt, wenn nicht heute, dann morgen. Thekla soll keinen Tag länger im Bann seelenverderblichen Irrtums bleiben."

„Ich werde den Streit, der zwischen uns beiden obschwebt, der Entscheidung der Brüder vorlegen," entgegnete der Abt Johannes. „Inzwischen soll uns das Gastrecht heilig sein, wenn auch unser Gast unberechtigten Groll in seinem Busen hegt."

Sie trieben ihre Pferde zu raschem Gange an, die Straße senkte sich, der tiefe See blieb hinter ihnen. Das prächtige Fenster im Ostgiebel der Klosterkirche war hell erleuchtet, die Brüder übten im Chor des Gotteshauses

ihre Weihnachtslieder ein. Der Abt horchte aber nicht auf die frommen Klänge, die sich über die verschneiten Gräber des Herrenkirchhofes und die Zinnen der Klostermauer schwangen. Einen sehnsüchtigen Blick sandte er empor zu dem Turm an der Mauerecke, auf dessen Höhe er sich ein von den Ästen uralter Nußbäume beschattetes Gemach für seine stillen Studien eingerichtet hatte. Und ach, wie lange hatte er diesen trauten Raum meiden müssen, um an den Ufern des Rheins und die Donau entlang die Streitigkeiten zwischen der Mutter Kirche und der argen Welt zu schlichten! Wie lange sollte es noch dauern, bis er sich wieder ungestört und ruhigen Gemüts dort oben in seine Pergamenthandschriften vertiefen mochte, wenn der grollende Gast, welchen er mit ins Kloster brachte, auf seiner trotzigen Forderung bestand! —

Die Langseite der Klostermauer, an welcher die beiden Reiter vorübertrabten, dehnte sich noch mehr als der Rand des tiefen Sees; der böhmische Ritter hatte Zeit, die Anlage der weitberühmten Cisterzienserabtei zu betrachten. Denn der Haupteingang des Klosters lag im Westen, und das Seitenpförtlein erschloß sich nach Sonnenuntergang auch für den Abt nicht mehr. Die lange Reihe der zierlichen Doppelfenster im Abteigebäude war noch dunkel, die Brüder schienen auf die Rückkehr ihres Abtes, die sich seit Monaten von Woche zu Woche verschoben hatte, heute abend nicht gefaßt zu sein. Auf den Dächern der Klosterkirche und des Speichers flimmerte das Mondlicht und ließ die gelben Sandsteinquader des Gottes-

hauses in ihrer prächtigen Bearbeitung deutlich hervortreten.

Nun bog sich die Straße nach rechts, die Reiter hielten am äußern Thor; der greise Pförtner, durch das Pferdegetrappel aufmerksam gemacht, trat aus seinem kleinen Hause, das Windlicht, das er in der Hand hielt, beleuchtete die Heiligenbilder, mit denen die Thornischen ausgemalt waren. Er ließ die Zugbrücke nieder, und als er den Abt erkannte, rief er freudig erregt: „Gelobt sei Jesus Christus, daß unser ehrwürdiger Herr Weihnacht in Maulbronn feiern darf!"

Der Abt gab flüsternd dem Pförtner einige Weisungen, wie und wo der ritterliche Gast, den er mitbringe, sowie dessen Knechte zu beherbergen seien; dann ritten der Abt und der Böhme samt ihrem Gefolge, von welchem sie inzwischen eingeholt worden waren, über den hartgefrorenen Boden des Hofes an der prächtigen Westseite des Klosters vorüber.

In der Abtei waren viele Hände geschäftig, es den Neuangekommenen bequem zu machen. Im hellerleuchteten, wohldurchwärmten Gastgemach der Abtei ruhte der böhmische Edelmann von dem tagelangen Ritt aus. Der Erker des Zimmers war so traulich, das Ruhebett mit seinen schweren kunstvoll gewirkten Vorhängen so einladend, der heiße Würzwein, welchen ihm der Bruder Kellermeister auf den Tisch gestellt, duftete so lieblich, und die Brotschnitten auf silberner Platte daneben waren so tadellos gebacken, daß sich Herr Rokyczana ernstlich darauf besinnen mußte, er

sei als grollender Feind in den Bann des Klosters eingeritten. Er schnallte sein Schwert ab und legte es zwischen Kelch und Brot, dann ging er mit großen Schritten, um seine erstarrten Beine geschmeidig zu machen, auf den Dielen des Gemaches auf und ab. Seine Gedanken flogen in die Vergangenheit zurück. In wie mancher heißen Schlacht hatte sein scharfes Schwert für den Kelch, das Wahrzeichen der Hussiten gekämpft! — Der stattliche Hund lag ruhig in der Ecke und schlief.

Der Abt hatte inzwischen in seiner Zelle sein Reisekleid abgelegt und saß in seiner Amtstracht dem Prior Baldwin gegenüber, der während seiner Abwesenheit die Geschäfte eines Vorstehers besorgt hatte, und der nunmehr von den Gesangübungen aus dem Chor der Kirche abgerufen worden war.

„Der Herr segne den Eintritt des Friedensboten in seinem Kloster," begann Baldwin.

Abt Johannes lächelte wehmütig. „Leget mir künftighin nicht mehr den Namen angelus pacis bei, denn wahrlich, ich bringe euch diesmal nicht den Frieden mit, sondern einen Mann des Schwertes. — Du hast den Böhmen noch nicht gesehen, der unter unserem Dache wohnt, Baldwin?"

„Noch nicht, ehrwürdiger Herr, der Bruder Kellermeister, der mir im Dorment begegnete, hat mir von ihm gesagt. Er ist wenig erfreut über die Ankunft des Gastes und hat gemeint, man könnte den neuen Jahrgang Elfinger auch ohne den Böhmen proben. Man sehe es

ihm an den schwarzen Augen an, daß er ein verstockter Ketzer sei, der Gottesgabe unseres Rebensaftes ganz und gar unwürdig. Darum hatte ich keine Lust, dem finsteren Rittersmann im Vorübergehen Willkomm zu bieten."

Der Abt seufzte.

„Indessen laß ihn grollen!" fuhr der Prior redselig fort, „der Herr kann auch ihm gebieten: Stecke dein Schwert in die Scheide! Deiner Beredsamkeit, Deiner Gewandtheit, Deinem Edelmut wird dieser einzelne Mann nicht widerstehen, nachdem Du als angelus pacis eine ganze Rotte von Irrgläubigen mit dem Schwerte des Geistes überwunden hast."

Der Abt machte eine abwehrende Handbewegung.

„Denn, wir wissen es, die Kunde ist Dir breits vorausgeeilt, welches herrliche Werk Du zu stande gebracht hast. Mit Fug und Recht haben Dich die erleuchteten Väter der Baseler Kirchenversammlung ausersehen, mit den Böhmen zu verhandeln und ihren Starrsinn zu brechen."

„Du kennst die Hartnäckigkeit der Hussiten nicht, Bruder Baldwin! Neun Monate haben wir mit ihnen in Basel disputiert und nichts erreicht. Liebreich hatte sie der päpstliche Legat Cesarini in die Stadt am Rhein geladen. Und sie folgten der Ladung. Aber nicht als Reuige und Verirrte ritten sie in Basel ein, sondern hoffärtig und trotzig, als müßten sie über uns zu Gericht sitzen. Vor allen andern trotzte dieser Rokyczana, — so heißt der Ritter, welchen ich euch mitgebracht habe. Wenn wir in unseren Verhandlungen meinten, etwas erreicht zu

haben, so riß er, was wir einhellig aufgebaut, wiederum nieder. Rühme meine arme Redefertigkeit nicht, Bruder Baldwin, sie ist matt, wie das Flimmern eines Sterns, Rokyczanas Beredsamkeit dagegen ist flammend wie die Julisonne, glühend wie die Lohe eines Scheiterhaufens. O, Johannes Huß, warum mußte Gott es zulassen, daß die Bekenner des wahren Glaubens in deinen Tod gewilligt haben? Du bist verbrannt, aber nicht besiegt! Und die Glut deines Scheiterhaufens brennt unter der Asche fort bis auf den heutigen Tag und wird noch viel Verderben bringen über das deutsche Land."

Der Abt hatte sich das Angesicht mit den Händen bedeckt und war in Nachdenken verloren.

„Aber es ist doch in Basel mit den Hussiten ewiger Friede geschlossen worden," wandte der Prior zaghaft ein, „und hauptsächlich durch Deine Klugheit. Die wilden Horden der Böhmen werden das deutsche Land nicht mehr beunruhigen."

„In Basel ward kein Friede geschlossen. Nachdem wir lange disputiert hatten, und der Riß, der die Böhmen von uns scheidet, nur immer klaffender geworden war, ritten sie vom Rheine weg ihrer Heimat zu, trotziger denn sie gekommen waren, und all unsere Mühe wäre vergeblich gewesen, wenn nicht —"

„Nun, wenn nicht?"

„Wenn nicht Gott mir den Gedanken ins Herz gegeben hätte, ihnen mit etlichen andern, die meines Sinnes waren, nachzureiten. Zwischen Ulm und Nürnberg holten

wir sie ein. Und da kam nun allerdings der Friedensvertrag zu stand in vier Punkten."

„Und wie lauten diese vier Punkte?"

„Erstlich das heilige Abendmahl darf unter beiderlei Gestalt ausgeteilt werden — das haben wir ihnen zugestanden; doch haben wir uns erbeten, es soll auch unter einerlei Gestalt geduldet werden. Sodann: Das Wort Gottes soll zwar frei gepredigt werden, wie sie begehren, doch haben wir die Einschränkung gemacht, nur von solchen Priestern, welche durch die Kirche bestätigt sind. Weiter: Die Geistlichkeit soll nach dem Willen der Hussiten zwar keine zeitlichen Güter besitzen, aber, haben wir in unserer Vorsicht beigefügt, doch verwalten."

Der Prior Baldwin lächelte verständnisinnig: „Wir werden dafür sorgen, daß die Maulbronner Güter, die wir verwalten, niemals in unrechte Hände kommen."

„Endlich," fuhr der Abt fort, „die Sünden sollen zwar ausgerottet werden; denn welcher Fromme möchte das nicht mit demselben Eifer wünschen, wie die Böhmen? doch haben wir uns klüglich ausbedungen: nur durch die von Gott verordnete Obrigkeit."

„Trefflich, weise!" nickte der Prior.

„Und doch ist's nur ein Scheinfriede," fuhr der Abt fort, „denn wer sieht nicht, daß sich durch die Hinterthüren dieser vier Vertragspunkte jeden Augenblick wieder der Hader, der Streit, der blutige Krieg einschleichen kann? — In Basel meinen sie freilich, mit den Hussiten fertig zu sein, und gedenken nunmehr ernstlich an das große

Werk der Kirchenverbesserung zu gehen; diese Aufgabe aber mögen die erleuchteten Väter ohne meine Beihilfe lösen."

„Was sucht dann dieser Rokyczana hier in Maulbronn? Er wird sich doch nicht auch sein Hinterpförtlein offen halten wollen? Warum läßt er uns nicht in Ruh und Frieden Weihnacht feiern?"

„Er hat seinen besonderen Handel mit mir; die Jungfrau Thekla begehrt der Böhme von mir zurück."

„Es ist nicht möglich," stammelte Baldwin tonlos. „Du hast uns, als Du das zarte Mägdlein mit von Kostnitz brachtest, doch mit Wahrheit berichtet, es sei Deine Verwandte?"

„Es ist doch möglich, und ich fürchte, das Begehren des Böhmen zu erfüllen, ist unabwendbar. Doch laß Dir erzählen, wie alles gekommen ist. — Du weißt, ich stamme von Gelnhausen im Hessenlande, und ich darf sagen, ob ich mich auch nicht hoher Dinge rühmen will, ich bin nicht von unedlem Geschlecht. Neben mir wuchs meinen Eltern noch eine einzige Tochter heran, Irmgard geheißen, und da ich mich schon in zartem Alter dem Dienst der Kirche gelobt hatte, beruhten auf meiner Schwester die Erdenhoffnungen der Eltern. Da kam ein junger böhmischer Edelmann nach Gelnhausen, er hatte auf der Hochschule zu Prag die Arzneikunde studiert. Matthias von Tauß war sein Name. Er gedachte nach Paris zu reisen und dort Lehrer zu werden oder seine Kunst auszuüben. Er hatte nur wenige Tage in Gelnhausen bleiben wollen, aber er sah meine Schwester bei einem Frühlings-

fest, das meine heimatliche Reichsstadt veranstaltet hatte. Er gewann sie lieb und begehrte sie zum Weibe. Meine Eltern versagten ihm die Hand ihrer Tochter nicht, obwohl ruchbar geworden war, daß Matthias ein heimlicher Anhänger der Irrlehre des Johannes Huß sei. Mir schnitt es durch das Herz, daß meine einzige geliebte Schwester einem Mann zweifelhaften Glaubens in die Fremde folgen sollte. Allein ich durfte nichts einwenden und beschloß, durch verdoppelten Eifer für die eine wahre Kirche den Irrtum meiner Schwester wieder gut zu machen.

Matthias und Irmgard zogen nach Paris, später wandten sie sich gen Italien; denn Matthias wollte, wie er mir einmal schrieb, die römische Kirche, von welcher auch Doktor Huß zugegeben hat, daß Gott sie vor allen andern Kirchen liebe, mit eigenen Augen kennen lernen. Sie kamen aber nur nach Padua. Dann vernahm ich lange Zeit nichts mehr von ihnen. Erst als im Jahre des Herrn 1415 mein Abt mich, einen geringen Bruder mit nach Kostnitz nahm, ihm Schreibdienst zu leisten, sah ich meine geliebte Schwester wieder. Da Matthias von Tauß gehört hatte, daß der Doktor Huß trotz dem freien Geleite, so ihm Kaiser Sigismund ausgestellt, in stündlicher Todesgefahr schwebe, eilte er von Padua nach Kostnitz und brachte seine Frau mit. Er verschaffte sich Zutritt in des Doktors Gefängnis, er sorgte ihm für ein besseres Gelaß, er gedachte, ihn mit seiner Kunst von seinem Siechtum zu heilen. Wären alle Böhmen in Kostnitz für Huß also eingestanden, wie mein Schwager, das Unrecht wäre

nicht an ihm begangen worden. Huß wurde verbrannt. Mein Schwager eilte auf flüchtigem Roß nach Prag, um die Gleichgültigen und Lauen unter seinen Volksgenossen zur Empörung aufzurufen. Er kam nicht mehr zurück, sondern ist später im Bürgerkriege zu Prag erschlagen worden. Meine Schwester aber, welcher Gott bis dahin kein Kind geschenkt hatte, genas inzwischen in Kostnitz, wenige Wochen nachdem Huß gerichtet war, eines Mägdleins. Am Abend des Tages, an welchem die kleine Thekla durch die Hand Rokyczanas getauft worden war, starb meine Schwester. Sie legte von dieser Welt scheidend das Kind in meine Arme, und ich versprach ihr, für das Mägdlein zu sorgen. Ich versprach ihr nicht nur das, sondern ich gelobte ihr auch, Thekla ihrem Vater, oder dem, der sie in seinem Namen einst zurückfordern werde, auszuliefern. — —

Siebzehn Jahre lang ist Thekla von den Hussiten vergessen geblieben. Erst in Basel fing Rokyczana von dem Mägdlein zu reden an und beteuerte mir, es werde kein Friede zwischen den Böhmen und der Mutter Kirche geschlossen, wenn ich ihm nicht kund thue, ob Thekla von Tauß noch lebe, und wo sie geborgen sei. Wenn ich gesündigt habe, indem ich um des Friedens der Kirche willen dem Böhmen den Aufenthalt des Mägdleins verriet: verzeihe mir die Sünde, heilige Jungfrau, mater dolorosa! — In Basel gab sich der Ritter alsdann scheinbar zufrieden. Aber als ich vor den Thoren Nördlingens arglos von ihm scheiden wollte, machte er sein verjährtes Recht aufs neue geltend. Er sagte, er werde

mit mir gen Maulbronn reiten, und er hat Wort gehalten. Er hat sich an meine Sohlen geheftet, er ist mir nachgefolgt, wie ihm sein Hund, wie mir mein Schatten.

Wie ich vor achtzehn Jahren das Kind dem Fischmeister Bernhard am Gerungssee übergab, wie Thekla unter der Obhut des kinderlosen Ehepaars herrlich an Leib und Seele heranblühte, wie meine Nichte meines Lebens Freude und Wonne geworden ist, dieweil ich ihre reichen Geistesanlagen ausbilden durfte: das weißt Du alles so gut wie ich. Du weißt auch, daß ich das Kind von meinem Herzen reißen muß, wenn ich es nun dem Böhmen ausliefere, und daß euch Brüdern allen etwas fehlen wird, wenn ihr den Gesang der Jungfrau in der Laienkirche nicht mehr werdet erklingen hören."

„Wie?" stammelte der Prior Baldwin, „was gedenkst Du zu thun?"

„Ich gedenke, mein Gelübde zu halten," erwiderte der Abt.

„Erinnere Dich an das Wort des Predigers Salomo, ehrwürdiger Friedensbote: ‚Sei nicht im Übermaß gerecht und sei nicht im Übermaß weise.' Zudem ist die Jungfrau Thekla mit unserem Weingartmeister so gut wie verlobt."

„Was sagst Du da: verlobt?" fiel der Abt überrascht, fast erschrocken ein." „Verlobt, ohne daß man mich, ihren Oheim auch nur brieflich um seine Einstimmung bittet? Ich will nicht hoffen, Baldwin, daß Du eigenmächtig" — Seine Stirn legte sich in finstere Falten.

„Ich sagte nur: so gut wie verlobt. Denn der Weingartmeister Oswald hat die Probe, die Du ihm bei Deiner Abreise auferlegt hast, wacker bestanden und ist ein Jahr lang dem Mägdlein in treuer Liebe zugethan geblieben.“

„Es ist kein volles Jahr.“

„Wohl, aber doch mehr als zehn Monate. Zudem bedenke, wie gelegen es uns kommt, wenn wir das Verlöbnis Deiner Nichte als eine abgeschlossene Sache betrachten oder wenigstens dem Böhmen gegenüber darstellen können. An die Verlobte eines unserer Hörigen hat der Hussit kein Anrecht mehr.“ —

„Ich habe es kommen sehen,“ entgegnete der Abt. — — „Es ist wahr, man könnte darüber streiten, ob ich allein ein Anrecht auf Thekla habe, ob nicht vielmehr die Brüder entscheiden müssen. Denn auf dem Grund und Boden des Klostergutes ist das Mädchen herangewachsen, unter der Obhut eines unserer Hörigen. — Geh, Baldwin, rufe die Brüder zusammen!“

„Heute abend noch?“

„Ja, der Böhme drängt.“ — —

Im Kapitelsaal versammelten sich die Mönche, und der Abt legte ihnen die Frage vor, die auf seinem Herzen lastete. Längere Zeit herrschte tiefes Schweigen in dem von schlanken Säulen getragenen hochgewölbten Raum. Nachdem aber Baldwin eine kräftige Ansprache gehalten hatte, lösten sich die Zungen; die Beratung wurde stürmischer, als man sonst gewöhnt war, denn die Brüder

konnten ihren Unmut darüber kaum verhehlen, daß ihr Abt den Hussiten mit ins Kloster gebracht habe.

„Haereticis fides non habenda. Es thut nicht not, den Ketzern ein Versprechen zu halten.“ Der Bruder Kellermeister polterte mit diesem bedenklichen Wort heraus, auf welches der Abt mit Bangen gewartet hatte.

Johannes von Gelnhausen ließ den Grundsatz des Kellermeisters nicht gelten, er gab den Brüdern wieder einmal eine glänzende Probe seiner Beredsamkeit, indem er trotz einem Cicero über die Pflicht der Wahrhaftigkeit sprach. Unvermerkt lenkte er den hochangeschwollenen Strom der Beratung in ein friedliches Bette zurück. Darin waren die Brüder alle einig, daß die Jungfrau Thekla dem katholischen Glauben angehöre, und daß dem Gesang in der Laienkirche an hohen Festtagen der schönste Schmuck fehlen würde, wenn ihre Stimme nicht mehr erklänge. Man einigte sich dahin, daß man die Forderung des böhmischen Ritters als unberechtigt abweisen und ihn im Frieden, aber mit leeren Händen, seines Weges ziehen lassen wolle. Der Aufenthaltsort des Mägdleins könne leicht verheimlicht werden. Ein besonders vorsichtiger Bruder, der jüngst eingetretene Romuald, machte noch den Vorschlag, man solle, solange die böhmische Nachstellung drohe, die Jungfrau nicht mehr Thekla, sondern Maria nennen, denn schon der Name Thekla sei verräterisch! — Romuald schnitzte dazumal ein kunstvolles Marienbild für den Hochaltar der Kirche, und dieses Bild hatte unvermerkt die Züge der Jungfrau vom Gerungssee angenommen.

„Romuald," erwiderte der Abt lächelnd, „niemand verachte Deine Jugend! Wir werden vielleicht Deinen weisen Rat befolgen."

Die Brüder gingen auseinander und begaben sich auf den Stufen der Seufzertreppe in das Dorment. So hieß die breite Treppe mit dem reichverzierten Steingeländer, weil ihrem unteren Ende zunächst die Geißelkammer lag. Der Bibliothekar Sigbert dagegen, zu dessen Gelaß die Treppe in halber Höhe ebenfalls führte, behauptete, der bedenkliche Name sei der Treppe von den Trägen beigelegt worden, welche ein gelehrtes Buch nur mit etwelchen Seufzern lesen oder abschreiben.

Romuald blieb an der Geißelkammer stehen und starrte in den düstern Raum, aus welchem ihm die Umrisse eines strengen Christusbildes und der Marterwerkzeuge des Kreuzes entgegendämmerten. Der Bibliothekar klopfte dem in Gedanken Versunkenen auf die Schulter und fragte flüsternd: „Nicht wahr, Romuald, Du hast Deinen besondern Grund, warum der Böhme die Jungfrau nicht mitnehmen darf?"

Der junge Mönch erbleichte. „Verstehst Du auch die Gedanken in den Tiefen einer Menschenseele zu lesen, Sigbert? — — Aber Du darfst überzeugt sein, daß ich mannhaft gegen Thorheit und Versuchung kämpfe. Und wenn das innerliche Ringen nicht mehr helfen will —" er deutete auf die glattgeriebene Steinsäule der Geißelkammer.

„Laß gut sein," erwiderte der Bibliothekar. „Ver-

spare die Buße auf die Fastenzeit; vorerst laß uns fröhlich Weihnacht feiern. In den Tiefen Deiner Seele aber war leicht zu lesen, junger Fant, oder wähnst Du, ich habe es nicht gemerkt, was es zu bedeuten hatte, da Du in der Bücherei die seltsame Geschichte vom Apostel Paulus und der heiligen Thekla holtest?" — —

Das Abendessen fand im Winterrefektorium statt; der Kellermeister geizte nicht mit dem Elfinger, und der böhmische Ritter ließ sich den köstlichen Wein wohl munden. Dem Gast war der Ehrenplatz neben dem Abt eingeräumt worden, aber auf die Jungfrau Thekla kam zwischen den beiden das Gespräch nicht.

Am andern Morgen rüstete man im Kloster auf Weihnachten, der Abt war von Andachtsübungen und Geschäften so sehr in Anspruch genommen, daß er mit Herrn Rokyczana nicht unterhandeln konnte. Der Böhme hatte reichlich Zeit, sich das Kloster von innen und außen zu betrachten.

Mit sonderlicher Aufmerksamkeit besah er sich das Marienbild, das Bruder Romuald in Arbeit hatte. Er meinte in dem Antlitz etliche Züge seines Freundes Matthias von Tauß wiederzufinden, doch verschwieg er seine Entdeckung.

Am Nachmittag aber begehrte er eine Unterredung mit dem Abt unter vier Augen, und Johannes von Gelnhausen konnte dem Andringen des Gastes nicht länger ausweichen. Er meinte, seine Vorkehrungen aufs beste getroffen zu haben, denn schon in aller Frühe hatte er den

Fischmeister Bernhard zu sich beschieden und ihn gewarnt, er möge seine Pflegetochter wohl hüten, ein böhmischer Ritter suche das Mägdlein aufzuspüren und vielleicht zu rauben. Der Fischmeister aber hatte geantwortet, er gedenke sein Haus und sein Hausrecht zu wahren.

Rokyczana trat, von seinem Hund begleitet, mit trotziger Miene dem Abt gegenüber und wiederholte sein Begehren, daß ihm das Hussitenkind ausgeliefert werde.

„Es ist nicht möglich,“ entgegnete Johannes von Gelnhausen, „der Konvent hat beschlossen, daß Thekla hier bleibt.“

„Wollt Ihr Euer Wort brechen, wie Kaiser Sigismund dem Doktor Huß das Wort gebrochen hat?“ knirschte der Ritter.

Der Abt nahm all seinen Gleichmut zusammen, um ruhig zu bleiben. Er legte sich aufs Bitten. „Sucht Euch von meinen Kostbarkeiten heraus, was Euch gefällt, und nehmt es in Hulden als Lösegeld an, aber begehrt nicht das Mägdlein. Wir können sie nicht ins Elend hinausstoßen, in den Sturm des Kriegs, in Not und Ungemach; wir können sie nicht im Böhmerland an Leib und Seele verderben lassen.“

„Ob sie an Leib und Seele verdirbt, das ist meine Sache; — Herr Abt, ist Euch ein Versprechen nicht mehr heilig, das Ihr Eurer sterbenden Schwester gegeben habt?“

„Macht Euch weiter keine Mühe, Herr Rokyczana, die Jungfrau ist verlobt.“

„Ah so! Eine Himmelsbraut?“ lachte der Böhme

höhnisch. „Ihr wollt Thekla von Tauß geschwind in ein Nonnenkloster stecken!"

„Nein. Thekla wird, noch bevor die Fastenzeit beginnt, das Weib unseres Weingartmeisters Oswald auf dem Elfingerberg."

Der Ritter lachte laut auf. „Und das waget ihr Mönche mir zu bieten! Die Tochter eines böhmischen Edelmanns soll einem unfreien Hörigen des Klosters verkauft werden. Tod und Teufel! Nun fordere ich erst mein Recht im Namen des edlen, in Gott ruhenden Herrn Matthias von Tauß. Noch vierundzwanzig Stunden gebe ich dem Konvent Bedenkzeit, dann — mein Recht — oder Gewalt!"

„Ereifert Euch nicht unnötig, Herr Rokyczana. In Maulbronn werdet Ihr von keinem Menschen erfahren, wo Thekla geborgen ist."

„Hoiho! Wenn ich es nur nicht schon wüßte. Gestern Abend hat es mein ältester Knecht von Eurem Klosterschmied erfahren, daß Ihr das Hussitenkind in einer Fischerhütte thalabwärts versteckt habt, und meine Knechte haben bereits heute morgen die Gelegenheit ausgekundschaftet. Der Schmied hat gesagt, Thekla wäre schwer zu verstecken; sie sei leicht zu kennen an ihren dunkeln Locken, sie sei das schönste Mägdlein weit und breit. Und ein solches Kind, das von meiner Hand getauft ist, obwohl ich kein Priester bin, meinet Ihr, soll ich den Kuttenträgern überlassen! Die Tochter eines böhmischen Edelmanns! Aber ich bitte Euch, Herr Abt, ersparet mir

die Mühe, mit meinen Knechten und meinem Schweißhund in die Fischerhütte einzubrechen und dort mein Recht mit dem Schwert zu verlangen. Euer Konvent hat den ungerechten Beschluß gefaßt, mir die Jungfrau zu weigern, Euer Konvent liefert sie mir förmlich und feierlich aus und zwar morgen, so bald ihr eure Weihnachtspsalmen zu Ende gesungen habt. Für heute nacht aber bin ich nicht mehr Euer Gast, ich reite mit meinen Knechten nach Knittlingen und warte dort ab, was der Konvent bis morgen beschließt. Ich will lieber die heilige Weihnacht wie unser Heiland und Herr in einer ärmlichen Herberge bei ehrlichen Leuten zubringen, als bei wortbrüchigen Pharisäern in einem prunkenden Kloster."

Der Abt wurde bleich. Das vor achtzehn Jahren in Kostnitz gegebene Versprechen fiel aufs neue wie eine Zentnerlast auf seine Seele. „Herr Rokyczana," sagte er zitternd, „wir wollen den gerechten Gott im Himmel entscheiden lassen, und auf Erden die schuldlose Jungfrau. Ich werde sie heute noch fragen, wie geschrieben steht: ‚Willst du mit diesem Manne ziehen?' Und ich werde, wenn sie mir antwortet, nichts dazu und nichts davon thun. Holt Euch morgen die Antwort aus Theklas Mund!"

„Ich bestehe auf meinem Recht," entgegnete der Ritter. „Wenn Ihr aufs neue Unrecht und Verrat sinnt, wenn Ihr mir das Mägdlein weigert, so werde ich dafür sorgen, daß nie wieder Friede wird zwischen Deutschen und Böhmen."

So schieden die beiden.

Johannes von Gelnhausen verweilte betend in der Klosterkirche am Hochaltar. Sein Herz schlug heftig. Wie oft hatte er es zu Weihnachten beredten Mundes verkündet, daß Gott seinen eingeborenen Sohn ins Elend der Welt dahingegeben habe. „Und du,“ rief es in seinem Gewissen, „kannst es nicht über dich gewinnen, ein Kind, das du nur halb und halb auferzogen hast, hinzugeben, du willst lieber die Wahrheit beugen.“

Der Ritter aber sprengte mit seinen Knechten in das benachbarte Städtlein Knittlingen. Hinter ihm drein fuhr der Abt nach dem Hause des Fischermeisters am Gerungssee.

Die Mönche hatten das Salzachthal hinab eine Reihe von Fischteichen angelegt. Dem Elfinger Berg gegenüber hatte der Abt Gerung den nach seinem Namen genannten See ausgraben lassen, und es war in Maulbronn nur eine Stimme darüber, daß die Karpfen und Schleihen aus dem Gerungssee mit dem Elfinger Wein trefflich zusammenpassen. Ein breiter Rasendamm schloß den Gerungssee thalabwärts; jenseits des Dammes auf einem niedrigen, in den See vorspringenden Hügel, am Saume des Asberger Waldes lag das Haus des Fischmeisters Bernhard. In der milden Jahreszeit war das Haus fast ganz unter den weitragenden Ästen einer hundertjährigen Linde versteckt; jetzt schimmerte sein spitzer Giebel durch das entblätterte Gezweige des Baumes.

Hier war Thekla unter der Obhut des Fischmeisters und seines Weibes Elisabeth herangewachsen. Wie oft

war der Abt an schönen Sommerabenden hier neben seiner Nichte im Schatten der Linde gesessen und hatte in die blühende Landschaft des Salzachthals hinausgeschaut und hatte sich gefreut an den sinnigen Fragen, an den treffenden Antworten, am silberhellen Gesang des reichbegabten Kindes.

Johannes fuhr über den Damm; in Gedanken verloren bemerkte er nicht, daß das Wasser über der Eisdecke des Teiches auffallend hoch gestiegen war.

Als er in die Fischerhütte eintrat, flog Thekla dem heimgekehrten Oheim mit einem lauten Freudenschrei entgegen und hing lange wortlos an seinem Halse. Erst nach geraumer Weile, als ihre zärtlichen und dringenden Fragen, wie es dem Oheim in Basel ergangen sei, beantwortet waren, nahm sie die Arbeit, welche sie hastig zu Boden geworfen hatte, wieder auf. Sie war damit beschäftigt, die niedrige holzgetäferte Stube festlich zu schmücken; seit etlichen Jahren besorgte sie das zu der Pflegeeltern Freude, wie es Bernhard und Elisabeth vordem ihr zum kindlichen Entzücken gethan hatten. Allerlei, was der Wald noch an Grünem bot, war in die Stube gewandert und kleidete die Wände, nur ein aus Holz geschnitztes Heiligenbild der Gottesmutter war zwischen den Wänden frei geblieben.

„Hier fehlt noch eine Stechpalme mit ihrem dunkelgrünen Glanz,“ sagte die Jungfrau, „und die bunten Wachskerzen muß erst meine liebe Mutter in Knittlingen holen. Aber die Stechpalme bekomme ich auch noch, sie

wächst in unserem Gau nur an einem einzigen Ort: im Tannenwald, und der ist eine Stunde weit entfernt.“

Johannes von Gelnhausen achtete nicht auf das muntere Geplauder seiner Nichte, er ließ sich am Fenster nieder und setzte ihr in kurzen, ernsten Worten das Begehren des böhmischen Ritters auseinander.

Thekla war nicht erschrocken, kaum betroffen, sie schüttelte lachend ihre dunkeln Locken. „Morgen am Fest soll es der Böhme aus meinem eigenen Munde hören, daß er mich nichts angeht, und ich ihn nichts, und daß er umsonst nach Maulbronn geritten ist, wenn er je mir zulieb den Weg gemacht hat. Ich will kein böhmisch Edelfräulein werden, sondern —“ sie stockte.

„Sondern?“ fragte der Abt mit mildem Lächeln. Die Nichte sah es dem Oheim an, daß er wußte, was ihr junges Herz erfüllte.

„Sondern das Weib des Weingartmeisters Oswald,“ flüsterte sie, indem sie mit erglühendem Antlitz zu dem alten Oheim aufschaute. Der Greis legte ihr segnend seine Hand auf den Scheitel. Den Abt rührte die Sorglosigkeit des Kindes. — Er fragte nach dem Fischmeister und seinem Weibe. Der Vater, gab sie zur Antwort, sei ganz in der Nähe am See beschäftigt, die Mutter hole Wachskerzen in Knittlingen, damit heut abend die Stube in hellem Lichtschein erstrahle.

Da trat der Fischmeister herein, und der Abt beriet mit ihm, nachdem sich Thekla entfernt hatte, ob es nicht das beste wäre, das Kind für die nächsten Wochen vor

dem Böhmen nach Speyer oder ins welsche Land zu flüchten.

Bernhard schüttelte den Kopf. „Ich habe schon dafür gesorgt, daß kein Wolf bei mir einbricht.“ Er schob das Fenster zurück und deutete auf den Gerungssee hinaus. „Ich habe an den oberen Teichen, auch am tiefen See die Fallen so gestellt und dort unten das Wasser gestaut, daß in ein paar Stunden oder noch früher unser kleiner Berg eine Insel ist. Dann ist der Gerungshof nur noch auf einem schwanken Brett zugänglich, das man von der hinteren Freitreppe nach der Schutzmauer hinüberlegt. Der Böhme wird diesen Zugang noch nicht erspäht haben, und wenn — so will ich dafür sorgen, daß er samt seinem Hunde eines kalten Bades froh wird. Auf dem gewöhnlichen Weg über den Damm gelangt, sobald der Abend graut, kein Mensch mehr in unser Haus, denn in einer Viertelstunde wird der Damm überflutet sein.“

Schneidend kalte Luft wehte durch das offene Fenster. „Ja, wenn nicht der Frost dem Feind eine Brücke baut,“ sagte der Abt bedenklich.

Aber der Fischmeister ließ sich durch diese Einwendung nicht beirren. „Zum Glück kommt dort mein Weib eilends über den Damm; aber auch Ihr, hochwürdiger Herr, werdet Eile haben, wenn Ihr nicht auf dem weiten und kaum fahrbaren Waldweg heimkehren wollt!“

Da schickte sich der Abt schweren Herzens an, in sein Kloster zurückzukehren. „Komme morgen in die Kirche,“ sagte er zu Thekla, „und fasse Deinen endgültigen

Entschluß erst an heiliger Stätte, dann wird Dir Gott selbst die Worte in den Mund legen, die Du dem Böhmen zu erwidern hast.“ —

Die Nacht war eingebrochen. Im Fischerhause saßen Bernhard, Elisabeth und Thekla beisammen und feierten Weihnachten mit einem fröhlichen Festmahl. Die Maien dufteten, die Weihnachtskerzen brannten und erfüllten die Stube, die sonst in der Regel nur durch die spärlich brennende Öllampe, an kurzen Sommerabenden gar nur mit einem Kienspan erhellt war, mit ungewohntem Lichtglanz. Nachher sang Thekla mit heller lieblicher Stimme halblateinische, halbdeutsche Weihnachtslieder, die sie im Kloster erlernt hatte.

In der Stube verbreitete der große Kachelofen behagliche Wärme. Aber draußen hatte die Kälte zugenommen, am Himmel glitzerten die Sterne. Das hochgeschwellte Wasser des Gerungssees hatte den Hügel, auf dem die Fischerhütte stand, zur Insel gewandelt.

Thekla warf durch das schmale Fenster manchen Blick nach der Richtung, wo das Weinberghaus auf der Höhe der Elfinger Rebenhalde stand. Denn droben brannte kein Licht; ihr Geliebter mußte den Weihnachtsabend im einsamen Dunkel zubringen. Sie hatte keine Zeit mehr gehabt und keinen Boten gefunden, ihm des Abtes Heimkehr zu melden. Aber morgen durfte sie ja dem Geliebten, dem Bräutigam sagen, daß der Oheim seinen Segen zu ihrem Herzensbunde gebe.

Sie gedachten schon die Weihnachtskerzen zu löschen;

da begehrte draußen vom Walde her eine frostrauhe Männerstimme Einlaß. Mutter Elisabeth wurde schreckensbleich, auch Thekla wechselte die Farbe. Bernhard aber schritt kecken Mutes über seine rasch in Bereitschaft gesetzte Zugbrücke und führte nach etlichen bangen Augenblicken den jungen Weingartmeister Oswald herein. Da wandelte sich der anfängliche Schreck in eitel Freude und Jubel. Der Weingartmeister starrte vor Frost, aber er war bald am Kachelofen aufgetaut. Sein Sinn war wohlgemut, und traulich rückte der kleine Kreis weihnachtsfroher Leute um den vierschrötigen Tisch zusammen. Helleren Glanzes hatten die Wachskerzen in Theklas Augen noch nie gestrahlt.

„Ich komme,“ begann Oswald, „vom Kloster, ich habe heut nachmittag den Herrn Abt über den Damm fahren sehen, und da habe ich mir flugs von dem hochwürdigen Herrn die Erlaubnis geholt, heute noch in der Fischerhütte bei Meister Bernhard einzufallen. Das Fasten hat für mich wohl ein Jahr lang gedauert und ist mir nicht kurzweilig worden. Aber wenn auch für treue Liebe keine Wartezeit zu lang und kein Weg zu weit ist: Ihr, Meister Bernhard, habt mir zum Schluß den Weg beschwerlich und gefährlich gemacht. Warum habt Ihr das Wasser gestaut, daß ich zuerst wie ein Habicht Eure Hütte umkreisen und zuletzt doch wie ein Reiher durch den Sumpf habe stelzen müssen? Der Herr Abt hat mir bloß anvertraut, daß ich nicht auf dem geraden Weg über den Damm gehen könne; das übrige, hat er gemeint, werde ich von Euch hören.“

Als der Weingartmeister es inne ward, aus was Ursach der Gerungssee geschwellt worden sei, da schwoll ihm die Zornader auf der Stirn und er ballte die Faust. Wenn der böhmische Ritter dem Gerungshof auch nur auf hundert Schritte nah komme, rief er, so wolle er ihm mit einem Weinbergpfahl den Weg zeigen heimwärts ins Böhmerland.

Es war gegen Mitternacht, als Oswald sich anschickte, nach seinem dunkeln Haus auf der windumwehten Bergeshöhe zurückzukehren. Der See war inzwischen gefroren; aber Thekla nahm ihrem Verlobten das Versprechen ab, die trügerische Eisdecke zu meiden und den Umweg thalabwärts am Elfingerhof vorbei einzuschlagen. Auch sie mußte ihm versprechen, am andern Morgen nicht über den See, sondern durch den Wald zur Messe ins Kloster zu gehen; zum Danke, sagte er, werde er ihr den Stechpalmzweig im fernen Hohenklinger Tannwald holen und mit ins Kloster bringen.

Thekla bangte für den Geliebten, den sie in ihren Gedanken zwischen dem dunklen Wald und dem schweigenden See hin und die Elfingerhalde hinauf begleitete. Aber schon nach einer halben Stunde erglänzte hoch droben am Elfinger Berghaus eine Fackel, — zum Zeichen, daß Oswald glücklich dort angelangt sei. Da ließ die Jungfrau, deren Augen in der Fischerhütte allein noch wachten, alle Sorge vor der böhmischen Nachstellung schwinden und empfahl zur guten Nacht den Geliebten und sich selbst in den Schutz der Gottesmutter, die vor vielen hundert Jahren

den Anschlägen des hinterlistigen Königs Herodes entgangen war. —

Mit dem frühesten Morgengrauen machte sich Thekla am andern Tag auf nach Maulbronn zu gehen, um vor, Beginn der Messe noch ein Stündlein mit dem Oheim beisammen zu sein. Mit kindlich frohen Augen blickte die Jungfrau in den Wintermorgen hinein, als sie im Schmuck festtäglichen Gewandes über die als Zugbrücke dienende Planke schritt. Sie ging dem Walde zu, wie sie dem Geliebten versprochen hatte. Kein Menschenkind war weit und breit zu schauen; mit schwerem Flügelschlag strebten etliche krächzende Raben dem in der Ferne winkenden Klosterturm entgegen. Hell klang der Gesang der Jungfrau, ein frommes, altes Weihnachtslied in das Wehen des Morgenwindes. Da wo die Lichtung des Waldes einen freien Ausblick bot, blieb sie stehen und schaute noch einmal empor nach dem Elfinger Berghaus. Den Geliebten erspähte sie mit ihren scharfen Augen nicht; denn er war, als noch die Sterne blinkten, in den Tannwald gegangen, seiner Braut den versprochenen Stechpalmzweig zu holen. Wohl aber sah sie jetzt hoch oben am Saum des Elfinger Weinberges drei Reiter aus dem Knittlinger Forst traben. Sie näherten sich dem Berghaus, sie rüttelten an der verschlossenen Thüre, pochten an die wohlverwahrten Fensterläden und deuteten mit lebhaften Gebärden bald hinab nach dem Kloster, bald nach der Fischerhütte. Dann umritten sie wieder das Berghaus, als ob sie zunächst gegen Oswald etwas Schlimmes im Schilde führten.

„Das sind die Böhmen,“ sprach die Jungfrau bei sich selbst; „sie sollen nicht meinen, daß ich ein böses Gewissen habe und ihnen ausweiche.“

Rasch entschlossen verließ sie den Waldpfad und stieg an das Ufer des Gerungssees hinab. Ihres Versprechens nicht mehr eingedenk, teilte sie das Schilfröhricht mit ihren Armen, bahnte sich einen Weg und setzte ihren Fuß auf die spiegelglatte Eisdecke. Der See war fest überfroren, nur manchmal krachte und knatterte das Eis unter ihren Schritten. Wenn sie der Spur des Rasendammes folgte, dessen grüne Halme sie deutlich durch das kristallklare Eis schimmern sah, konnte sie nach ihrer Meinung keinerlei Gefahr laufen.

Inzwischen hatten die Reiter aus einer bewaldeten Thalklinge hervorkommend, sich dem Gerungssee auf etliche hundert Schritte genähert und die über das Eis schreitende Jungfrau erspäht.

„Herr, was gilt's?“ wandte sich einer der Knechte an den Ritter Rokyczana, „das ist die schöne Braut, so man Euch vorenthält. Befehlet Ihr, so wollen wir eine Jagd auf sie anstellen. Es mag ein lustig Treiben werden!“

„Ich befehle Dir nichts,“ entgegnete der Ritter finsteren Blickes, „sie entgeht mir nicht, ich will mir aber im Kloster Maulbronn nicht nachsagen lassen, daß ich Gewaltthat und Jungfrauenraub in deutschen Landen verübt habe. Förmlich und feierlich soll Thekla von Tauß aus den Händen der Kuttenträger mir ausgeliefert werden.“

Da drang plötzlich ein markerschütternder Schrei vom

See her. Dort wo die Strömung der Salzach den Rasendamm des Sees durchschneidet, war die trügerische Eisdecke unter den Füßen der arglosen Jungfrau eingebrochen. Noch einmal ein Schrei, die Wellen schlugen empor, dann war alles still.

„Auf! Ihr zu Hilfe! Sie gehört uns!" ruft Rokyczana. In rasendem Lauf sprengen die drei Reiter nach der Unglücksstätte. Rokyczana wirft seinen Mantel unter den alten Birnbaum, der am Wege steht. Dann stürzt er, seinen Knechten voran in den Gerungssee. Das Eis des Teiches bricht klingend in großen Schollen unter den Hufen ihrer Pferde. Die Männer achten es nicht, sie treiben ihre schnaubenden Tiere vorwärts. Der Hund springt heulend und winselnd über die schwankenden Eisschemel. Von der entschwundenen Jungfrau immer noch keine Spur, und schon reicht das Wasser den Rossen bis an die Brust, bis an den Hals. Die treuen Tiere versuchen zu schwimmen und vorwärts zu rudern, aber die sich drängenden Eisschemel hindern am raschen Vorwärtskommen. Endlich dort etliche zwanzig Schritte abwärts von der Falle des Rasendammes steht der Hund still und stößt ein heiseres Gebell aus. Ein Büschel dunkler Lockenhaare wird im Treiben der Eisschollen und der grauen Fluten sichtbar und nun taucht auch eine starre Hand auf. Rokyczana hat den Ort erreicht und zieht mit Hilfe seiner Knechte die totbleiche Jungfrau aus dem Wasser. Er hebt sie auf sein Roß, sie liegt wie schlafend, aber starr und kalt an seiner Brust; er arbeitet sich mit

ihr an das Ufer. Dort legt er das Mägdlein unter den alten Birnbaum und hüllt ihre erstarrten Glieder in seinen Mantel. Er reißt ein blankgeschliffenes Fläschchen von böhmischem Glas aus seiner Satteltasche und versucht eine stärkende Flüssigkeit der Jungfrau in den Mund zu träufeln; aber die festgeschlossenen bleichen Lippen rühren sich nicht. Alle Versuche den erloschenen Lebensfunken in der Erstarrten neu anzufachen sind vergeblich.

Inzwischen war der jüngere Knecht mit den drei Rossen ins Kloster geeilt, während der Ritter mit dem älteren Totenwache hielt. Die Hilfe blieb für die Wartenden lange aus; die Minuten dehnten sich endlos lang.

„Befehlt Ihr, Herr," begann der Knecht, „so wollen wir versuchen, das Kind auf Eurem Mantel ins Kloster oder in die Fischerhütte zu tragen." Der Ritter schüttelte unwillig den Kopf.

„Nein! Diejenigen, welche Thekla von Tauß in den Tod geschickt haben, sollen hierher kommen und sehen, was sie mit ihrem Trotze angerichtet."

Die beiden bemerkten nicht, daß der Fischmeister Bernhard und die alternde Elisabeth, von einer schlimmen Ahnung beunruhigt, mit zitternden Schritten über den gefrorenen See gewandelt kamen. Da erhub sich herzbrechendes Klagen. Der Fischmeister kniete an der Leiche des geliebten Kindes in den Schnee nieder. Mutter Elisabeth barg die eisstarrenden Locken in ihrem Schoß.

Endlich, endlich kam auch vom Kloster Hilfe, die doch keine Hilfe war: der Abt auf seinem Wagen mit

einem heilkundigen Bruder. Eine Anzahl von Cisterziensern, unter ihnen Prior Baldwin, in eiligem Lauf hinter dem Wagen drein. Aber dem heilkundigen Bruder blieb nichts anderes zu thun übrig, als zu bestätigen, daß dieses Herz aufgehört habe zu schlagen. Die Mönche standen ratlos und schweigend; einem einzigen von ihnen stürzten die heißen Thränen über die Wangen. Es war der jüngste der Brüder und hieß Romuald. Er habe bis jetzt trotz seiner Holzschnitzkunst nicht gewußt, wie eine Heilige aussehe, flüsterte er dem Bibliothekar Sigbert zu; jetzt sei's ihm kund geworden.

Tieferschüttert standen Rokyczana und Abt Johannes an der Leiche einander gegenüber. „Wollen wir uns fürder zanken, wem dieses schuldlose Kind gehört?" fragte der Abt.

„Ich werde mir's überlegen," antwortete der Ritter, „ob wir nicht auch die Tote mit ins Böhmerland nehmen, zum Zeichen, daß sie uns im Leben mit Unrecht vorenthalten worden ist. Thekla von Tauß soll neben ihrem Vater in Prag ruhen."

„Ich bin bisher nachgiebig gegen Euch gewesen," erwiderte der Abt bestimmt, „in diesem einen Punkt weiche ich Euch nicht. Theklas Mutter ruht in Kostnitz, und diese ihre Mutter ist meine geliebte Schwester; wollet Ihr die Tote nicht im Frieden unseres Klosters lassen, so geleiten wir sie miteinander gen Kostnitz."

„So mögt Ihr sie behalten," schloß Rokyczana trotzig: „Johann Huß ist an einem heißen Sommertag in der qualmenden Lohe des Scheiterhaufens erstickt, diese im eisstarrenden Wasser." —

„Wohlthäterinnen des Klosters," wandte sich der Abt an die Brüder, „dürfen nach altem Recht und Brauch im Kloster beigesetzt werden; gefällt es Euch, so räumet dieser Jungfrau eine Ruhestätte im Kreuzgang ein; dort am Weihwasserkessel, wo ich mir selbst mein Plätzchen ausersehen habe, wenn mir die Stunde schlägt, frei von der Welt ins Jenseits zu wandern."

Die Brüder nickten. „Wir feiern eine traurige Weihnacht," flüsterten sie unter einander.

„Sie war eine Wohlthäterin des Klosters," nahm der Prior Baldwin das Wort, „wenn sie auch kein irdisch Gut gestiftet hat. Eine Stimme wie die ihrige werden wir nie wieder erschallen hören über dem Lettner."

Als sie die Jungfrau auf den Wagen gebettet hatten, drängte sich Oswald durch die Reihe der Umstehenden. Er hatte den letzten irdischen Wunsch der Geliebten erfüllt und ihr den Stechpalmzweig geholt im fernen Tannwald. Die wilde Wut überwog bei ihm den heißen Schmerz, bis ihn der Abt zum Frieden und zur Stille angesichts der Toten ermahnte. Da legte er schweigend den grünen Schmuck der Stechpalme auf die Erstarrte.

Der Abt aber sprach: „Du wirst einmal die Palme der Überwinderinnen in deiner Hand tragen; Thekla, mögest Du im Himmel werden, was ich auf Erden sein wollte, aber in menschlicher Schwachheit nicht geworden bin — ein Engel des Friedens."

Gerhard von Enzberg.

(1518.)

1. Regenwetter.

Die stattlichen Lindenbäume, welche vor der Westseite des Klosters Maulbronn standen, reckten ihre Wipfel und Äste weit hinaus, gleich als wollten sie mit dem zierlichen Rundbogenfries im Giebelfeld der Kirche, oder mit den spitzen Strebepfeilern der längs des Klostergebäudes hinlaufenden Halle in kühnem Aufstreben wetteifern. Aber unablässig rann der Regen schon den ganzen Nachmittag durchs Blätterdach der Linden; die Bienen, die noch vor wenigen Wochen in ihren Blüten so emsig süße Beute gesammelt, hatten sich mißmutig in ihre Strohkörbe an der Umfassungsmauer des Klosters zurückgezogen, und die Vögel, die sonst mit ihrem Gesang die Lindenbäume belebt hatten, waren verstummt. Manchmal huschte noch eine Schwalbe dicht am Boden des weiten Klosterhofs hin, aber nur um alsbald wieder ihre regendurchnäßten Schwingen unter dem Vorsprung des neuen Ziegeldachs, das den Winterspeisesaal bedeckte, zu bergen.

Drinnen in der prächtigen Hauptkirche ging der Abend-

gottesdienst zu Ende; die Insassen des Klosters hatten den, der Wolken und Winde lenkt, um milden Sonnenschein gebeten, damit das Getreide, das auf den Klosteräckern stand, vollends der Ernte entgegen reifen könnte, und damit die Trauben, die an den Rebstöcken des Elfinger Berges und der Reichshalde hingen, nicht gar zu hart, grün und sauer blieben.

Da trat ein junger Mönch aus dem Portal der Kirche unter den Eingang des „Paradieses“, d. h. der kühn gewölbten Vorhalle, und blickte prüfend hinaus nach Westen, ob er nicht über dem Dache der Schmiede, oder über dem Giebel der Laienherberge, oder über dem spitzen Türmchen der Dreifaltigkeitskapelle einen blauen Fleck am wolkenbedeckten Himmel zu erspähen vermöchte. Aber es gelang ihm nicht, seiner stillen Hoffnungen froh zu werden, und fröstelnd hüllte er sein geschorenes Haupt in die spitz zulaufende Kapuze. Nun näherte sich ihm mit langsamen Schritten ein ebenfalls mit klösterlichem Gewand angethaner Mann, der in mittlerem Lebensalter stehen mochte; seine Augen waren glanzlos und grau wie der Himmel, der sich über dem Maulbronner Thal wölbte; und doch spiegelte sich darin der Friede einer gottergebenen Seele. Er legte dem jüngeren Bruder die Hand auf die Schulter und begann in lateinischer Sprache: „Ihr galiläischen Männer, was stehet Ihr hier und sehet gen Himmel?“

„Wohl ist es not gen Himmel zu blicken,“ erwiderte der junge Mönch, indem er sich lächelnd umwandte, „und

wenn der Regen noch ein paar Tage so fortdauert, so mag es selbst den Barben und Weißfischen in unsern Teichen zu naß werden. Meinst Du nicht auch, Gerhard?"

„O ja, Bruder Valentin; ich denke, selbst die Barben und Weißfische haben es gern, wenn die Sonne in die Fluten scheint, darin sie spielen und scherzen. Doch Du darfst mir glauben, daß auch ich den Sonnenschein mit sehnendem Herzen misse, obwohl schon seit langer Zeit kein Strahl des glänzenden Gestirns, der den Spiegel des Teiches küßt, wenn er durch die Wolken bricht, in den Spiegel meines Auges mehr fällt."

„Wie lang ist es her, daß Du blind bist, Gerhard?" fragte der junge Mönch teilnehmend.

„Das kann ich Dir nicht genau sagen. Bis in mein vierundzwanzigstes oder fünfundzwanzigstes Lebensjahr sah ich, soviel ich mich erinnere, alle die herrlichen Werke der Schöpfung klar und deutlich. Dann aber schwand in jungen Jahren bis auf einen ganz matten Schein meine Sehkraft hin, wie die Blüte am Baume welkt. Woher es kam, weiß ich nicht. Vielleicht hatte ich meine Augen zu sehr angestrengt, wenn ich die vielen Zahlen schrieb, um den Lauf der Gestirne zu berechnen, oder wenn ich den Zirkel und die Reißfeder handhabte, um das verschlungene Maßwerk eines Spitzbogenfensters aufs Pergament zu zeichnen. Meine Mutter meinte, der Schaden rühre von einem Stoß her, den ich bei einem Turnier in der Nähe des linken Auges erhalten hatte. Hier ist die Schramme." Er legte den Zeigefinger in eine Narbe, die ihm quer über den

Backenknochen lief. Dann fuhr er fort: „Vor etwa zwölf Jahren begann ich alle Dinge dieser Welt nur noch wie durch einen dünnen Schleier, wie durch Nebel und Rauch, wie durch geschwärztes Glas zu sehen. Der Himmel verlor für mich seinen Glanz und die Blumen im Garten unseres Schlosses wurden blaß. Dann ward es dunkel um mich her und immer dunkler, zuletzt war es Nacht.“ Er wischte sich eine Thräne ab, die ihm aus dem glanzlosen Aug über die Wange rann.

Valentin betrachtete den Blinden eine Weile mit stummem Mitleid. Dann begann er: „Ich wußte bisher nicht, daß auch Du sehnendes Heimweh hast nach dem Strahl der Sonne. Erst gestern sagte Bruder Berthold im Parlatorium, es sei ein Kleeblatt im Kloster, dem gelte es gleich, ob der Himmel regendunkel sei oder hellblau.“

„Und wer soll dieses Kleeblatt sein?“ fragte der Blinde.

„Das sei,“ sagte Berthold, „erstlich der Laienbruder Gerhard von Enzberg, denn um ihn herrsche bei Tag und Nacht, bei heiterem und trübem Wetter undurchdringliches Dunkel. Das sei ferner Johann Faust, der Schwarzkünstler, denn er brodle vom frühen Morgen bis zum späten Abend in den krummhalsigen Glasflaschen seiner Küche die wundersamen Säfte, um den Stein der Weisen zu bereiten. Das sei drittens der Abt Entenfuß von Maulbronn, Johann der Achte, denn er liebe das Gold, das man aus der Erde gräbt, und das ihm Faust künstlich zu

bereiten versprochen, mehr als das klare Gold des Elfinger Weins, mehr als das goldene Licht der lieben Sonne. Dort geht der Abt über den Hof, ihn kümmert das rieselnde Naß nicht, obwohl es auch für die Ausführung seiner Bauten recht hinderlich ist, und siehe, er schreitet durch die Pfützen des Hofes wie eine Ente."

„Weißt Du, warum man den Abt, Johann den Achten, den „Entenfuß" nennt?" fragte Gerhard.

„Wie sollte ich es wissen?" entgegnete Valentin, „bin ich doch der jüngste unter den Brüdern, und keiner ist freundlich und mitteilsam gegen mich, wie Du, Gerhard."

„Ich will es zu gelegener Stunde Dir erzählen. Doch für heute laß mich, anstatt die Zeit zu verplaudern, meiner Arbeit nachgehen."

„Du gedenkst an Deiner Sonnenuhr zu arbeiten?"

„Ja, ich werde den Zeitmesser morgen oder übermorgen vollenden."

„Aber wenn nun die Sonne nicht scheint, was soll dann die Sonnenuhr?"

„Sie wird wieder scheinen," entgegnete der Blinde mit ruhiger Zuversicht. „Willst Du nicht auch mein Kunstwerk sehen?"

„Ja, laß es mich schauen! Es ist mir immer ein Rätsel gewesen, wie ein blinder Mann die schwarzen Linien mit haarscharfer Genauigkeit auf die Wand zeichnet, wie er die Zahlen an die richtige Stelle setzt, und wie er den Eisenstab, dessen Schatten die Stunden weist, genau unter dem vorgeschriebenen Winkel in die Mauer der Wand einfügt."

„Meine Sehkraft,“ erwiderte Gerhard lächelnd, „liegt in den Fingerspitzen. Zuerst ritzte ich mit eisernem Stift die Linien der Uhr in den frisch aufgetragenen Kalk. Dann fuhr ich den eingeritzten Linien mit schwarzer Farbe nach, damit ihr Sehenden etwas davon hättet. Den Winkel aber, unter welchem der Eisenstab in die Mauer einzufügen war, konnte ich leicht treffen, denn ich zähle die Einteilung der Grade am Winkelmaß fast so schnell wie ein Sehender, und ich treffe zum Beispiel einen Winkel von fünfundvierzig Graden ohne Zirkel, ohne Winkelmaß fast bis auf die Minute genau.“

Nun schritten die beiden Klosterbrüder die Westseite des Gebäudes entlang bis zu der Stelle, wo Abt Johannes Entenfuß südlich vom Laienrefektorium über dem Keller den neuen Winterspeisesaal hatte erbauen lassen. Zwischen zwei Fenstern des neuen Gebäudes hatte Gerhard von Enzberg, der Laienbruder, dem Auftrag des Abtes gemäß die Sonnenuhr gemacht, damit der Bruder, der die Schlaguhr der Klosterkirche besorgte, die richtige Zeit daran absehen könnte, ohne sich vorher an die Südmauer des Speichers zu verfügen, wo schon in früheren Jahren eine Sonnenuhr angebracht worden war.

Ohne durch eine unsichere Bewegung den Mangel des Gesichts zu verraten, stieg Gerhard die Leiter des Stangengerüstes hinan, das ihm die baukundigen Mönche für die Ausführung seiner Arbeit aufgeschlagen hatten. Valentin folgte ihm. Vor dem noch immer herabrieselnden Regen waren die beiden durch den Vorsprung des Daches

leidlich geschützt. Aus der tiefen Nische des Fensters holte der Blinde Pinsel und ein Kölbchen mit schwarzer Farbe, dann begann er mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit die Umrisse der römischen Zahlen, die er auf die Mauer geritzt und vorgezeichnet hatte, nachdem er sie zuvor mit den Fingerspitzen betastet, auszuführen.

Valentin sah ihm eine Weile zu, dann blickte er wieder hinaus nach Westen und sagte seufzend: „Immer noch nichts Blaues am Himmel! Und solange es dort zwischen dem Elfinger Berg und dem Asberg nicht lichter wird, ist für das Salzachthal keine Besserung des Wetters zu erwarten."

„Um den Abend wird es helle sein, nach dem Wort des Propheten," entgegnete der Blinde.

„Es wäre die höchste Zeit," seufzte der junge Mönch. „Ich habe seit etlichen Jahren, seit dem kalten Winter, da sich alle Gewässer mit einer dicken Eisrinde bedeckten, da man auch über den großen Aalküstensee mit Lastwagen gefahren ist, da unsere Mühle stille stand, dieweil sie eingefroren war, und wir aus Mangel an Mehl das Getreide in den Kesseln kochen mußten, die Witterung eines jeden Jahres getreulich in des Klosters Chronika aufgezeichnet. Im folgenden Lenz, da man zählte nach der Geburt des Herrn 1515 Jahre, trat das Tauwetter mit reißender Schnelligkeit ein, also daß auch unsere so stille und friedliche Salzach zum zürnenden und tosenden Waldstrome ward. Kurz vor der Ernte aber traten die Flüsse noch einmal aus ihren Ufern. Das folgende Jahr brachte Nässe und Kälte. Heuer aber hieß es: Sankt Georg und

Sankt Marks bringen dem Rebwerk oft noch Args. Weißt Du noch, wie kurz nach Ostern im ganzen Gefilde nichts Grünes mehr zu sehen war? Wenn man nicht alles aufschreibt, wie ich thue, hat man nach ein paar Monaten das meiste wieder vergessen. Du denkst wohl auch nicht mehr daran, Gerhard, da Du es nicht mit Deinen Augen gesehen und es nicht auf Papier oder Pergament aufgezeichnet hast?"

„Wohl ist mir manches Widerwärtige, was mir in der Zeit meines Lebens begegnet ist, aus dem Sinn entschwunden. Ich danke Gott dafür; doch habe ich nicht vergessen, wie trefflich der wenige Wein, der vor zwei Jahren gewachsen ist, mundet. Mangel haben wir ja noch nie gehabt, Valentin," setzte der Blinde bei, indem er nach dem seitwärts vor der Klosterkirche stehenden, stattlichen Speicher hinüberdeutete.

„Wenn aber heuer die Hälfte der Ernte wieder durch den Regen zu Grunde geht, so werden die Hörigen des Klosters darben, und für uns wird das Einheimsen des Getreides keine Freude, sondern saure Mühe sein. Warum verhängt Gott so viel Schweres über uns?"

„Er will uns damit zur Buße führen und zur Erkenntnis unserer Sünden."

„Aber, Gerhard, wir thun ja mehr Buße als —"

„Mehr Buße als —?" fragte der Blinde gespannt, da der junge Bruder plötzlich inne hielt.

„Mehr Buße als den Christen durch das Gesetz und uns durch unsere Ordensregel vorgeschrieben ist," entgegnete

Valentin. „Wo lassen wir es denn fehlen am Beten und Fasten, an Gelübden und Meßopfern? Wir üben uns im Schweigen und im Gehorsam.“

„Und sind dennoch Sünder,“ fiel Gerhard ein.

„Wohl, wie alle Menschen nicht frei sind von sündigem Verderben. Aber welchen unter den Brüdern möchtest Du einen Sünder nennen, ich meine einen großen und schweren Sünder?“

„Mich selbst, Valentin!“

„Dich! Ich habe bisher zu Dir aufgeschaut wie zu einem Heiligen.“

„Daran hast Du sehr thöricht gethan!“

„Mit mehr als menschlicher Geduld erträgst Du Deine Blindheit.“

„Ach, Valentin, ich werde noch viele, viele Jahre brauchen, die Sünden meiner Jugend zu büßen.“

„Ich kann Dir's nicht glauben. Welche schwere Sünde sollte auf Deinem Gewissen lasten?“

„Ich habe meinen Vater und meine Mutter betrübt, indem ich ins Kloster ging.“

„Und ich bin aus Gehorsam gegen meine Eltern ein Mönch geworden,“ seufzte Valentin. „Meine Mutter hat mich, da ich noch nicht wußte, was rechts und links ist, dem klösterlichen Leben geweiht. Aber Du hast Gott einen Dienst gethan, Gerhard, da Du ihm mehr gehorsam gewesen bist, als Deinem Vater und Deiner Mutter, und Dich aus der lauten Welt in klösterliche Stille zurückgezogen hast.“

„Ich habe es nicht Gott zulieb gethan, sondern nur meinen eigenen Willen durchgesetzt. Ich wollte kränkenden Worten, die ich in unserm Schloß hören mußte, ausweichen und hoffte hinter den Klostermauern das Licht meiner Augen wiederum zu erhalten. Gott hat sich in neun langen Jahren noch nicht zu meiner Hoffnung bekannt."

„Es ist wahr," sagte der junge Mönch nachdenklich, „gegen die Herbigkeit des Leidens, mit dem Du heimgesucht bist, ist es ein Geringes, wenn wir etliche Wochen auf gut Wetter und lieblichen Sonnenschein warten müssen. Ich will nicht mehr murren."

„Das ist nicht genug, Valentin. Wir müssen alle dafür danken lernen."

„Danken für das schlimme Wetter? Nein, Gerhard, das ist zu viel verlangt. Man kann nur für eine Wohlthat danken."

„Gott giebt uns mit dem schlimmen Wetter eine gute Lehre."

„Daß er alles in seiner Hand hat. Das wissen und glauben wir schon vorher."

„Nein, daß Geben seliger ist als Nehmen. Das haben wir bis jetzt noch nicht genug beherzigt. Der geräumige Speicher, den die Brüder dort drüben errichtet haben und der, wie ihr sagt, selbst unser Gotteshaus überragt, predigt das Gegenteil: Nehmen ist seliger als Geben."

„Wir müssen doch unser täglich Brot haben."

„Das haben wir auch bis auf den heutigen Tag ge-

habt. Und mehr als das. Wir haben im Überfluß gelebt. Von unserem Überfluß läßt der Abt ein stattlich Bauwerk nach dem andern aufführen."

„Aber — auch was wir bauen, haben wir Gott zu Ehren gebaut!"

„Gott zu Ehren vielleicht; aber nicht immer unsern Brüdern zum Besten."

„Freilich unsern Brüdern zum Besten! Zum Seelenheil derer, die sich aus der Welt in des Klosters Frieden flüchten."

„Lieber Valentin, ich meine unter den Brüdern nicht die, so sich das Haar scheren lassen und sich mit schwarzweißem Gewand kleiden. Du hast vorhin geklagt, wenn die Ernte auch heuer wieder mißrate, so werden des Klosters Hörige darben müssen. Gut, wenn es auf den Herbst kargen Trunk und schmale Bissen giebt, so wollen wir lernen, wie man dem Hungrigen sein Brot bricht." —

Gerhard hatte, während er solches sprach, eifrig fortgemalt. Valentin schwieg eine Weile nachdenklich. Dann begann er wieder: „Du redest wie ein Weiser des Altertums und wie ein Christ. Aber es ist doch hart, wenn man, ohne die Arme zu rühren, mit ansehen muß, wie der liebe Gott den Segen, welchen er auf dem Felde hat wachsen lassen, durch wochenlangen Regen selbst verderbt."

„Willst Du nicht lieber mir bei meiner Arbeit helfen, Valentin, anstatt weiter unnütz zu klagen?" fragte der Blinde. „Hier auf dem Spruchband fehlt noch ein gutes

passendes Wort, willst Du mir es schreiben? Du verstehst das Buchstabenmalen besser als ich."

„Wohl," erwiderte Valentin, „doch weiß ich gerade nichts Treffendes, weder aus den Schriften der Kirchenväter, noch der heidnischen Weisen."

„Mir ist ein Spruch eingefallen, den meine Mutter im Mund zu führen pflegte."

„Und wie heißt er?"

„Quum sol non lucet, patientia opus est. Das paßt vielleicht auch für Dich und die anderen Brüder. Erweise Dich als einen guten Lateiner und als einen guten Christen, indem du mir den Spruch gereimt in die heimische Sprache dolmetschest."

Der junge Mönch besann sich eine Weile, dann sagte er mit leichtem Erröten:

„Wenn nicht glänzt der Sonne Schein,
Wird Geduld vonnöten sein.

Es ist ein gutes Wort, ich werde es schreiben und darnach handeln."

Er machte sich sogleich an die Arbeit, und als ein paar Tage hernach der Himmel sich aufgehellt hatte und die baukundigen Klosterbrüder das Stangengerüste entfernten, dieweil die Sonnenuhr fertig war, prangte für sie alle im Strahl der Abendsonne das weise Wort der Mutter Gerhards von Enzberg:

Quum sol non lucet, patientia opus est.

2. Nächtliches Dunkel.

Die folgenden Wochen gingen für die Bewohner des Klosters Maulbronn unter strenger Arbeit vorüber. Die Sonne hatte den Sieg behalten; das Getreide, das sich in der Regenzeit gelagert hatte, richtete sich unter ihren erquickenden Strahlen wieder auf, und an den Weinstöcken färbten sich langsam die schwellenden Beeren. Valentin erprobte seine jugendliche Kraft an der Sichel, mit der er die Weizenhalme abschnitt, und an der hölzernen Gabel, mit der er die zusammengebundenen Garben auf den hochbeladenen Wagen schwang. Die Klosterbrüder wurden ihres Lebens froh, weil sie sich ihrer Feldarbeit freuten, denn sie waren in Maulbronn dem alten Wahlspruch der Cistercienser treu geblieben: „Mit dem Kreuz und dem Pflug!"

Johann Faust, der Schwarzkünstler, hatte in seiner Küche den Stein der Weisen nicht gefunden, und dem Abt, Johannes Entenfuß, der, um seine Baulust zu befriedigen, viel Geld brauchte, begann die Erkenntnis zu dämmern, daß es besser sei, durch fleißige Arbeit im Feld und Weinberg die Güter der Erde in Gold zu verwandeln, als durch fürwitzige Künste in der Zauberküche. Der Schwarzkünstler war auf die Hochschule Krakau abgegangen, um dort das Goldmachen zu erlernen.

Gerhard von Enzberg konnte bei der Feldarbeit keine Hand anlegen. Still und in sich gekehrt fuhr er mit den andern Brüdern morgens hinaus ins Kornfeld, still und

in sich gekehrt ging er am Abend hinter dem hochgetürmten Garbenwagen her, heim ins Kloster. Zwischen hinein wandelte er in den Furchen des Stoppelfeldes auf und ab, ein paar körnerschwere Ähren in der Hand, oder er suchte am benachbarten Waldesrand würzige Blumen und Kräuter, deren Duft ihn erquickte, während er ihre Farbe und ihre Gestalt nicht zu schauen vermochte.

Die Ernte war beinahe beendigt, da vertraute Gerhard eines Abends dem Bruder Valentin, der mehr und mehr ihm innig befreundet worden war, daß ihm ein banger Tag bevorstehe, der ihm entweder hohes Glück bringen oder viel fruchtlose Schmerzen schaffen werde. Herzog Ulrich von Wirtemberg hatte nämlich etliche Jahre zuvor in seinem Krieg mit der Pfalz, nachdem seine Kanonenkugeln an den Mauern der Klosterkirche schlimme Denkzettel hinterlassen, sich des Klosters mit stürmender Hand bemächtigt; aber während die andern Brüder dies als eine schwere Strafe des Himmels ansahen, war für Gerhard von Enzberg aus dem Unglück ein Glück oder wenigstens der Schimmer einer leisen frohen Hoffnung erblüht. Der Leibarzt des Herzogs, ein heilkundiger Feldscherer, hatte die erblindeten Augen Gerhards untersucht und sich anheischig gemacht, er wolle ihm durch einige Schnitte in den Augapfel mit Gottes Hilfe das Gesicht wieder verleihen. Er hätte die Operation gleich damals vorgenommen, wenn er seine feingeschliffenen Messer zur Stelle gehabt hätte. Inzwischen hatten die Unruhen der kriegerischen Zeit den Leibarzt weiter in die Fremde ge-

führt, lange Jahre hatte Gerhard nichts mehr von ihm vernommen; doch hatte der Arzt sein Versprechen nicht vergessen. Einige Tage bevor die Ernte in Maulbronn beendigt wurde, hatte er dem Blinden Botschaft gesandt, er werde, noch bevor der Herbst beginne, in Maulbronn erscheinen, seine feingeschliffenen Messer mitbringen und die Operation versuchen. Mit täglich steigender, fast fieberhafter Ungeduld wartete Valentin auf die Ankunft des Leibarztes, sein blinder Freund dagegen bewahrte seinen Gleichmut. Er sagte: „Wenn nicht glänzt der Sonnenschein, wird Geduld vonnöten sein."

Endlich kam der Leibarzt und vollzog die schmerzhafte Operation. Gerhard von Enzberg zuckte kaum, als ihm Valentin den Kopf festhielt und als ihm die blanke Klinge des Messers die Hornhaut der Augen durchschnitt. Die Operation schien geglückt zu sein, doch verordnete der Arzt, daß sich der Genesende etliche Wochen in der dunkeln Kammer halten müsse, bis sich sein Auge an das langentbehrte Licht wieder gewöhnt habe. Gerhard lag in seiner Zelle, deren schmales Fenster mit dichtem schwarzem Tuch verhängt war. Valentin leistete dem kranken Freund treuen Dienst in aufopfernder Pflege. Auf die härteste Probe ward die Geduld des Genesenden gestellt, als er von seinem Vater die Kunde erhielt, daß dieser von einer langen ritterlichen Fahrt heimgekehrt, aber von schlimmer Seuche ergriffen, totkrank in seinem Schloß darniederliege und vor seinem Abscheiden seinen einzigen Sohn noch einmal zu sehen und zu sprechen wünsche. Aber wenn

Gerhard nicht das kaum gewonnene Augenlicht wiederum aufs Spiel setzen wollte, durfte er dem Ruf keine Folge leisten. Valentin benachrichtigte die Eltern Gerhards hievon, so oft er einen geeigneten Boten auffinden konnte.

Schon reiften im Elfinger Berg und in der Reichshalde am Weinstock die edlen Beeren. Am ersten sonnenhellen Oktobernachmittag brachte Valentin ein paar reife Frühtrauben dem kranken Freund in die dunkle Zelle. Gerhard kostete die süße Frucht, doch war er an diesem Tage ungewöhnlich ernst.

„Ich werde meinen Vater nicht mehr schauen," begann er, „seine Hand wird nicht mehr segnend auf mir ruhen. Und doch treibt es mich mit sehnender Gewalt in das Haus meiner Eltern, und eine innere Stimme sagt mir, daß mein Vater einen köstlichen Segen, ein teures Erbe mir hinterlassen werde."

„Ich meinte bisher, Du verlangtest hauptsächlich deshalb nach Haus, weil Du Dich mit Deinem Vater versöhnen wolltest; denn man sagt, Du seiest vor neun Jahren im Unmut aus Deinem Elternhause gegangen; Du würdest, wenn Du kein Verstoßener wärest, das stattliche Gewand eines Ritters, nicht das schlichte Kleid eines Laienbruders tragen. Man sagt, Du habest Dich dereinst mit Deinem Vater um unseres Abtes willen verfeindet. Umsomehr wundern wir uns, daß Du dem Johannes Entenfuß keinen Groll nachträgst. Ich habe mich bisher gescheut, Dich über diese Dinge zu fragen, doch da Du jetzt selbst darauf zu reden kommst . . ."

„Du hast ungefähr das Richtige vernommen," erwiderte der Genesende, „doch auch nur ungefähr. Vor allem muß ich, Gott sei Dank, die Versöhnung mit meinem Vater nicht erst suchen, denn ich habe sie längst gefunden. Nie habe ich gegen meinen Vater einen Groll im Herzen gehegt, so wenig als gegen Johannes Entenfuß. Doch willst Du die Geschichte meiner Jugend hören, Valentin?"

„So höre denn! Ich bin das älteste Kind meiner Eltern, der Grafen von Enzberg, die seit langen Jahren auf der Burg Hohenrieth hausten. Mein Vater aber besaß von jeher das kleine Schloß zu Ewesheim. Ich hatte vier Schwestern, eine ist an einen edlen Mann verheiratet, die drei andern sind ins Kloster gegangen und haben den Schleier genommen. Einen Bruder hatte ich nicht. Umsomehr war mein Vater darauf bedacht, mich zu einem wackern Ritter heranzubilden. Ich lernte alle Leibesübungen, wie sie einem jungen Grafen wohl anstehen, ich lernte fechten, reiten, schwimmen und tanzen. Doch hatte ich von früher Jugend an mehr Freude an Büchern als an Waffen und handhabte lieber das Schreibrohr, die Reißfeder und den Zirkel, als den Schild, den Speer und das Schwert. Die Sterne, die droben am Himmelsgewölbe so still und geräuschlos ihre Bahnen wandeln, zu beobachten, machte mir mehr Lust als ein Fähnlein reisiger Ritter, und lieber zeichnete ich das Maßwerk eines spitzbogigen Kirchenfensters auf das Pergament, als daß ich ein ritterliches Wappen malte. Meine fromme Mutter ließ mich in dem, was meinem Herzen Ergötzen schaffte,

gewähren, aber meinem Vater mißfiel es, daß ich mehr Anlage zu einem Baumeister oder Sternseher zeigte, als zu einem streitbaren Manne.

„Er nahm deshalb noch in vorgerückten Jahren Kriegsdienste bei dem Franzosenkönig Ludwig XI., der in seinen Fehden mit den widerspenstigen Vasallen an seines Reiches Grenze fremdländische Streiter suchte. Mein Vater befahl mir, daß ich, so jung ich noch war, mit ihm reite, er meinte, ich werde im fremden Lande bald ebensogroße Lust an dem abenteuerlichen Leben eines Ritters gewinnen, wie er selbst; doch der Mensch denkt und Gott lenkt.

„Ich ritt mit meinem Vater nach Frankreich, ich sah die weitgepriesenen Städte Paris, Toulouse, Orleans, ich sah viel Gutes und viel Schlimmes, wenn ich alles genau überschlage, mehr Schlimmes als Gutes.

„Eines Tages streiften wir durch die wilden Thäler des Pyrenäengebirges, das Frankreich von Hispanien scheidet; es galt dort etliche Burgherren, die der Macht des Königs trotzten, zu demütigen. Wir waren hinter unsern Kampfgenossen zurückgeblieben; denn mein Roß und ich noch mehr waren von dem langen beschwerlichen Weg ermüdet. Endlich verloren wir unser Fähnlein ganz aus den Augen, ich konnte nicht mehr weiter.

„Mein Vater schalt mich wegen meiner Weichlichkeit, wie er manchmal that, doch war er selbst froh, als wir in der menschenleeren Einöde endlich eine Hütte entdeckten, die an einem Felsen klebte und durch deren offene Fenster

der Rauch qualmte. Wir traten ein und begehrten einen Trunk Wasser, einen Bissen Brot und ein Nachtlager. Die Bewohner der Hütte aber, ein stattlicher Mann und eine wohlgebildete Frau mit einem Häuflein halbgewachsener Kinder, thaten fremd und scheu gegen uns und weigerten, was wir begehrten.

„‚Wir bezahlen's euch gerne,‘ sagte mein Vater. ‚Das hilft uns nichts,‘ entgegnete der Mann, ‚wir sind elende Leute, wir sind Cagots.‘ Dabei deutete er mit seinem Finger auf seine Schulter, welche mit einem bunten, in Gestalt eines Entenfußes ausgeschnittenen Tuchlappen gezeichnet war. Nun bemerkte ich erst im Scheine des Herdfeuers, daß alle Bewohner der Hütte solch Zeichen des Entenfußes trugen. Ich hörte zum erstenmal in meinem Leben den Namen Cagots, ich wußte nicht, was er bedeute, und Du weißt es wohl auch nicht, Valentin?“

„Ich habe das welsche Wort noch nie vernommen,“ erwiderte der Angeredete.

„Die Cagots sind ein verstoßener Volksstamm im Pyrenäengebirge. Woher sie kommen, weiß niemand. Manche wollen wissen, es seien die Reste des alten Gotenvolkes, das einst einen Teil Hispaniens erobert hat, aber dann von den Welschen wieder unterdrückt ward, und der Name, den sie tragen, laute eigentlich Canis gothus, zu deutsch gotischer Hund. Sie sind von allen Bewohnern des französischen Landes gemieden wie Pestkranke. Man versichert, sie seien mit dem Aussatz behaftet, haben auch kein Ohrläppchen und was dergleichen Märchen und Fabeln

mehr sind; denn in der That sind es stattliche blondhaarige Leute. Sie dürfen dortzuland nicht in die Gemeinschaft der andern Menschen kommen; denn es heißt, Gott selbst habe sie gezeichnet; deshalb müssen sie einen Entenfuß, aus buntem Tuch geschnitten, auf der Schulter tragen. Unser Abt Johannes Entenfuß aber ist ein Cagot.

„Doch laß mich in meiner Geschichte fortfahren! Wir blieben dieselbe Nacht in der Hütte der Cagots, trotzdem daß uns die Bewohner derselben flehentlich baten, wir möchten ihre verfluchte Nähe meiden. Mein Vater aber fand Wohlgefallen an dem ältesten Sohn, den man damals noch „Jean“ nannte, er wollte den Knaben, welchem Gott einen frischen Sinn in gesundem Leib verliehen, und der etwa vier Jahre älter als ich war, aus dem Bann seines elenden Lebens befreien. Er schlug seinen Eltern vor, man möge ihm den Knaben mitgeben; die Eltern willigten, nachdem sie sich lange geweigert, endlich ein. Der Knabe aber folgte uns mit Freuden. Er leistete uns zuerst in Welschland als Schildknappe vortreffliche Dienste, denn er kannte alle Wege und Stege des wilden Gebirges, mein Vater aber gab ihm ein neues Gewand und gebot uns, darüber zu schweigen, woher Johannes stamme.

„So ritt der fremde Knabe, als die Fehde im Pyrenäengebirge zu Ende war, mit uns ins deutsche Land und mein Vater hielt ihn im Schlosse zu Ewesheim wie seinen eigenen Sohn. Er war stärker und gewandter denn ich, alle ritterlichen Künste erlernte er spielend, daneben

war er scharfsinnig und klug. Meine Mutter liebte den Knaben nicht, denn sie meinte, der Vater setze dem Pflegekind gegenüber den leiblichen Sohn hintan. Unsere beiden Herzen aber verbanden sich in zärtlicher Freundschaft; wir waren wie David und Jonathan eine Seele.

„Mit besonderem Wohlgefallen bemerkte mein Vater, daß ich mit Johannes wetteifernd mich rühriger als sonst in ritterlichen Künste übte, und als ich vierundzwanzig Jahre alt war, brachte uns mein Vater an den Hof des Pfalzgrafen nach Heidelberg, wo wir zum erstenmal in einem Turnier als Kämpfer auftreten und den Ritterschlag empfangen sollten.

„Es war ein fröhliches Treiben am Hofe zu Heidelberg; insonderheit hatten sich auch viele junge Edelmänner aus Burgund und Frankreich eingefunden, an dem Ritterspiel teil zu nehmen. Indes sich aber Johannes mit Schwert und Lanze übte, nahm mir etwas anderes den Sinn gefangen.

„Du hast vielleicht schon gehört, Valentin, welch prächtigen Garten die Pfalzgrafen rings um ihr Schloß in Heidelberg angelegt haben. In diesem prächtigen Garten aber war auf niedriger steinerner Säule eine kleine Kanone aufgepflanzt, und wenn die Sonne genau im Mittag stand, fielen ihre Strahlen durch ein Brennglas auf das Zündloch der Kanone, so daß dieselbe durch einen Schuß die Mittagsstunde den Schloßbewohnern verkündigte.

„Durch irgend einen Zufall war die Vorrichtung verderbt worden, und der Pfalzgraf hatte einmal den

Wunsch ausgesprochen, daß sie wieder hergestellt würde. Die Aufgabe reizte mich, und statt Helm und Harnisch anzulegen und mein Roß zu tummeln, beschäftigte ich mich manch liebe Stunde damit, die Sonnenuhr wieder herzustellen. Johannes wurde unmutig darüber und schalt mich: ‚Wenn du deine Zeit mit solch unnützem Tand vertrödelst, wirst du im Turnier nicht mit Ehren bestehen.‘ Endlich, es war ein paar Tage vor dem Turnier, glaubte ich die Aufgabe gelöst zu haben und mit Ungeduld erwartete ich den ersten wolkenfreien Tag, an welchem sich die Richtigkeit meiner Berechnung erproben sollte. Hell ging endlich die Sonne über dem Neckarthal auf, und ich eilte am frühen Morgen in den Schloßgarten, mein Kunstwerk zu besichtigen. Aber ich fand es von frevler Hand zerstört. Die Malerei, mit der ich die Steinplatte geschmückt hatte, war ausgekrazt. Während ich noch mit Thränen in den Augen das zerstörte Werk meiner Hände betrachtete, trat Johannes heran, der mit mehreren französischen Edelleuten im Garten lustwandelte: ‚Nur den Mut nicht verloren, Gerhard,‘ rief er mir zu, ‚ich habe dir dein niedliches Spielzeug zerbrochen, damit du für anderes Zeit habest, was einem Rittersmann geziemt.‘

„Da übermannte mich der Zorn, und ich rief aus: ‚Freilich, das konnte nur ein Entenfuß wegscharren.‘ Ich sagte diese Worte in welscher Sprache, und die Franzosen verstanden sogleich den Sinn meiner Rede, denn man nennt einen Cagot auch canard, zu deutsch: „Entenfuß.“

„Johannes wurde zornbleich, dann rief er aus: ‚Wohl,

so will ich es nicht länger verleugnen, daß ich ein Canard bin, und du sollst die Krallen des Entenfußes verspüren.'

„Bisher hatte ich das Geheimnis der Abstammung des Johannes in verschwiegener Brust gewahrt, oder vielmehr ich hatte es selber längst vergessen, auch meine Mutter hatte nie etwas davon erfahren, woher Johannes stamme. War ja doch Johannes meinem Vater wie ein Sohn geworden, und er führte, wie ich selbst, unser Hauswappen im Schild: den goldenen Ring mit dem rotleuchtenden Edelstein im blauen Felde.

„Die Franzosen aber, nachdem sie sich vergewissert, daß Johannes aus der Hütte eines Cagot stamme, erklärten dem Pfalzgrafen, daß sie wider einen Canard nicht in die Schranken reiten würden, Johannes müsse der angemaßten ritterlichen Ehre verlustig erklärt und vom Turnier ausgeschlossen werden.

„Der Pfalzgraf war betrübt, denn er hatte den tapfern Jüngling lieb gewonnen, doch mußte er sich fügen, denn die französischen Edeln bestanden darauf, daß sie einen Hof, an dem ein Canard geduldet würde, meiden müßten.

„Das Turnier ging mit Pracht und Herrlichkeit vor sich. Ich hatte meinen Gegner mit Ehren bestanden, doch mochte ich mich meines Sieges nicht freuen, denn ich dachte meines Freundes Johannes, der mein Feind geworden war, und von welchem es hieß, er sei ohne Abschied aus der Pfalz geritten. Ich nahte mich der Pfalzgräfin, aus ihrer Hand den Kranz zu empfangen, da sprengte ein Reiter mit geschlossenem Visier in die Schranken und warf

mir den Handschuh vor die Füße. Ich wußte wer es war; er führte einen roten Entenfuß im Schild. Ich blickte fragend nach der Frau Pfalzgräfin empor, und sie rief hernieder: „Ihr müßt den Kampf annehmen, Gerhard von Enzberg, dann soll Euch der Kranz zu teil werden.

„Wir ritten gegeneinander und schon beim ersten Anprall hätte mich mein Gegner beinahe aus dem Sattel gehoben. Beim vierten oder fünften Ritt aber traf mich die Lanze des Johannes Entenfuß mit solcher Gewalt auf die rechte Helmbacke, daß diese zersplitterte und ich meiner Sinne nicht mächtig im Sand der Kampfbahn lag.

„Erst nach etlichen Tagen kam ich im Schloß zu Ewesheim wieder zu mir selbst, und von der Zeit an erlosch, wie ich dir früher gesagt habe, meine Sehkraft, wie die Blüte am Baum welkt. Johannes, der mit mir nach Ewesheim zurückgekehrt war, war untröstlich, daß er mir das Augenlicht geraubt habe, ich ließ es nicht gelten, sondern versicherte, daß mir über allzu angestrengten Studien der Augenstern erloschen sei. Dies war auch meines Vaters Meinung. Da aber meine Mutter einen unversöhnlichen Haß auf Johannes warf und ihn der Heuchelei zieh, entfloh er heimlich aus dem Schloß zu Ewesheim. Erst nach anderthalb Jahren erfuhren wir, daß am Scheerbrunnen des Klosters Maulbronn seine blonden Locken gefallen seien.

„Er nahm im Kloster den Namen Johannes Entenfuß von Ewesheim an und führte ihn mit Stolz. Die reichen Geistesgaben, mit denen Gott ihn ausgestattet,

blieben aber auch den Brüdern nicht verborgen. Er war wohl eine Zeit lang nichts weiter als ein büßender Klosterbruder, dann aber bewies er sich in den harten Jahren, da unser Kloster der Zankapfel zwischen dem Herzogtum Wirtemberg und der Kurpfalz war, sehr anstellig und geschickt, und so haben sie ihn, kurze Zeit bevor du ins Kloster tratest, Valentin, zum Abte gewählt. Du weißt, wie sehr unser Abt darauf bedacht ist, den Reichtum und die Macht des Klosters zu mehren, und neue stattliche Bauten aufzuführen. Du wirst nun auch verstehen, warum er in der Sandsteinsäule des Herrenhaussaales den Entenfuß hat einhauen lassen, der den Krummstab in seinen Krallen hält."

Der Erzählende schwieg längere Zeit, bis Valentin ihn mahnte: „Aber berichte mir auch, wie du selbst ins Kloster gekommen." Dann fuhr Gerhard fort:

„Ich genas langsam von schwerer Krankheit, aber mein Augenlicht war dahin, zuerst erlosch der linke, dann der rechte Augenstern. Meine Mutter grämte und härmte sich Tag und Nacht über ihren erblindeten Sohn, und selbst ihr altes Sprüchlein: „Wenn nicht glänzt der Sonne Schein, Wird Geduld vonnöten sein," wollte nicht bei ihr verfangen. Mein Vater gab mir keine harte Rede; doch war er wortkarg gegen mich. Und als ich ihn eines Tages zu meiner Mutter sagen hörte: „Was soll mir ein blinder Stammhalter?" — das wollte mir das Herz abdrücken. Nachdem man viele geschickte Ärzte vergeblich um meinetwillen zu Rat gezogen, bat ich meine Eltern,

sie möchten mich ins Kloster Maulbronn treten lassen, denn eine innere Stimme flüsterte mir zu, ich könne mein Augenlicht erst wieder erhalten, wenn ich mich mit Johannes ausgesöhnt habe. Ich hatte einen harten Kampf mit meinen Eltern, denn noch zuversichtlicher als ich hofften sie, ich würde von meiner Blindheit genesen und dann unseres Hauses Gut übernehmen. Mein Vater willigte nach langer Weigerung ein, unter der Bedingung, daß ich nicht Mönch, sondern Laienbruder würde."

„Und hast Du nun Frieden im Kloster gefunden, Gerhard von Enzberg?" fragte Valentin.

„Ja und nein!" erwiderte der Blinde. „Ich habe hier in Gottes Willen mich schicken und mein Herz zur Ruhe bringen gelernt, wenn es sich dagegen auflehnte, daß ich nicht mehr rechnen und zeichnen, nicht mehr lesen und schreiben konnte wie vordem, und daß ich in jungen Jahren durchs Leben wandeln mußte wie ein hinfälliger Greis. Aber noch liegt auf meinem Herzen die Schuld, daß ich den Eintritt in dies Kloster meinen Eltern abgetrotzt habe. Darum wäre es auch mein sehnlichster Wunsch, mit meinem Vater noch ein Wort zu wechseln, bevor er von hinnen gerafft wird. — Aber du, Valentin, bist gerne im Kloster?"

„Ich unterwerfe mich dem Willen meiner Mutter," erwiderte der Jüngling.

Der Blinde schwieg eine Weile. Ein schmerzliches Zucken glitt über sein Angesicht. Endlich begann er: „Laß mich meine Geschichte rasch beenden. Als ich ins Kloster

eintrat, war Johannes Entenfuß noch ein schlichter Bruder. Freunde wie Jonathan und David sind wir nicht wieder geworden. Doch versöhnten wir uns aufrichtig, wie Esau und Jakob, da er aus fremdem Land in die Heimat kam. Von den alten Zeiten, von den Jahren unserer Jugend war nie mehr zwischen uns die Rede, ich weiß nicht, hat er das Vergangene über seinen Bauplanen und über dem Stein der Weisen vergessen, oder ist es ihm überhaupt zuwider, an das, was hinter ihm liegt, erinnert zu werden. Doch neulich, als er mir auftrug, die Sonnenuhr zu fertigen, schien er der Kanone im Schloßgarten zu Heidelberg in der Stille zu gedenken. Und als er mich gestern mit etlichen andern Brüdern besuchte, und ich ihm sagte, daß meine Hoffnung, ich werde in Maulbronn mein Augenlicht wieder erlangen, über Bitten und Verstehen in Erfüllung gehe, drückte er mir schweigend die Hand."

3. Morgenröte.

Und die Hoffnung Gerhards wurde fast völlig zur Wahrheit. In seinem rechten Auge ward die Sehkraft wieder hergestellt, wenn sie auch geschwächt blieb, und auf dem linken Auge bekam er wenigstens einen Schein für das Licht von oben.

Er war so weit genesen, daß er sich an einem milden Novembertag in Begleitung seines treuen Freundes Valentin Vannius auf den Weg nach Ewesheim machen konnte.

Die heilkundigen Klosterbrüder hatten zwar bei der vorgerückten Jahreszeit die Reise Gerhards für sehr bedenklich gehalten, aber der Laienbruder hatte sich keinen Tag länger in den Mauern des Klosters halten lassen, nachdem er einmal das immer heller gewordene Dämmerlicht seiner Zelle hatte verlassen dürfen.

Doch als die beiden in Ewesheim ankamen, flatterte vom Turm des Schlosses die schwarze Fahne. Der Schloßherr war am Tage zuvor zur ewigen Heimat eingegangen; es war ihm nicht mehr vergönnt gewesen, seine Hand segnend auf das Haupt seines Sohnes zu legen.

Die Thränen rannen reichlich aus Gerhards dem Lichte wieder erschlossenen Augen, als er an der Seite seines treuen Freundes Valentin seinem auf dem Totenbett ruhenden Vater gegenüberstand. „Siehe, der starre, für diese Welt und Zeit nun auf immer geschlossene Mund,“ sagte er zu seinem Freund, nachdem er das erste schneidend herbe Weh niedergekämpft hatte, „hat mir manchmal ein hartes Wort gegeben, und diese kalte Hand ist zuweilen nicht lind und weich gegen mich gewesen. Aber in dieser Stunde danke ich meinem Vater mehr denn je für alle Züchtigung, die mir von ihm widerfahren ist. Ach, daß mein Vater noch ein einziges Wort für mich gehabt hätte, ehe er vom Tode hinweggerafft ward! Mit welch kindlichem Gehorsam, mit welch unverbrüchlicher Treue wollte ich der Weisung meines Vaters nachkommen!“

Er sah zu, wie sein Vater in der düsteren Gruft der Familie bestattet ward, er tröstete seine Mutter und

seine Schwestern, die zum Leichenbegängnis des Vaters aus der Ferne herbeigeeilt waren. Bei den Schwestern wurde die Freude darüber, daß ihrem Bruder das Augenlicht geschenkt sei, durch das Leid um den Verlust des Vaters zurückgedrängt. Die Mutter aber nahm ihren Sohn am Tage nach dem Leichenbegängnis bei Seite und legte ein von seinem Vater überschriebenes, gewichtiges, versiegeltes Schriftstück in seine Hand.

„Dein Vater,“ sagte sie, „hat am letzten Tag, da er noch bei Sinnen war, diesen Brief für dich aufgesetzt. Wenn du wieder sehend werdest, befahl er mir, solle ich ihn dir übergeben; wenn du aber blind bleibest, ihn dem Feuer überantworten. Gerhard erbrach tief bewegt, während seine Mutter ans Fenster trat, das Siegel, in welchem er das Wahrzeichen seines Hauses erblickte: den in den goldenen Reif gefaßten Edelstein. Ein beschriebenes und ein bedrucktes Blatt fiel ihm entgegen. Der Brief des Vaters, welchen er zuerst las, lautete: „Mein lieber Sohn! Die Kräfte schwinden, ich bin dem Tode nahe. Vergieb mir, daß ich Dir dereinst um Deiner Blindheit willen gram war. Wenn Du diese Zeilen, die ich mit zitternder Hand schreibe, liesest, hat Gott mir, deß bin ich in gewisser Zuversicht, die Augen für das himmlische Licht und Dir für dieses irdische Leben aufgethan. Mein lieber Sohn, vergieb mir, daß ich Dich um des Fremdlings willen hintan gesetzt habe, der im Kloster Maulbronn Dein Abt ist. Ich übergebe Dir neben der irdischen Habe, so Dir als meinem Leibeserben zukommt, das

fliegende Blatt, das ich zu diesem Brief lege, als ein kostbar und teuer Vermächtnis. Es hat mich gelehrt, wie man in rechter Weise vor Gott Buße thut. Glaube mir, lieber Sohn, ich habe, da mich Gott durch Dein Erblinden so hart geschlagen hat, lange Jahre um meiner Härtigkeit willen gegen Dich Buße gethan. Ich habe viele Heiligen für Dich angerufen, ich habe es an frommen Stiftungen nicht fehlen lassen, ich habe manches Gelübde gethan, das ich einlösen wollte, wenn die Heiligen Deiner Augen Licht Dir wieder geschenkt. Aber das alles hat nichts geholfen, bis Gott sich aus freier Gnade Dein erbarmte und Dir durch die Hand eines geschickten Mannes das Augenlicht wiederum zu geben verhieß. Das habe ich einsehen lernen, als wir beide auf dem Siechbett lagen, ich in unserem Schloß, Du in Deiner Klosterzelle. Damit ich aber Gottes freie Gnade völlig verstehen lerne, hat er mir durch einen fahrenden Mann dieses Blatt zugesandt. Lies es auch, laß es Deine Kinder und Kindeskinder lesen. Denn ich weiß, Du wirst, wenn Du dieses Blatt gelesen hast, meinem Willen folgen, nicht länger im Kloster bleiben und vergeblichen Gottesdienst thun, sondern wirst mit Fleiß die Stücke erlernen, so zu einer wahrhaftigen rechtschaffenen Buße gehören. Ich kann nicht weiter schreiben. Gott lasse Dich aus einem Mönch und Klosterbruder ein frommer Ritter werden, der den Namen unseres Hauses mit Ehren trage. Gedenke Deines Vaters in treuer Liebe. Ich aber befehle meinen Geist in Gottes Hände. Ja, Herr, gedenke meiner am besten! Amen!“

Gerhard brauchte längere Zeit, bis er sich gefaßt hatte, nun auch das gedruckte Blatt lesen zu können. Es waren aber 95 lateinische Sätze, die ein Augustinermönch mit Namen Martin Luther am Tag vor Allerheiligen an der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen. Und sie trugen die Überschrift: „Die Disputation zur Erklärung der Kraft der Ablässe. Aus Liebe und Streben, die Wahrheit an das Licht zu stellen, wird zu Wittenberg über Nachfolgendes disputiert werden. Diejenigen, welche nicht gegenwärtig darüber handeln können, mögen solches schriftlich thun. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Amen."

Der erste Satz aber lautete: „Unser Herr und Meister Jesus Christus, da er spricht: thut Buße, will, daß das ganze Leben der Glaubigen eine Buße sei." Weiterhin war ausgesprochen, daß die wahre innerliche Buße der Schmerz über die Sünde und der Haß gegen die eigene sündhafte Natur sei, woraus denn auch rechtschaffene äußere Werke und Abtötung des sündhaften Fleisches hervorgehen müsse. Der Papst aber könne den Bußfertigen ihre Schuld nur erlassen, sofern er erkläre, daß ihnen die Schuld von Gott erlassen sei. Das Treiben der Ablaßkrämer sei loses Geschwätz. Man müsse die Christen lehren, daß wenn der Papst um dieses Treiben wüßte, er seine Peterskirche lieber in Asche aufgehen, als mit der Haut und dem Fleisch und den Knochen seiner Schafe erbaut werden ließe.

Endlich schloß der kühne Augustinermönch mit folgenden Sätzen: „Darum fort mit allen jenen Propheten,

die zu Christi Volk sprechen: Friede, Friede, da doch kein Friede ist. Wohl allen den Propheten, die zu Christi Volk sprechen: Kreuz, Kreuz, da es doch kein Kreuz ist! Vermahnen muß man die Christen, daß sie ihrem Haupte Christus durch Pein, Tod und Hölle nachstreben und also vielmehr durch mancherlei Trübsal als durch Friedenssicherheit in das Himmelreich einzugehen sich getrösten."

Gerhard hatte das Blatt in fliegender Hast überlesen, seine Augen brannten. Er fuhr wie aus einem Traume auf, als sich seine Mutter über ihn beugte, und fragte: „Habt ihr nicht Handschriften und Bücher genug im Kloster, daß Dir der Vater dieses Blatt als etwas so gar Wichtiges anbefiehlt?"

„Liebe Mutter," sagte er, „es ist ein wichtiges Blatt, wie noch keines nach Maulbronn den Weg gefunden. Noch weiß ich nicht, ob es von jedermann ohne Schaden der Seele gelesen werden kann." Er reichte seiner Mutter den Brief des Vaters, das gedruckte Blatt aber barg er in seines Gewandes Falten.

Und mit dem wohlgeborgenen Blatt, von welchem er vorläufig nicht einmal seinem Freund Valentin etwas sagte, kehrte er nach Maulbronn ins Kloster zurück. Was ihm sein Vater an zeitlicher Habe hinterlassen hatte, stand unter der Aufsicht seiner Mutter und kümmerte ihn wenig.

„Ich denke, ich beschließe mein Leben im Kloster," sagte er auf dem Heimweg zu Valentin Vannius, „es wäre undankbar, wenn ich mit sehenden Augen dem Kloster den Rücken kehren wollte, wie meine Mutter wünscht, nach-

dem ich Jahre lang als ein Blinder seinen Schutz und seine Gastfreundschaft genossen." Seiner Mutter hatte er beim Abschied gesagt, sie solle keine Messe für den verstorbenen Vater lesen lassen, um das Los seiner Seele im Fegfeuer zu erleichtern, denn er fürchte, man würde dadurch das Andenken des Entschlafenen nicht ehren.

Den Winter über studierte er Luthers Sätze eifrig Punkt für Punkt und holte sich dazu, nachdem er des Abtes besondere Erlaubnis erbeten, die Schriften vieler gelehrter Kirchenväter aus der Bücherei des Klosters; doch ließ er auch die Bibel nicht dahinten. „Wir haben wiederum einen Schwarzkünstler, welcher den Stein der Weisen sucht," spöttelten die Mönche, wenn sie die Lampe bis tief in die Nacht hinein in des Laienbruders Gerhard Zelle brennen sahen. „Er wird sich wieder blind lesen," meinte Abt Entenfuß.

Um Weihnachten teilte er den Inhalt der Sätze Luthers seinem Freund Valentin mit, nachdem er die Thüre seiner Zelle sorgfältig verriegelt hatte, damit sie von keinem Menschen gestört würden.

„Was sagst Du zu dem allem, Valentin, das Martinus in Wittenberg von der Buße und vom Ablaß lehrt?"

„Es hat mir gewaltig ans Herz gegriffen, und ich meine, wir können ihm nicht widersprechen," entgegnete Valentin.

„Mich haben manche dieser Sätze anfänglich zum Widerspruch gereizt," fuhr Gerhard fort, „und in den Schriften der alten Kirchenväter, insonderheit des heiligen Thomas von Aquino, habe ich viel gefunden, was sich

dagegen anführen läßt.“ Er holte ein Heft hervor und las dem Freund einige seiner Einwendungen vor, die er in der schwerfälligen Rüstung der damaligen Schulgelehrsamkeit gegen Luthers Behauptungen ins Feld geführt hatte. „Aber sieh, Valentin,“ sprach er weiter, indem er die Bibel aufschlug, „so lange dies Buch in der Christenheit noch etwas gilt, — und wir gestehen ja alle bereitwillig zu, daß diesem Buch, als dem Worte Gottes, das höchste Ansehen gebühre, — so lange richten wir nichts gegen Martinum Luther aus. Und wahrlich, ich habe an meinem Herzen die Wahrheit des Wortes erfahren, das der Apostel schreibt: ‚Gegen die Wahrheit vermögen wir nichts.‘“

„Was gedenkst Du aber nunmehr zu thun?“ fragte Valentin.

„Mein heißester Wunsch wäre, mit Martinus Luther nicht schriftlich, sondern von Angesicht zu Angesicht über Buße und Ablaß zu handeln.“

„Dieser Wunsch wird Dir nicht erfüllt werden. Luther wird nicht gen Maulbronn kommen.“

„So gehe ich zu ihm nach Wittenberg.“

Valentin schüttelte den Kopf. „Das wird Dir der Abt nicht gestatten. Die Brüder sagen, er halte Martinum für einen Ketzer.“

„So trete ich aus dem Kloster.“

„Um Gottes und aller Heiligen willen thue das nicht. Es möchte den Abt das Leben kosten, wenn von der Herde, die sein Krummstab regiert, einer in die Irre laufen würde.“

„Ich werde den Abt bitten, er möge mich im Frieden ziehen lassen. Wenn ich finde, daß Luther ein Irrlehrer ist, so werde ich reumütig gen Maulbronn zurückkehren."

„Und mich willst Du hier zurücklassen? Außer Dir, Gerhard, habe ich keine Seele in diesem Kloster, der ich mein Herz ausschütten könnte, wenn es bekümmert ist."

„Du wirst mir nachfolgen, Valentin."

„Nein, nein, niemals!" rief der Jüngling, indem er abwehrend die Hände ausstreckte, „Du weißt, mich bindet meiner Mutter Gelübde."

„Du wirst mir nach Wittenberg folgen," wiederholte Gerhard, „wenn nicht jetzt, so doch später."

Der junge Mönch schüttelte den Kopf und suchte ernst und schweigend seine Zelle auf. Gerhard von Enzberg aber erbat sich eine Unterredung mit dem Abte des Klosters. Mit herablassender Würde empfing Johann VIII. den früheren Jugendfreund, den schlichten Laienbruder im prunkenden Saal des stattlichen Herrenhauses.

„Du hast seit Jahren nichts mehr mit mir unter vier Augen geredet," begann er, „was ist Dein Begehr? Ich höre, Du suchest nächtlicher Weile in Deiner Zelle den Stein der Weisen."

„Ich habe ihn gefunden," erwiderte der Laienbruder. Der Abt sah ihn halb scherzhaft lächelnd, halb mit neugieriger Spannung an.

„Ich habe ihn gefunden," wiederholte Gerhard, „der wahre Stein der Weisen ist die heilige Schrift und ihr rechtschaffenes Verständnis, wie es uns aufgeschlossen ist

durch einen Augustinermönch in Wittenberg, Martin Luther. Aber damit ich am Besitz dieses Steines der Weisen froh werde, will ich zu Martin Luther in die Ferne ziehen. Entlaßt mich im Frieden aus dieses Klosters Mauern!"

Der Abt runzelte finster die Stirn. Aber Gerhard ließ sich nicht beirren; mit beredten Worten schilderte er das Verderben der Kirche, die Grobheit des Ablaßkrams, und sprach seine Ansicht aus, daß den armen Seelen in keinem Wege geholfen werden könne, wenn man sie nicht recht von der Buße lehre.

„Daß die Kirche an Haupt und Gliedern krank ist," erwiderte Entenfuß, „braucht uns nicht erst der hochmütige Augustiner in Wittenberg zu sagen. Viele Kirchenversammlungen haben das beklagt in den letzten Jahrzehnten, mancher Mißbrauch ist abgestellt worden. Auch ist nicht zu leugnen, daß die Bettelmönche, die Dominikaner mit dem Ablaß manchmal Unwesen getrieben haben. Wenn solches die Brüder von der Regel des heiligen Augustinus in Sachsen grämt, so braucht es uns Cisterzienser im Schwabenland nicht auf die Finger zu brennen."

„Wenn ein Glied der heiligen Mutter Kirche leidet, so leiden die andern alle mit," wandte Gerhard ein.

„Du fängst mich nicht mit täuschenden Worten," erwiderte der Abt. „Martin Luther ist ein Ketzer, er wird demnächst zu einer Versammlung seines Ordens nach Heidelberg berufen, dort seiner Stellung entsetzt und gerichtet werden."

„Nach Heidelberg!" rief Gerhard freudig erregt, „so

will ich hin nach Heidelberg, um den teuren Mann, der allein in deutschen Landen noch die Wahrheit zu sagen wagt, von Angesicht zu Angesicht zu schauen und ihn gegen alle seine Widersacher zu verteidigen."

„Martin Luther ist ein Ketzer," sagte Abt Entenfuß mit scharfer Betonung. „Wenn Du ihm nachläufst, Gerhard, so wirst auch Du zum Ketzer werden. Und bedenkst Du wohl, was Du alsdann sein wirst in der Christenheit? Das was ich in meiner Kindheit unter den Bewohnern des welschen Landes gewesen bin, bis mich Dein Vater aus meinem Elend erlöste, — ein Cagot, ein Verworfener, ein Ausgestoßener, ein Verabscheuter."

„Luther kann kein Ketzer sein, er redet die Wahrheit und lehrt recht von der Buße."

„Warum willst Du mit einer finstern Lehre von der Buße die Seelen der Christenleute quälen? Sei damit zufrieden, daß die Mutter Kirche aus dem reichen Gnadenschatz der guten Werke Vergebung spenden kann für alle Sünden, wann, wo und wie es not ist."

So redeten sie noch eine Weile hin und her. Der Abt wurde weich, er bat und beschwor den Jugendfreund, um seines Seelenheils willen von dem Irrwahn des Augustiners zu lassen. Aber Gerhard blieb fest und ließ sich nicht locken. Entenfuß drohte ihm, die Sache vor das versammelte Kapitel der Brüder zu bringen, er deutete an, daß es Zuchtmittel im Kloster gebe für widerspenstige Insassen. Aber der Laienbruder ließ sich nicht schrecken. Endlich sagte der Abt, nachdem sie geraume Zeit ein-

ander schweigend gegenüber gesessen: „Komm mit mir in den äußeren Hof, dann will ich Dich mit Deinen eigenen Worten schlagen.“ Er führte den Laienbruder vor die Westmauer des neuen Speisesaals und deutete nach der Sonnenuhr empor. „Du hast gesagt, Gerhard,“ sprach er, „das Sonnenlicht der göttlichen Wahrheit sei für die Kirche zwar noch nicht erloschen, aber verdunkelt. Lies, was Du hier mit eigener Hand geschrieben hast. ‚Wenn die Sonne nicht leuchtet, thut Geduld not.‘ Du aber, Gerhard, willst in stürmischer Ungeduld die Wolken von der Sonne entfernen, was doch nur dem zusteht, der über den Wolken seinen Thron erbaut hat. Mache Sonnenuhren, lieber Gerhard, anstatt Dich mit der Lehre von Buße und vom Ablaß zu plagen.“

Der Laienbruder wurde nachdenklich. „Ich will mir Deine Worte überlegen, Johannes.“

„Du mußt ein= für allemal die Wittenbergische Irrlehre abschwören,“ drängte der Abt. „Versprich mir, nicht mehr an Martin Luther zu denken, nie mehr zu lesen, was er schreibt, und keine Unterredung mit ihm zu suchen!“

„Das kann ich nicht versprechen.“

„So versprich mir wenigstens, daß Du nur heimlich aus dem Kloster weichen willst. Merke wohl, Gerhard, ich darf nichts davon wissen, wenn Du den Augustiner von Wittenberg aufsuchst. Du weißt, ein Teil der Brüder ist mir aufsässig. Sie würden mich meines Amtes entsetzen, wenn Du öffentlich und mit meinem Vorwissen aus

dem Kloster entwichest. Meine Einwilligung kann ich nimmermehr geben. Darum, wenn Du scheiden willst, so fliehe heimlich. Ich will nicht, daß Du von den Brüdern ausgestoßen wirst."

Diese Bitte konnte Gerhard nicht abschlagen.

„Merke wohl," sagte der Abt, „daß Deine Ketzerei unter den Brüdern bereits ruchbar geworden ist. Ich habe es nicht glauben wollen, bis Du selbst Dich mir verraten hast. Man weiß, daß Du die heilige Schrift nach Deines eigenen Herzens Gutdünken auslegen willst, anstatt nach den Vorschriften der frommen erleuchteten Väter. Merke wohl, ein Dutzend Späheraugen wird jeden Deiner Schritte belauern. Wehe Dir, wenn man Dich auf dem Fluchtversuch ertappt. Ich werde Dich nicht vor dem Grimm der Brüder schützen, sondern Deiner harrt die Steinsäule in der Geißelkammer."

So schieden die zwei Jugendfreunde. Gerhard von Enzberg schloß sich noch einmal wochenlang in seiner Zelle ein. Noch einmal ging er in verschwiegener Nacht mit Valentin Luthers Sätze durch und verglich sie mit der heiligen Schrift. Wenn seine Augen müde und blöde wurden, so las Valentin ihm vor. Als der Frühling ins Land zog, als er hörte, daß Martin Luther in Heidelberg angekommen sei, um dort, wie der Abt sagte, durch seinen Orden gerichtet zu werden, hielt er es im Kloster nicht länger aus. Als alle Insassen des Klosters zur Ruhe gegangen waren, in einer mondhellen Aprilnacht, trat er mit Valentin Vannius in den neuen Speisesaal. Die

beiden sprachen kein Wort; aber ihr Herz klopfte. Valentin öffnete das Fenster neben der Sonnenuhr, zog zwei Stricke unter seinem Gewand hervor, wie sie die Büßenden im Kloster um ihre Kutte zu schlingen pflegten, knüpfte sie aneinander, schlang sie um den mittleren Steinpfeiler des Fensters und warf das Ende des Strickes auf das Dach des Ganges, der vom „Paradies“ aus nach Norden lief. Es wäre nicht allzuschwer gewesen, über das Dach des Ganges den Erdboden zu erreichen, wenn sich nicht der Strick als viel zu kurz gezeigt hätte. Unten im Gange rauschte es; sie meinten den schleichenden Tritt des Pförtners zu hören. Aber es war des Küchenmeisters Katze, die an der Kellerthür im Mondlicht auf Mäuse Jagd machte.

„Der Zeiger an meiner Sonnenuhr soll mir den Weg zu Martin Luther weisen,“ sprach Gerhard von Enzberg leise. Er schlang sich das eine Ende des Strickes um den Leib, stieg hinaus auf das Dach und befestigte, während Valentin ihn festhielt, das andere Ende am Winkelhaken des eisernen Stabes der Sonnenuhr. Nun reichte das Seil fast bis zur Manneshöhe auf den Erdboden. Geräuschlos glitt Gerhard hinab, nachdem er einen Kuß auf Valentins Stirn gedrückt hatte.

Das äußere und das innere Thor des Klosterhofs war fest verschlossen, wie alle die Thüren des weitläufigen Klostergebäudes selbst. Aber durch die nördliche Umfassungsmauer, welche die an den Berg sich lehnenden Gärten umschloß, führte eine geheime Pforte ins Freie, welche nur durch einen inneren Riegel gesperrt war. Valentin sah,

wie sein Freund den Weg durch den terrassenförmig angelegten Garten emporklomm und durch die geheime Pforte schlüpfte, dann sank er am Fenster des Speisesaals nieder und betete lange für den Flüchtling.

Gerhard aber wanderte die ganze Nacht hindurch; am Abend des andern Tages kam er wegmüde, mit bestaubten Füßen in Heidelberg an.

Martin Luthers Herberge war bald erfragt, denn es war in der ganzen Stadt bekannt, daß der Orden der Augustiner in Heidelberg eine Versammlung halte, um den Ordensvikar Staupitz aufs neue in seinem wichtigen Amt zu bestätigen. Davon aber, daß Martin Luther gerichtet werden sollte, war keine Rede. Man sprach allenthalben mit Achtung und Bewunderung von ihm. Auch der Pfalzgraf Wolfgang, an welchen Luther durch seinen Kurfürsten empfohlen war, war ihm freundlich und huldreich geneigt.

Gerhard von Enzberg war höchlich erstaunt, daß er in Martin Luther, unter dem er sich einen greisen Bruder vorgestellt hatte, einen jungen Mann von kräftigem und untersetztem Körperbau kennen lernte, der nicht viel über dreißig Jahre alt sein mochte und aus braunen klaren Augen lebensfrisch in die Welt schaute.

Viel Zeit hatte Luther nicht für Gerhard von Enzberg zu Einzelunterredungen, da er es mit den Geschäften seines Ordens sehr ernst und genau nahm. Aber alle Worte, die er mit Gerhard wechselte, waren klar, verständig und herzerquickend. Einer öffentlichen Unterredung der Ordensbrüder, die sich nach altem Brauch an die Ver-

sammlung anschloß, wohnte Gerhard bei. Martin Luther führte hiebei den Vorsitz und sprach noch eindringender und klarer, als er es in seinen 95 Sätzen gethan hatte, über des Menschen Sünde und Unvermögen und die Gerechtigkeit aus Gottes Gnade in Christo. Mit Spannung richteten verschiedene Jünglinge, unter denen Gerhard von Enzberg saß, und die sich Johann Brenz, Erhard Schnepf, Martin Butzer nannten, Auge und Ohr auf den Augustinermönch, der aus den Tiefen der heiligen Schrift zu schöpfen verstand und nicht bloß scharf und offen, sondern auch anmutig und fein zu reden wußte.

An einem schönen Maitag, als an den sommerlichen Geländen des lieblichen Neckarthals die Bäume in voller Blütenpracht standen, zog Gerhard von Enzberg mit Martin Luther aus Heidelbergs Thoren gen Wittenberg, um dort die Gottesgelehrsamkeit zu studieren; aber nicht bloß aus den Büchern der Kirchenväter und der heidnischen Weltweisen, sondern aus den Tiefen des göttlichen Wortes.

---

4. Lichter Tag.

An einem Sommertag des Jahres 1558 standen zwei Männer, der eine ein von der Last der Jahre gebeugter Greis, der andere ebenfalls wohlbetagt, doch von geradem, schlankem Wuchs, im Kreuzgang des Klosters Maulbronn. Sie standen über einem im Fußboden eingelassenen Grabstein und lasen die lateinische Umschrift,

die zu deutsch lautete: „Im Jahre des Herrn 1525 am vierten Februar starb der ehrwürdige Herr Johannes Entenfuß von Ewesheim, vormals dieses Klosters Abt; dessen Seele möge ruhen im Frieden.“

„Mehr als dreiunddreißig Jahre ist's her, Valentin,“ begann der Greis, „daß unser vormaliger Abt hier zur Ruhe gebettet worden ist. Und vor zwölf Jahren schon hat Luther im Frieden von hinnen fahren dürfen. Wir wandeln noch im Licht der lieben Sonne, doch auch wir sind bereit, jeden Tag zu folgen, wann der Herr ruft. Dir ist zwar noch ein Amt befohlen; die Knaben, welche nunmehr anstatt der Mönche dieses Klosters Räume bevölkern, zu Predigern des lautern evangelischen Glaubenswortes heranzubilden. Ich aber suche nichts mehr in dieser Welt, nachdem mir mein trautes Ehgemahl und mein einzig Töchterlein in die ewige Heimat vorangegangen sind. Versprich mir, Du hochwürdiger evangelischer Abt dieser Klosterschule, daß Du, wenn ich entschlafen bin, meinen müden Leib im Frieden dieser Mauern begraben lassen willst, damit mein Gebein in dem Kloster ruhe, aus dem ich dereinst entflohen bin.“

„Ich verspreche Dir's,“ entgegnete Valentin, „doch, Gerhard, verbittere Dir und mir die Freude des Wiedersehens nach langer Zeit nicht dadurch, daß Du allzusehr düstern Todesgedanken nachhängst. Wenn ich Dich ansehe, fällt mir der Spruch des Propheten ein: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“

„Ja, auffahren gen Himmel," entgegnete der Greis.

„Weißt Du auch," fuhr Valentin fort, indem er sinnend auf den Grabstein niederblickte, „daß es hier nicht umsonst heißt: „vormals Abt," — daß Deine Flucht aus dem Kloster unsern Johannes Entenfuß seine Abtswürde gekostet hat, wie mich durch wunderbare Führungen Gottes eben diese Deine Flucht zur Würde eines geistlichen Vorstandes dieser Klosterschule erhoben hat?"

„Davon hast Du mir nie etwas gesagt."

„Bald nachdem Du aus dem Kloster entwichen warst, klagten die dem Abt Entenfuß feindlichen Mönche ihn an, er habe Dir zur Ketzerei und zur Flucht verholfen, auch habe er allzuviel vom Vermögen des Klosters für seine Bauten verschwendet. Sie entsetzten ihn seiner Würde, wählten an seiner Statt noch einmal den Johannes Burrus von Bretten und legten dem Abgesetzten harte Strafen auf. Er nahm alles geduldig auf sich, er ließ sich in der Geißelkammer züchtigen, er vertauschte den Prunksaal seines Herrenhauses wiederum mit der ärmlichen Mönchszelle und lebte noch beinahe sieben Jahre in diesem Kloster, bis er mit tiefem Gram im Herzen starb. Er war schweigsam und in sich gekehrt, wollte von den Händeln, die damals zwischen Wirtemberg und der Pfalz um unser Kloster geführt wurden, nichts wissen, auch vom Goldmachen und Bauen nichts mehr. Kurz vor seinem Tod hat er mir gesagt, er habe nicht bloß mit Worten Buße gethan, wie andere Leute, sondern mit den Selbst-

peinigungen, die er sich in sieben Jahren auferlegt, seine Sündenschulden reumütig abbezahlt."

„Armer Freund," sagte Gerhard, „mögest du in dieser Buße Trost und Frieden der Seele gefunden haben!"

„Ich meine, er hat ihn so wenig gefunden, als Johann Faust, von welchem die Leute sagen, er sei ein vollkommener Zauberer geworden und habe schlimm geendet. Doch ich will nicht urteilen. Das Gericht steht in einer höhern Hand."

„Bist Du mit Faust noch einmal zusammengetroffen?"

„Ich sah ihn in Leipzig in einer Herberge, allwo er vor den Studenten seltsame Künste trieb, die wie Zauberei aussahen. Es war damals, als ich über Leipzig Dir nach Wittenberg folgte, gerade wie Du mir's voraus gesagt hattest."

„Du hast mehr gethan, Valentin, als ich voraus gesagt hatte. Du hast größeren Mut bewiesen denn ich; Du hast Dich vor den Mönchen frei und offen zum Evangelium und zu Luthers Lehre bekannt, während ich mich heimlich weggestohlen habe."

„Rühme meinen Mut nicht gar zu hoch, Gerhard," erwiderte Valentin Vannius, „vielleicht hätte ich solch mannhaft Bekenntnis zum Evangelium nicht gewagt, wenn nicht zu selbiger Zeit die aufrührerischen Bauern unter Jäcklein Rohrbach im Kloster gelegen wären und dem Abt soviel zu schaffen gemacht hätten, daß er keine Zeit mehr hatte, einen Ketzer zu richten."

„Und doch ist Dein mannhaft Bekenntnis schon in

diesem Leben gelohnt worden, mit Recht hat Dich Dein edler Herzog Christof aus einem Pfarrer in abgelegenem Schwarzwalddorf zum ersten Vorstand der neugegründeten Klosterschule gemacht."

„Komm," mahnte Valentin, „es ist Zeit, daß wir diese kühlen Hallen verlassen und uns unter den blühenden Lindenbäumen des schönen Abends freuen."

Die beiden Freunde traten in den äußern Klosterhof; dort war unter dem uralten Lindenbaum, dessen Blütenmeer von den Strahlen der noch ziemlich hochstehenden Sonne vergoldet wurde, ein Tisch mit einfachem Abendimbiß gedeckt. Valentins wackere Ehefrau lud den greisen Gast ein, Platz zu nehmen.

„So herrlich kann ich Dich freilich nicht bewirten," nahm Valentin das Wort, „wie in der alten Zeit die Äbte dieses Klosters ihre Gäste bewirtet haben. Unser Klösterlein ist gar arm geworden. Zuerst ist es von den aufrührerischen Bauern hart gebrandschatzt worden; dafür muß man ihnen nachrühmen, daß sie säuberlich mit dem Kloster umgegangen sind, außer daß sie etlichen Heiligenbildern die Nasen abgeschlagen. Später, als die Mönchsklause in eine Klosterschule umgewandelt ward, haben die Brüder, die der alten Lehre anhingen, alle Kostbarkeiten nach Welschland mitgeschleppt."

„Alle?" fragte Gerhard lächelnd, „den goldenen Elfingerwein, der hier im Becher funkelt, konnten sie nicht mit schleppen. Und das Brot des Lebens, die evangelische Lehre, darnach die Seelen nun nicht mehr

hungern müssen, wollten sie nicht mitnehmen. Und Du, Valentin, ob Du auch ein armer Abt eines armen Klosters bist, würdest gewiß nicht mit irgend einem Deiner Vorgänger tauschen, die wie Johannes Entenfuß hier in Pracht und Herrlichkeit gewohnt und gethront haben. Das Amt, das Dir der Herr befohlen hat, ist wahrlich ein schönes Amt, ich beneide Dich darum, denn ich habe mich nur schwer darein finden können, daß ich nach dem Heimgang meiner Mutter kein Prediger des Evangeliums werden durfte, sondern nach ihrem letzten Willen unseres Hauses Erbgut verwalten mußte."

„Ein wackerer Edelmann, der seinem Herrn Christo zulieb manchen scharfen Ritt gethan hat, ist auch aller Ehre wert," sagte Valentin, indem er seinem Freund die Hand reichte.

Während die beiden Freunde solches redeten, trat einer der Zöglinge der Klosterschule mit ehrerbietiger Verbeugung zu Valentin Vannius heran und bat in wohlgesetzten lateinischen Worten, daß es der lernbegierigen Jugend der Klosterschule gestattet sein möge, ein erquickend Bad in einem der das Kloster umgebenden Teiche zu nehmen.

Vannius erteilte gütig die Erlaubnis, nachdem er einige väterliche Ratschläge beigefügt hatte, wie man sich beim Baden zu verhalten habe. Mit lautem Jubel eilte die Schar der Klosterschüler dem Thore zu.

„Wer hätte sich das träumen lassen," sagte Gerhard, indem er den Jünglingen nachblickte, „daß hier einmal solch fröhliche Klosterbrüder ohne Kutten und Glatzen sich tummeln werden?"

„Und wer hätte gedacht,“ fügte Valentin bei, indem er auf die aus der Vorhalle des Klosters tretende, rüstige Frau deutete, „daß hier einmal eine Äbtissin aus- und eingehen wird, wie sie mir Gott in meiner Eheliebsten beschert hat.“

Gerhard erhob den Blick zu der Sonnenuhr, die er seinerzeit an der Westseite des Speisesaals angemalt hatte und sprach: „Denkst Du noch daran, Valentin, wie wir dieses Werk unserer Hände bei eitlem Regen geschaffen haben und wie Du das Sprüchlein angeschrieben hast: ‚Quum sol non lucet, patientia opus est.‘ Es ist ein gutes Wort. Aber nun steht gottlob die Sonne des Evangeliums am Himmel, und diese Sonne wird nicht mehr untergehen.“

Der Türkenknabe.

(1688.)

1. Belgrads Fall.

Der schlanke Turm der Klosterkirche in Maulbronn warf an einem der letzten milden Herbstabende des Jahres 1688 seinen langgestreckten Schatten über die wohlgepflegten Rasenplätze des Abteigartens. Das Gras prangte noch trotz der vorgerückten Jahreszeit in frischer Farbe; denn in dem feuchten Thal, darein das Cisterzienser Kloster gebettet ist, hält sich das grüne Kleid, womit, wie Paulus Gerhardt singt, das Erdreich seinen Staub decket, länger als anderswo, bis es dem fahlen winterlichen Gelbgrau Platz macht. Die Blätter aber, die von den Obstbäumen und den an Drahtanlagen in die Höhe gezogenen Rebstöcken auf den Rasen herabschwebten, wenn sich der Wind auch nur leise in den Zweigen rührte, waren schon rot und gelb.

In den nach französischem Geschmack angelegten vielfach verschlungenen Wegen, welche die Rasenbeete durchschnitten, wandelte ein ehrwürdiger älterer Mann, der evangelische Abt Johann Andreas Hochstetter. Er schien in Gedanken verloren. Bald betrachtete er den in

der Südostecke des Gartens hochaufgemauerten „Faust-turm", dessen zerbröckelndes Gemäuer von den starken Ranken wuchernden Epheus vor dem Verfall bewahrt wurde, bald prüfte er mit seinen weichen Fingern eine dunkelblaue, von zartem Duft überhauchte Zwetschge, an der sein Sammtbarett gestreift hatte, bald blickte er in die Schale des kleinen Springbrunnens, der in der Kreuzung der zwei breiten Gartenwege stand, und wo junge Fischlein fröhlich hin- und herschossen. Am öftesten aber blieb er vor den Trauben des Rebgangs stehen, in denen die Sonne der warmen Herbsttage den edlen Saft vollends zur Reife kochte.

Nur wer an frostigen Frühlingstagen und in heißen Sommerwochen an die Arbeit in seinem Garten so fleißig Hand anzulegen gewöhnt war wie Andreas Hochstetter, mochte sich so dankbar gegen den gütigen Schöpfer und Erhalter wie er des herbstlichen Segens erfreuen.

Doch nicht minder fleißig als in seinem Garten pflegte der Abt im Weinberg des Herrn zu arbeiten, und auch hier erzielte er süße Früchte. Es war kein träumerisches Stillleben, das Hochstetter mit seinen Amtsbrüdern hinter den Sandsteinmauern der alten Klosterkirche zubrachte, sondern der Mann ging auch mitten in jener kriegerisch unruhigen Zeit auf in arbeitsfrohem Wirken. Eine stattliche Schar halbgewachsener Jünglinge, die er im Verein mit andern Lehrern in die Grundlagen evangelischer Gottesgelehrtheit einführte, war seiner väterlichen Obhut anvertraut. In mancher Nacht gab das hellerleuchtete

Fenster seiner Studierstube, das über den Garten nach dem Faustturme blickte, Zeugnis davon, wie unablässig er in der heiligen Schrift forschte, deren Grundsprachen er seine Zöglinge lehrte. Früh am Morgen und spät am Abend sah man den Abt mit seiner kleinen Handlaterne an der gotischen Fensterreihe des „Oratoriums", eines Ganges, der die Abtei mit dem „Dorment" des Klostergebäudes verbindet, vorüberwandeln. Denn der Abt beaufsichtigte es ebenso sorgfältig, ob seine Klosterschüler die Morgenstunde, welche Gold im Munde hat, zu fleißiger Arbeit benützten, als ob sie, nachdem das Klosterglöcklein zum letztenmal die „Hora", die Gebetstunde geläutet hatte, zeitig zur Ruhe gegangen waren, um in erquickendem Schlaf Erholung für die Anstrengung des folgenden Tages zu schöpfen.

Seit ein paar Menschenaltern nämlich war das frühere Cisterzienserkloster durch die wirtembergischen Herzoge in eine Klosterschule für die Prediger und Lehrer des evangelischen Glaubens umgewandelt worden. Und die schönen Hallen, in welchen seinerzeit die mit der Kutte bekleideten Mönche ihrem Wahlspruch gemäß „mit dem Kreuz und dem Pflug" nach ihrer Weise Gott gedient hatten und mit schwerfällig feierlichen Schritten in glaubensstrengem Schweigen aus und eingegangen waren, hallten wieder von dem muntern Treiben lernbegieriger schwäbischer Jugend.

Es war manches anders geworden im Kloster seit ein paar Menschenaltern. Über den ernsten Grabsteinen der Klosterkirche, unter welchen die Äbte und Brüder der

alten Stiftung des edlen Ritters Walther von Lomersheim schlummerten, erhoben sich die mit verschnörkeltem Zierat geschmückten Grabmäler ihrer Nachfolger und riefen dem vorübergehenden Wanderer einen Spruch in Luthers Bibelübersetzung zu. Doch sie ruhten friedlich nebeneinander, die alten und die neuen „Äbte“. Manch alte Klostereinrichtung, manche Benennung, die einst die Mönche im Munde geführt hatten, war von der Zeit nicht verwischt worden. Und so war auch unserm Hochstetter, dem Vorstand der Klosterschule Maulbronn, der Titel „Abt“ geblieben.

An dem sonnigen Herbsttage, an welchem wir unsern Abt kennen gelernt haben, waren die Zöglinge der Klosterschule in die Herbstferien abgegangen; darum erfreute er sich an diesem Tage ausgiebiger als sonst der stillen Ruhe seines schönen Gartens.

Doch auch in diesen friedlichen Erdenwinkel sollte der kriegerische Lärm, der ferne im Osten durch die Welt tobte, hereinschallen. Unser Abt hatte sich eine der reifsten Trauben geschnitten und kostete, auf der Steinbank sitzend, die süßen Beeren, da stürmte ein jüngerer Mann durch den Garten, ein bedrucktes Blatt Papier hoch in der Rechten schwingend.

„Eine neue Zeitung“ rief der Ankommende fast atemlos, „eine fröhliche neue Zeitung. Belgrad ist in die Hände der kaiserlichen Armee gefallen. Das Kreuz wird künftighin in der stolzen Veste an der Donau aufgerichtet werden, wo zuvor des Halbmondes trügerischer Schimmer sich brüstete.“

Lächelnd betrachtete der Abt seinen erregten Kollegen Christoph Zeller, den Klosterpräzeptor, der zugleich die pfarramtlichen Geschäfte in dem kleinen Ort Maulbronn besorgte. Er wußte seit langer Zeit, mit welch gespannter Aufmerksamkeit Zeller trotz seinem friedlichen Beruf die Vorgänge auf dem „kriegerischen Theater des verwirrten Europas" beobachtete und wie er seinen Cäsar und Xenophon nie las, ohne die von diesen alten Schriftstellern beschriebenen Kriege mit den Leistungen der Helden der neuesten Zeit, des großen Kurfürsten von Brandenburg oder des Herrschers von Baiern zu vergleichen. Den Abt selbst kümmerte der Krieg und Kriegslärm nicht so sehr.

„Der Postmeister von Knittlingen hat mir die neue Zeitung, welche durch die Welt fliegt, soeben zugesandt," fügte Zeller bei, indem er sich neben den Abt setzte.

„So lassen Sie einmal sehen" sagte Hochstetter, indem er seine Hand nach dem Papier ausstreckte. Es war eines der fliegenden Blätter, wie sie damals im ganzen noch die Stelle unserer täglich erscheinenden Zeitungen vertraten und den wißbegierigen Leser, je nachdem sich etwas besonders Wichtiges zugetragen hatte, hinsichtlich der Zeitereignisse auf dem Laufenden erhielten. Alle diese fliegenden Blätter ohne Ausnahme erstatteten ihren Lesern „wahrhaftigen und gründlichen Bericht," ganz ebenso wie es die heutigen Zeitungen thun, wenn gleich diese zu bescheiden sind, dies von sich selber zu rühmen. Und so gab auch die „Newe Zeitung", welche der Abt nunmehr

einer genaueren Durchsicht unterwarf, „eine umständliche kurieuse, nicht minder gründtliche und wahrhaftige Relation, wie die glorreiche kayserliche Armee unter der Führung ihres durchleuchtigisten Generalissimus, des Kurfürsten Maximilian II. von Baiern am eilften August dieses Jahrs, die Stadt und Festung Belgrad, zu deutsch Weißenburg, so an der Donau gelegen, von allen Seiten eingeschlossen und nach harten Nöthen am sechsten mensis Septembris mit stürmender Hand genommen, auch den Ungläubigen, das ist den Türcken, für alle Zeit entrissen habe."

Auf schweres holländisches Büttenpapier war das fliegende Blatt gedruckt mit kräftigen Lettern. Nicht minder kräftig und unmißverständlich war der Holzschnitt, welcher den Bericht einleitete. Da sah man den „Donau- und den Savefluß" in schlangenartigen Wellenlinien, deren Richtung durch einen Pfeil angedeutet war, gezeichnet. In der Mitte zwischen beiden Flüssen erhob sich die Festung mit einem dräuenden Kranz von Mauern, Türmen, Gräben, Lünetten, Bastionen umschanzt. Die platzenden Granaten flogen über der Festung wie die Maikäfer an einem milden Frühlingsabend, und die Haupttürme der Oberstadt qualmten wie Kohlenmeiler und bedeckten mit ihrem Dampf ansehnliche Strecken des Bildes, zu deren genauerer Ausfüllung es dem Zeichner an Zeit oder an der nötigen Einbildungskraft gemangelt hatte.

Der Klosterpräzeptor sah dem Abt über die Schulter und führte sogleich ein halb Dutzend Beispiele aus den

alten Klassikern an, daß man die stärksten Festungen stets mit Vorliebe am Zusammenfluß zweier bedeutender Ströme angelegt habe.

Den Hintergrund des Bildes füllte teils Rauch aus, teils eine doppelte Reihe winziger Figürchen, die mit mehr oder weniger krummen Säbeln wie nach dem Takt aufeinander einhieben. Um die granatenbedrängte Festung her lagerten sich, eines verhältnismäßig friedlicheren Schicksals sich erfreuend, die Vorstädte, nämlich „die Palanka," das ist die Unterstadt, die „Raizenstadt" und die „Wasserstadt." Alles war im Bild selbst so deutlich angemerkt oder durch Zahlen und mittelst feiner Linien außerhalb des Bildes so genau erklärt, daß sich auch ein friedlicher Bewohner des Klosters Maulbronn im Schwabenlande recht wohl in den Fall Belgrads hinein denken konnte.

Im Vordergrund des Bildes aber saß der Kurfürst Maximilian hoch zu Roß, das stolz sich bäumende Pferd ließ seinen Schweif lang herab auf den Boden wallen. Links von dem Kurfürsten lagen zerbrochene Kanonenräder, gefallene Pferde und verwundete Krieger. Weiterhin sah man händeringende gefangene Weiber, an deren Kniee sich kleine Kinder klammerten. Aus einem Thor der brennenden Raizenstadt rettete ein Jude in einem großen Sack seine Habseligkeiten.

„Eines bewegt mich schmerzlich," sagte der Präzeptor, nachdem er und der Abt längere Zeit den Holzschnitt betrachtet hatten, „bei aller Freude über die glorreiche Waffenthat des kaiserlichen Heeres."

„Nämlich?“ fragte Hochstetter.

„Daß ich nicht weiß, wie meinem lieben Junker von Breitenfels, meinem früheren Schüler, bei diesem Handel das Los gefallen ist. Seit zwei Jahren dient er bei dem kaiserlichen Heere. Er ist stets einer der Tapfersten und bei dem Sturm auf Belgrad gewiß vorn dran gewesen. Das Herz blutet mir, wenn ich ihn mir unter den Verwundeten oder Gefallenen denke, über welche die Hufe der Rosse hinwegsausen.“

„Es wäre jammerschade um das edle junge Blut,“ sagte der Abt nachdenklich. Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, da nahte sich ein Mann in schlichter Kleidung, der Famulus Spanseil, der einen gewichtigen Brief in der Hand trug.

„Dem wohlerwürdigen und hochgelahrten Herrn, Herrn M. Christophoro Zellern, Pfarrer und Klosterpräzeptor zu Maulbronn in Schwaben“ lautete die Aufschrift des Briefes, welche der Präzeptor halblaut überflog, um dann schnell das Schreiben zu öffnen.

„Da heißt es wieder einmal: Ehe ihr rufet, will ich antworten,“ sprach er freudig erregt. „Noch habe ich kein ernstliches Gebet für das Wohlergehen meines jungen Freundes gen Himmel geschickt, und schon kommt mir ein Brief zu, aus dessen ersten Zeilen ich ersehe, daß Herr von Breitenfels beim Sturm auf Belgrad gnädig bewahrt geblieben ist.“

Das Schreiben selbst aber lautete folgendermaßen:

„Mein viellieber alter Herr Lehrer! Anmit thue

ich Ihnen kund und zu wissen, daß wir Belgrad mit Sturm genommen haben. Es ist ein heißer Tag gewesen, und unser Fähnlein war gewiß nicht das letzte, so auf den Mauern der eroberten Veste aufgepflanzt worden. Mit Ausnahme eines Prellschusses am linken Bein, welcher mir etliche Tage Stubenarrest diktiert hat, sonst mich aber nicht einmal am Schreiben hindert, bin ich durch Gottes Gnade ohne weiteren Schaden davongekommen.

Die Stadt, so 163 Jahre lang den Christen vom Türken entrissen gewesen ist, gehört nun nicht länger den Anhängern des Mahomet, Mohamed oder Muhammed — viellieber alter Herr Lehrer, ich habe es auch im Türkenland nicht erfahren können, wie man den Namen des falschen Propheten eigentlich richtig schreibt, so wenig, als wir es damals sicher wußten, da Sie mich in der Welthistorie informierten. — Leider sind aber auch bei dieser Gelegenheit von den Angehörigen eines christlichen Kriegsheeres und einer kayserlichen Armee Thaten begangen worden, vor denen, wie der blinde Heide Homerus sagen würde, die Sonne ihr Angesicht hätte verhüllen mögen.

Ich schreibe Ihnen aber, weder um Ihnen von unsern Heldenthaten, noch von den Greueln, so auch mit untergelaufen, zu erzählen, sondern um Euer Liebden kund zu thun, daß ich den gesamten Beuteanteil, der mir beim Sturm auf Belgrad zugefallen ist, meinem viellieben alten Herrn Lehrer übersenden werde. Ich weiß nicht, ob Sie mich loben oder schelten werden, wenn Sie

das Beutestück in Augenschein nehmen. Darum schreibe ich Ihnen nicht weiter, als daß ich den Beuteanteil, damit er desto sicherer in Ihre Hände gelange, dem Herrn Hauptmann Wucherer und dem Herrn Lieutenant Mörloth mitgebe. Diese Zween nämlich reisen, da sie wegen erhaltener schwerer Wunden dem Dienst nicht mehr nachkommen können, in den nächsten Tagen über Vaihingen und Pforzheim auf ein Gut im Markgräflich Badischen. Sie werden Ihnen zu wissen thun, wann und zu welcher Zeit sie durch Vaihingen an der Enz kommen werden, woselbst Euer Liebden das von mir übersandte Beutestück gütigst in Empfang nehmen mögen.

Womit ich mich in Ihre Gewogenheit und Fürbitte empfehle als

Euer Liebden dienstwilliger
Carl von Breitenfels."

Der Abt sah den Klosterpräzeptor fragend an, und Zeller sagte: „Nun, Gott sei Dank, daß mein lieber Junker mit heiler Haut davon gekommen ist, aber begierig wäre ich doch zu erfahren, was er mir von der Belgrader Beute zugedacht hat."

„Es ist recht schön," erwiderte Hochstetter, „daß Ihr früherer Schüler unter dem Donner der Kanonen in Liebe an seinen alten Lehrer gedacht hat, und was er Ihnen schicken will, wird nicht so schwer zu erraten sein. Ich denke, er wird Ihnen einen Beutel Zechinen oder Venetianer Dukaten übersenden; denn, ich meine gelesen zu haben, daß die Ungläubigen ihr Geld gleich in Beuteln

aufspeichern. Und etliche hundert Dukaten können Sie im Hinblick auf Ihr wachsendes Kinderhäuflein wohl brauchen. Bis die Mägdlein gekleidet sind und für die Knaben die zum Studium nötige Summe zurückgelegt ist — es will sauer verdient sein."

„Ich glaube nicht, daß mein Beuteanteil Gold oder Goldeswert ist."

„Warum nicht?"

„Herr von Breitenfels würde sich dann wohl nicht so geheimnisvoll ausgedrückt haben."

„Ich finde es zart und edelmütig von dem Junker, daß er die Zechinen oder Dukaten nur so von ferne her andeutet."

„Nein, ich denke mir lieber, der Junker hat ein wertvolles Buch für mich erbeutet, hat es vielleicht mit seinem guten Schwert dem Verderben in den züngelnden Flammen entrissen."

„Aber was würde Ihnen ein Buch der Ungläubigen helfen? Sie verstehen weder türkisch noch arabisch, Herr Kollega."

„Ich könnte es ja noch lernen, Herr Abt; aber vielleicht ist es auch eine Handschrift in lateinischer Sprache, auf Pergament, ein alter Klassiker, den noch kein Gelehrter herausgegeben hat und den ich dann durch den Druck den Zeitgenossen bekannt machen werde."

„Wie kommen Sie zu solchen Vermutungen?"

„Belgrad ist von den alten Römern gegründet worden und hat früher Sigidunum geheißen. Wer weiß, wie viel

von den Schätzen der Gelehrsamkeit hinter den Mauern Sigidunums verborgen gewesen, wie viel durch den Brand zu Grund gegangen ist, also daß es nicht mehr ersetzt werden kann."

„Die Türken sind keine Bücherfreunde; Sie kennen doch die Geschichte vom Kalifen Omar?"

„Ich meine mich zu erinnern, doch weiß ich nimmer recht —"

„Als Omar, der Kalif, die Stadt Alexandria erobert hatte, ließ er in die dortige Büchersammlung, welche die größte der ganzen Welt war, die Brandfackel schleudern; denn, sagte er, entweder stimmen alle diese Bücher mit dem Koran überein, dann sind sie unnötig und können verbrannt werden. Oder sie widersprechen dem Koran, dann lehren sie Falsches und müssen verbrannt werden."

Der Klosterpräzeptor lachte. „Aber es wäre doch möglich, daß Herr von Breitenfels ein bis jetzt unbekanntes Bruchstück des Livius oder des Tacitus für mich erbeutet hätte. Ich habe ihm seinerzeit klar gemacht, wie sehr es zu beklagen, daß von diesen alten Schriftstellern fast das Wichtigste verloren gegangen ist, und wie man die Hoffnung, das eine oder andere zu finden, durchaus nicht aufgeben dürfe."

„Aber Sie kennen vielleicht die Geschichte vom Bären und den zwei Jägern?"

„Die Geschichte vom Bären, dessen Fell die Jäger verkauften, bevor sie ihn erlegt hatten," fiel der Klosterpräzeptor lächelnd ein, „Sie haben recht, Herr Abt, ich

will mich nicht in Mutmaßungen über einen Schatz ergehen, den ich nicht einmal gesehen habe. Aber was es für ein Schatz sein mag, er kommt von lieben Händen und ich will ihn dankbar annehmen," setzte er ernster bei, indem er den Brief seines Junkers zusammenfaltete und in die Rocktasche steckte.

---

2. Das Beutestück.

Die kriegerischen Unruhen im Osten Europas traten zunächst für die Bewohner des Klosters Maulbronn in den Hintergrund. Denn es zog im Westen ein drohendes Unwetter herauf. Noch ehe der Herbst zu Ende war, hörte man, daß der Franzosenkönig Ludwig XIV. seine Soldaten über den Rhein schicken werde, welche dem Nachbarlande einen eben nicht friedlichen und freundlichen Besuch zugedacht haben. Die Salzach, die einige tausend Schritte oberhalb des Klosters Maulbronn entspringt, mündet bei der Stadt Philippsburg, die damals eine Festung war, in den Rhein und speiste die Gräben dieser Festung mit Wasser. So hieß es denn bald, der Kommandant des französischen Streifkorps wolle die Klosterherren von Maulbronn zur Verantwortung ziehen, daß sie die friedlichen Wasser der Salzach nach Philippsburg entsenden, anstatt dieselben in den von den Mönchen angelegten Fischteichen zurückzuhalten, und ihm so die Eroberung dieses festen Platzes erschweren.

Der Klosterpräzeptor meinte, solcher Vorwurf erinnere an den Wolf in der Fabel, welcher das Lamm beschuldige, daß es ihm das Wasser trübe. Man dachte in Maulbronn wenig mehr an den Fall Belgrads.

So war denn Christoph Zeller überrascht, als er eines Nachmittags von Nördlingen aus einen Brief erhielt, in welchem er ersucht wurde, an einem bestimmten Tag in das Wirtshaus zum Ochsen nach Vaihingen zu kommen und seinen Anteil an der Beute von Belgrad, welchen ihm der Junker von Breitenfels übersende, aus den Händen des Hauptmanns Wucherer und des Lieutenants Mörloth in Empfang zu nehmen. Am Schlusse des Briefes war die Bemerkung beigefügt, der Klosterpräzeptor möge ein Wägelchen mitbringen, die Weiterschaffung des Beutestücks von Vaihingen nach Maulbronn möchte sonst auf allzugroße Schwierigkeiten stoßen. So ließ denn der Klosterpräzeptor, der sonst als rüstiger Mann den nicht ganz dreistündigen Weg zu Fuß zurückzulegen gewöhnt war, den Gastwirt Peter Frick um seine Kutsche bitten. Der Braune und der Schimmel Peter Fricks wurden vor die Kutsche gespannt, und so fuhr Zeller an einem nebligen Herbstnachmittag durch das Thor des geräumigen Klosterhofs. Er lenkte die Rosse mit eigener Hand und sagte sich halblaut die Verse vor, in denen Homer beschreibt, wie die alten Helden die Peitsche schwingen, wie der Wagen unter dem Thorbogen donnert.

Die Vorstellungen, die sich Zeller von dem Belgrader Beutestück machte, begannen ins Abenteuerliche, ja ins

Ungeheure zu wachsen, während er seines Weges dahinfuhr.

„Ein Buch kann es nicht wohl sein," sprach er halblaut vor sich hin, „denn das könnte ich ja leicht in meiner Hand oder in meiner Tasche von Vaihingen nach Maulbronn bringen. Und eine ganze Büchersammlung aus dem Türkenland nach Schwaben zu schicken, hätte meinem lieben Junker doch allzuviele Mühe gekostet. Nun, wir werden sehen."

Die Rosse zogen scharf an, nachdem sie die Hochfläche über dem Salzachthal erreicht hatten. Der Kirchturm des Dorfes Schmie blickte von seiner luftigen Anhöhe durch den herbstlichen Nebel herüber. Die Wirtshausschilder, die über der breiten Straße von Lienzingen im Winde sich schaukelten, luden den Klosterpräzeptor umsonst zur Einkehr. Auch durch das behaglich im Thal sich ausbreitende Illingen fuhr er in mäßigem Trab. Nun kam das Vaihinger Schloß näher und näher, und bei guter Zeit langte er in der Stadt an. Nachdem er im Gasthof zum Ochsen eingestellt und als pflichttreuer Rosselenker sich zuerst überzeugt hatte, daß seine Pferde wohlversorgt seien, begab er sich in die Wirtschaft. Schon auf der Hausflur gab ihm der freundliche Wirt auf seine Frage nach dem Herrn Hauptmann Wucherer und dem Herrn Lieutenant Mörloth den Bescheid, es sitzen allerdings zwei fremde Offiziere im Speisezimmer, welche vor einem halben Stündchen mit Extrapost angekommen seien. Als er in das Zimmer eintrat, sah er die Fremden an einer Ecke

der langgestreckten Tafel sitzen. Sie ließen sich den neuen Wein und das Sauerkraut, das ihnen der Ochsenwirt aufgetischt hatte, so wohl schmecken, daß sie den Eintretenden zuerst gar nicht beachteten.

Der Klosterpräzeptor trat bescheiden näher und nannte seinen Namen, worauf der ältere Offizier sich sofort in soldatischer Gemessenheit von seinem Sitz erhob, seinen Begleiter als den Lieutenant Mörloth und sich selbst als den Hauptmann Wucherer vorstellte und den Neuangekommenen höflich einlud, neben ihnen Platz zu nehmen.

Christoph Zeller erkundigte sich zuerst nach dem Befinden seines Herrn Junkers. Hierauf erwiderte der Lieutenant, der Wachtmeister von Breitenfels befinde sich im ganzen munter und wohl, obgleich der Prellschuß, den er beim Sturm auf die letzte Schanze erhalten, nicht ganz unbedenklich sei; er lasse seinen lieben alten Herrn Lehrer vielmals grüßen und werde ihm, sobald er fieberfrei sei, einen ausführlichen Brief übersenden. Man sprach vom Sturm auf Belgrad, von den Beschwerden der weiten Reise, von den Unbilden der Witterung, von den Gelüsten der Franzosen nach einem Einfall ins friedliche Schwaben; des Beuteanteils, der dem Klosterpräzeptor zufallen sollte, gedachten die Offiziere mit keinem Wort. Dieser wurde zuletzt etwas unruhig, und nachdem er sich vom Ochsenwirt einen Schoppen Roswaager hatte vorsetzen lassen und sich mit etlichen herzhaften Schlücken gestärkt hatte, rückte er mit der Frage heraus, wo denn eigentlich der Beuteanteil sei, den der Junker ihm zugesagt habe.

Hierauf wechselten die Offiziere einen bedeutungsvollen Blick, der Hauptmann brach in ein herzliches Lachen aus und erwiderte: „Wir wissen in der That nicht, Herr Präzeptor, ob wir Ihnen Ihren Beuteanteil ausliefern oder für uns behalten sollen. Uns hat er auf unserer Reise manche Unbequemlichkeit verursacht, und wir fürchten, Sie werden auch Ihre liebe Not mit ihm haben. Doch Sie können sich ihn einmal ansehen, und wenn Sie entschlossen sind, ihn anzunehmen —"

„Ich bin entschlossen," sagte der Klosterpräzeptor mit Zuversicht.

„Gut, so folgen Sie mir," erwiderte der Hauptmann, „Ihr Beuteanteil liegt in dem Zimmer, wo wir uns umgekleidet haben."

Mit diesen Worten schritt er dem Präzeptor voran nach einem der Gastzimmer im oberen Stockwerk. Auf dem mit schwarzem Leder überzogenen Sofa lag ein hübscher, etwa dreijähriger Knabe. Er schlief, wie seine regelmäßigen Atemzüge verrieten, fest und ruhig. Die Frau des Ochsenwirts saß neben ihm und blickte voll Teilnahme in das blasse, auffallend feine, von dunkeln schlichten Haaren umrahmte Gesichtchen. „Ach der Bub, der Bub, ach das arme Tröpfle," sagte die Ochsenwirtin, indem sie aufstand und ans Fenster trat. „Ist der Knabe wohl schwer krank?" fragte der Klosterpräzeptor mitleidig, indem er bald die Wirtin bald den Hauptmann anblickte.

„Bewahre! kerngesund," erwiderte der Hauptmann.

„Gehört der Knabe Ihnen?“ fragte der Präzeptor die Wirtin. „Ich habe nicht gewußt, daß Sie noch so kleine Kinder haben. Ist er von Vaihingen?“

Die Frau schüttelte schweigend den Kopf. „Nein,“ setzte der Hauptmann ruhig bei, „der Knabe ist nicht von Vaihingen an der Enz, sondern von Belgrad an der Donau und gehört nicht der Frau Ochsenwirtin, sondern — es ist Ihr Beuteanteil, Herr Präzeptor.“

„Mein Beuteanteil?“ stammelte Christoph Zeller, „ein Kind? — Aber lieber Herr Hauptmann, ich bin vom lieben Gott mit Buben und Mägdlein reichlich gesegnet! Ein Kind? ein Knabe? — von Belgrad?“

„Ein echter und gerechter Türkenknabe,“ erwiderte der Hauptmann, „aber wenn Ihnen das Kind zu viel ist, so hat eben der Wachtmeister von Breitenfels sein Vertrauen umsonst auf Sie gesetzt. Wir nehmen, wie ich Ihnen schon gesagt habe, den Knaben mit uns, und wenn wir wieder bei der kaiserlichen Armee einrücken, bringen wir ihn zurück in die Türkei, wo sich eher ein Vater und eine Mutter für ihn finden wird als im Schwabenland.“

„Eine Waise?“ fragte der Präzeptor. „Er hat keinen Vater, keine Mutter mehr?“

„Sein Vater war ein tapferer türkischer Soldat. Er ist beim Sturm auf Belgrad gefallen. Und wenn alle Türken so gefochten hätten wie er, Belgrad wäre heute noch nicht unser, und seine Mutter — ja wenn ich's nur selbst wüßte, ob sie noch lebt, wir hätten den Knaben

gewiß keinem andern Menschen ausgeliefert, als seiner Mutter. Doch, das ist eine lange Geschichte, ich erzähle es Ihnen nachher bei einem Glase Wein. —“

„Also ein Türkenknabe? Sie treiben keinen Scherz mit mir, er versteht also kein Wort deutsch — lateinisch, griechisch, hebräisch natürlich eben so wenig.“

„Das alles, meinte Herr von Breitenfels, werden Sie ihm beibringen, Herr Präzeptor. Zum Dank dafür kann Sie der Knabe im Türkischen unterrichten.“

„Er ist auch noch nicht getauft?“

„Leider nicht; das, meinte Herr von Breitenfels, können Sie besorgen, Herr Präzeptor. Doch ich sehe wohl, das Beutestück ist Ihnen eine unwillkommene Gabe.“

„Nein, ich bin entschlossen, das Kind als mein Kind anzunehmen,“ versetzte der Präzeptor bestimmt, indem er, mit einer Thräne im Aug', den Knaben betrachtete. „Wie heißt er?“

„Mustapha,“ erwiderte der Hauptmann.

Mustapha machte eine Bewegung im Schlaf. Das enge blaue Jäckchen, mit welchem er bekleidet war, öffnete sich über der Brust und eine goldene Münze, die ihm am Hals hing, blinkte dem Präzeptor entgegen. Sie trug in krausen feinen Zeichen eine Inschrift, und obwohl Christoph Zeller dieselbe nicht entziffern konnte, sprach er doch sogleich die Vermutung aus, dies seien arabische Schriftzeichen.

„Es ist des Knaben Tochfet,“ erwiderte der Hauptmann.

„Tochfet?“ fragte der Präzeptor.

„Ja. So nennt Mustapha die Münze, und um keinen Preis würde er sein Tochfet hergeben. Tochfet ist ein türkisches Wort und heißt, wenn ich recht weiß, Andenken oder Geschenk.“

„Tochfet!“ rief jetzt der Knabe, indem er die Augen aufschlug und ängstlich nach der Münze an seiner Brust griff. Der Hauptmann strich ihm sanft über die Stirne, indem er, die Augen schließend, den Kopf auf seine Handfläche neigte, ein Zeichen, er solle ruhig weiter schlafen. Der Knabe schien dies zu verstehen und legte sich auf die andere Seite, doch nicht ohne daß er sich zuvor den Präzeptor mit großen verwunderten Augen angesehen hatte.

„Das arme Bürschlein,“ fuhr der Hauptmann fort, „hat in den letzten beiden Nächten, da wir unsere Reise fast ohne Unterbrechung fortzusetzen genötigt waren, nur wenig geschlafen. Er holt aber jetzt das Versäumte herein. Kommen Sie, Herr Präzeptor, wir wollen zum Lieutenant zurückkehren und noch einiges miteinander besprechen, bevor ich nach Pforzheim weiter reise.“

Nachdem sie im Speisezimmer wieder Platz genommen hatten, fragte Zeller: „Nun bitte ich Sie, mir zuerst zu sagen, auf welche Art und Weise der Knabe in Ihre Hände gekommen ist.“

„Das wird mein Freund am besten können,“ erwiderte der Hauptmann lächelnd, „denn er ist dabei gewesen und hat es miterlebt, wie Mustapha durch den Wachtmeister von Breitenfels vom Tode erkauft worden ist.“

Der Lieutenant nahm einen Schluck aus seinem Glase und begann zu erzählen:

„Am Tage, da im Kriegsrat der kaiserlichen Armee der Sturm auf Belgrad beschlossen worden war, kam ein Überläufer aus der bedrängten Stadt zu uns ins Lager, der sich Ali, Sohn Ibrahims nannte und der deutschen, französischen, auch der italienischen Sprache fast ebenso mächtig war wie der türkischen; denn er war in seiner Jugend weit in der Welt herum gekommen und hatte etliche Jahre in Genua und dann lange Zeit in Wien gelebt. Er erbot sich gegen einen Offizier, den er von Wien her kannte, die schwachen Stellen der Stadt und der Festung um einen beträchtlichen Lohn zu verraten. Der Kurfürst Maximilian hatte anfangs wenig Lust, die Dienste des Verräters zu benützen, allein da man unter allen Umständen vor Beginn der rauheren Jahreszeit der Stadt sich bemächtigen wollte und der Kurfürst das Leben seiner Getreuen nicht ohne Not zu opfern gedachte, schien es ihm schließlich doch geraten, die günstige Gelegenheit, die sich darbot, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Ali, der Sohn Ibrahims, hielt sein Versprechen, er führte uns am Morgen des Tages, da die Trommeln zum Sturme wirbelten, unserer Sechzehn in einem kleinen Nachen an einer verborgenen Stelle über die Donau, so daß wir bereits in die Wasserstadt eingedrungen waren, als unsere Kameraden noch die äußeren Schanzen berannten.

Der Überläufer war uns anfangs vorangegangen; aber als wir in die Nähe der Stadt gekommen waren,

hielt er sich sehr behutsam zurück, denn er fürchtete wohl, er werde, sobald ihn einer seiner Glaubens- und Volksgenossen erkenne, ein Mann des Todes sein; doch gab er uns vortreffliche Winke, denn er wußte auch in den engen und krummen Gäßlein der Altstadt so genau Bescheid wie eine Feldmaus in den Laufgräben, welche sie in den Rasen der Wiese gewühlt hat. So waren wir, ohne auf irgend einen ernstlichen Widerstand zu stoßen, bis an die Umfassungsmauer gekommen, durch welche die Wasserstadt von der Oberstadt und der eigentlichen Festung geschieden ist.

Etliche Wachposten hatten wir noch halb im Morgenschlummer überrumpelt, geknebelt und gefangen genommen, denn es war in der Frühe eines Septembermorgens, da der Sturm auf Belgrad vor sich ging. Hier nun aber, an der Umfassungsmauer, war guter Rat teuer, denn sie war so wohl verwahrt und so hoch, daß nicht daran zu denken war, ohne Leitern über sie hinweg zu kommen. Besonders unheimlich war es uns, daß sich vorerst auf dem Umgang der Mauer kein Mann und in den Schießscharten keine Mündung eines Flintenlaufs sich zeigte. Es war offenbar, man wollte uns in einen Hinterhalt locken, und einen Augenblick tauchte sogar der Verdacht in mir auf, der Überläufer wolle zum Verräter an uns werden und uns seinen Glaubensgenossen heimtückisch ausliefern; zudem war es auf den Wällen ruhiger geworden, und der erste Anlauf unserer Kriegskameraden schien zurückgeschlagen worden zu sein.

Ich behielt deshalb Ali, den Sohn Ibrahims, scharf

im Auge, der hinter unsern Leibern Deckung suchend und lauernd wie eine Katze uns nachschlich.

Ali wies uns ein Haus, das in die Mauer eingefügt war und das einen Durchgang zur Oberstadt zu bieten schien. „Es ist mein eigenes Haus," flüsterte er uns zu, „treten Sie ohne Sorge durch das Thor, Sie haben hier nichts zu befürchten." Unter dem Thorbogen des Hauses aber stand regungslos wie eine Bildsäule ein Mann in mittlerem Lebensalter. Ein regelrechter türkischer Soldat schien er nicht zu sein, doch hatte er sich durch die rote Kappe mit der blauen Quaste als einen Verteidiger der Stadt kenntlich gemacht. Auch sagte uns sein drohender Blick deutlich genug, daß er nicht umsonst mit der Flinte im Anschlag liege. Es wäre uns ein leichtes gewesen, den Mann niederzuschießen, aber wir befürchteten, Lärm zu machen und dadurch den hinter der Mauer verborgenen Hinterhalt herbei zu rufen. Wir gedachten ihn deshalb zu umzingeln und ihn durch Gefangennahme unschädlich zu machen.

In demselben Augenblick atmeten wir erleichtert auf, denn wir hörten vom Walle her den Siegesruf der stürmend eingedrungenen Baiern: „Viktoria! Gott mit Maximilian!" und Pferdegetrappel die Straße herauf.

Nun galt es, nicht länger zu zögern, damit uns nicht die Ehre, zuerst in die Stadt eingedrungen zu sein, von den Baiern entrissen würde. Aber kaum hatten wir unsere kleine Reihe aufgelöst, um den schweigsamen Türken zu umzingeln; kaum hatte dieser den hinter uns geborgenen

Ali wahrgenommen, als er wie ein Tiger auf ihn losstürzte und mit einigen heftigen Drohworten einen Schuß auf ihn abfeuerte. Wir verstanden nicht, was er sagte, es schien jedoch ungefähr zu heißen: „Mit Euch andern habe ich nichts zu schaffen, aber der Verräter da muß sterben."

Der Schuß jedoch war fehlgegangen, da Ali durch einen geschickten Seitensprung ausgewichen war. Erst als wir uns anschickten, den Überläufer gegen seinen wütenden Feind zu verteidigen und diesem seine Flinte zu entreißen, kehrte er sich auch gegen uns und feuerte zwei doppelläufige Pistolen auf uns ab, die er aus dem Gürtel gezogen und womit er etliche der Unseren verwundete. Nun stürzten wir uns auf ihn, und noch nie habe ich gesehen, daß sich ein Mensch so verzweifelt um Leben und Freiheit gewehrt hat wie er. Noch rangen wir mit ihm, da ritt der Kurfürst Maximilian herbei, in dessen Gefolge sich Wachtmeister von Breitenfels befand, und fragte, was es mit dem Mann für eine Bewandtnis habe. Wir traten bei Seite und gaben dem Kurfürsten Bescheid. „Vorwärts durch das Thor!" rief Maximilian seinen Baiern zu, indem er den Degen schwang, aber in demselben Augenblick zischte aus einem der engen Fenster des Hauses ein eiserner Pfeil und fuhr dem Kurfürsten in das Auge. Ohnmächtig vor Schmerz sank er auf den Hals seines Rosses. Seine Getreuen eilten herbei, fingen ihn in ihren Armen auf und brachten ihn aus dem wilden Getümmel, das nunmehr entstand, in Sicherheit. Denn der Schuß,

der dem Kurfürsten das Auge gekostet hat — Maximilian hat sein Auge wahrscheinlich eingebüßt und wird wohl seine künftigen Heldenthaten einäugig wie Hannibal ausführen — schien denen auf der Mauer das Zeichen zum Angriff auf uns gegeben zu haben. Ein Hagel von Kugeln tanzte uns um die Ohren, und auch unser schweigsamer Türke benützte die Verwirrung, um den zweiten Lauf seiner Pistolen auf uns abzufeuern. Einer der Baiern aber rief wütend: „Wo ist der Herr des Hauses, aus welchem der Schuß gefallen ist? Er muß sterben und das Haus muß dem Boden gleich gemacht werden."

„Dort steht der Herr des Hauses!" rief Ali, der Überläufer, indem er auf den Schweigsamen deutete, „Abu Kasim ist es, dem das Haus gehört." Flugs stürzte sich der Baier auf den Türken und rannte ihn, der sich gegen einen andern verteidigte, mit seinem Degen nieder. Der Mann aber, welcher unter der Waffe des Baiern verblutete, war der Vater Mustaphas, des Knaben, der oben in unserem Zimmer schläft."

„Armer Knabe," sagte der Präzeptor mitleidig. Der Erzähler schwieg eine Weile in Gedanken versunken, dann fuhr er fort:

„Wie nun das, was sich jetzt zutrug, aufeinander folgte, kann ich nicht mehr genau angeben, ich erinnere mich nur noch, daß wir mit den Türken unter dem Thore des Hauses in heißem Kampf rangen, und daß etliche der Unsern gefährlich verwundet wurden. Ich selbst erhielt einen Schuß in die rechte Schulter, der mich unfähig zum

Dienst bei kaiserlicher Armee gemacht hat, und der mich wohl noch für einige Zeit zu unthätigem Stillesitzen zwingen wird. — Nun also, während wir den Durchgang durch das Thor zu erzwingen suchten, drängte sich eine junge Frau, das Kreuzfeuer der Kugeln nicht achtend, einen kleinen Knaben an der Hand aus dem Hause durch unsere Reihen und warf sich mit lautem Wehklagen über ihren toten Gatten. Den Schleier, mit dem ihr Angesicht verhüllt war, lüftete sie nicht. Sie gab uns mit flehentlichen Gebärden zu verstehen, wir möchten ihr den toten Mann in das Haus tragen helfen; aber dazu war im Getümmel des Kampfes keine Zeit.

„Es ist unnötig," riefen die Baiern, „daß man einen Toten oder einen Lebendigen in das Haus bringt; denn sobald wir es erstürmt haben, wird es dem Boden gleich gemacht, dieweil aus einem seiner Fenster auf unsern Kurfürsten geschossen worden ist."

„Zuerst muß aber doch untersucht werden, wer aus dem Hause geschossen hat," erwiderte der Wachtmeister von Breitenfels, indem er vortrat.

„Das wird sich finden, Herr Kamerad," erwiderten die Baiern, „sobald wir die Brandfackel in das Nest werfen."

„Das ist unmenschlich!" rief Herr von Breitenfels.

„Unmenschlich hin, unmenschlich her," war die Antwort, die er erhielt.

Nun stieß eine Abteilung von Kroaten zu uns, mit deren Hilfe wir bald die Türken aus dem Gebäude ver-

trieben hatten. Wir besetzten das Haus und sahen uns einige Augenblicke darin um; keine Pracht und kein Reichtum, aber Ordnung und Wohlstand zeigte sich allenthalben in seiner Einrichtung, doch bald hieß es: „Weiter zum Sturm auf die Oberstadt und die Festung!“ Vergeblich legte Herr von Breitenfels gegen das Anzünden des Hauses Verwahrung ein, vergeblich stellte er vor, gerade wenn man das Haus niederbrenne, sei es schwer, wo nicht unmöglich, den Schuldigen, der den Kurfürsten aus dem Hinterhalt verwundet habe, zu entdecken. Schon schlug aus den Fenstern des Hauses, welche dem innern Hof zugekehrt waren, die lichte Lohe. Wir traten wiederum auf die Straße, da sagte der Überläufer, der sich nun, nachdem der Sieg unser war, wiederum herbei gemacht hatte: „Den, der den Pfeil abgeschossen hat, braucht man nicht lange zu suchen. Es ist niemand anders als die Frau dort, welche neben ihrem toten Manne kniet. Niemand außer ihr kann in dem Gemach gewesen sein, aus dessen Fenster der Pfeil flog. Auch kenne ich die Frau Abu Kasims als eine Bogenschützin, die ihr Ziel selten verfehlt. Ein türkischer Soldat schießt nicht mit einem Pfeil, und so müßte man nur annehmen, daß ihr Söhnlein, der kleine Mustapha, es war, der den Kurfürsten meuchlings verwundete.“ So unglaublich dies alles klang, es fand doch augenblicklich Beifall bei denen, welche die Verwundung des Kurfürsten zu rächen entschlossen waren.

„Fort mit der schwarzen Hexe!“ hieß es, „wenn

ein Weib zu den Waffen greift, so ist es dem Kriegsgericht verfallen. Bindet sie und führt sie zu dem Kurfürsten; er soll entscheiden!“

Bevor die Frau wußte, wie ihr geschah, war sie gefesselt, und einige von der Mannschaft erhielten den Befehl, sie in sicheren Gewahrsam zu bringen. Ich vergesse es nicht, wie sie die Hände mit verzweifelnder Gebärde zum Himmel erhob, da man sie von der Leiche ihres Gatten wegstieß, und da die Kroaten den jämmerlich weinenden Knaben in ihre Mitte nahmen, um ihn zu den Gefangenen zu führen, welche sie bereits gemacht hatten.

„Lasset das Kind doch wenigstens bei seiner Mutter!“ rief Herr von Breitenfels. Die Kroaten machten eine abwehrende Handbewegung und lachten höhnisch.

„Was wollt ihr mit dem Knaben anfangen?“ fragte der Wachtmeister.

„Lösegeld! Verkaufen!“ war die kurze Antwort.

„Was soll er gelten? Ich kaufe ihn,“ erwiderte Herr von Breitenfels.

„Zwanzig Dukaten,“ gab man ihm lachend zur Antwort.

„Hier sind sie!“ entgegnete der Wachtmeister, indem er seine Börse zog und einem der Kroaten die Summe ausbezahlte. „Und nun ist der Knabe mein Eigentum; doch“ fuhr er fort, indem er sich an mich wandte, „der Dienst erlaubt mir nicht, für ihn Sorge zu tragen. Ich bitte Sie, nehmen Sie sich des Knaben an; wann das blutige Tagewerk beendigt ist, so will ich ihn seiner Mutter wieder zustellen.“

Ich konnte allerdings besser für den Knaben sorgen, als der Wachtmeister, der weiter zum Kampf eilte. Denn ich war kampfunfähig und Ali, der Sohn Ibrahims, der unter anderem auch ein geschickter Wundarzt war, beeilte sich, mir einen Notverband anzulegen. Dennoch wäre ich so schnell, als ich mit meiner erschöpften Kraft es vermocht hätte, der Mutter nachgeeilt, um ihr das Kind zurückzugeben, wenn mich nicht Ali zurückgehalten hätte.

„Es ist heute abend noch Zeit," sagte er. „Sie müssen zuerst für Ihre Gesundheit und Ihr Leben sorgen, denn Ihre Wunde ist gefährlich."

Er brachte mich samt dem Knaben in ein abgelegenes Haus, das von seinen Bewohnern geräumt war, und wo ich mich vom Blutverlust entkräftet auf eine Matte legte. Der Knabe setzte sich in eine Ecke des Gemachs und weinte nur noch leise. Am Abend war die Stadt und die Festung Belgrad in den Händen der kaiserlichen Armee, ich aber lag, vom Wundfieber geschüttelt, auf meiner Matte; ich beneidete den Wachtmeister, der an mein Lager trat, der den ganzen Sturm mitgemacht hatte und mit einer leichten Verwundung davon gekommen war. Er nahm den Knaben mit in sein Quartier, die Nacht war eingebrochen, es war keine Zeit mehr, seine Mutter zu suchen. Man hoffte, sie am andern Morgen mit leichter Mühe zu finden. Aber alle Bemühungen des Wachtmeisters blieben vergeblich; die Mutter war verschollen, niemand wollte etwas von ihr wissen. Wir zogen im kurfürstlichen Hauptquartier Erkundigungen ein, aber Ali,

Ibrahims Sohn, ließ den Wachtmeister versichern, die Türkin sei aus der Haft entwischt.

Das Haus aber, aus dessen Fenster der Kurfürst Maximilian verwundet worden war, lag in Schutt und Trümmern. Als ich soweit hergestellt war, daß ich in Gemeinschaft mit dem Herrn Hauptmann Wucherer an die Heimreise denken konnte, gab mir der Wachtmeister von Breitenfels den Knaben, für den er väterlich gesorgt hatte, mit, er band ihn mir auf die Seele und trug mir auf, den armen Burschen an Sie abzuliefern, Herr Klosterpräzeptor; drinnen im Türkenland wäre der verwaiste Mustapha doch wohl nur dem leiblichen und geistigen Verderben entgegengegangen. Entweder, meinte Herr von Breitenfels, sollen Sie seine Mutter suchen oder, wenn es sich herausstelle, daß diese nicht mehr am Leben sei, so sollen Sie einen Christen aus ihm machen. Vielleicht habe der Knabe, wenn er herangewachsen sei, Lust, die Theologie zu studieren, und könne mit der Zeit ein Pfarrer im Schwabenland werden."

„Aber noch einmal Herr Präzeptor," fiel der Hauptmann Wucherer ein, „wenn Ihnen der Knabe irgendwie überlästig ist und wenn Sie der Meinung sind, er tauge nicht nach Maulbronn, so nehmen wir ihn vollends mit. Unter meinen Verwandten im Markgräflich Badischen wird sich schon eine mitleidige Seele finden, welche sich Mustaphas annimmt, wenn wir unsere Wunden ausgeheilt haben und zu unserem Regiment ins Türkenland zurückkehren."

„Gewiß nicht,“ sagte der Klosterpräzeptor. „Ich werde das Vertrauen, das mein junger Herr von Breitenfels auf mich gesetzt hat, rechtfertigen.“

„Nun, dann wünsche ich, daß Mustapha unter Ihrer Obhut und Fürsorge gut einschlägt!“ erwiderte der Hauptmann. „Lassen Sie uns den Knaben herunter holen; wir müssen Abschied von ihm nehmen, denn es ist Zeit, daß wir weiterreisen, wir haben uns mit unserer Belgrader Geschichte fast schon zu lang aufgehalten.“

Der Knabe war unterdessen von seinem Schlummer aufgewacht und beschäftigte sich mit einem hölzernen Pferd und mit einigen anderen Spielsachen, welche die Ochsenwirtin zu seiner Verfügung gestellt hatte. Er lachte hell auf, als der Klosterpräzeptor das Pferdchen auf kreischenden Rädern einigemale durch die Stube zog, und sah seinen neuen Pflegevater mit offenem zutraulichem Blick an.

„Willst Du mit mir nach Maulbronn?“ fragte Christoph, obwohl er ja wußte, daß sein Schutzbefohlener ebensowenig ein Wort deutsch verstand, wie er ein Wort türkisch.

Nun nahm der Lieutenant Mörloth den Türkenknaben an der Hand, er folgte willig, und da die Treppe ziemlich steil und dunkel war, hob ihn der Klosterpräzeptor auf seinen Arm und trug ihn hinunter in das Speisezimmer. Dort hatte inzwischen der Ochsenwirt auch für das Türkenkind den Tisch gedeckt. Wohlmeinend hatte er eine tüchtige Portion Sauerkraut mit Wurst und geräuchertem Fleisch aufgestellt, auch ein halbes Schöpplein Wein daneben gepflanzt.

„Wein trinkt er keinen,“ sagte der Lieutenant Mörloth, „in diesem Punkte ist er noch ein echter Türke. Aber ob er nicht heute seinem gewohnten Glas Milch das lieblich duftende Kraut vorzieht, das kommt noch auf eine Probe an.“

Der Knabe verzehrte das Stück Schwarzbrot mit gutem Appetit, und nun griff er, obwohl er mit Messer und Gabel noch nicht recht umgehen konnte, auch nach dem Sauerkraut. Inzwischen waren an der Extrapostkutsche, welche die beiden Offiziere nach Pforzheim befördern sollte, neue Pferde vorgespannt worden. Der Lieutenant Mörloth drückte dem Türkenknaben die zarte weiße Hand und schüttelte sie kräftig, der Hauptmann Wucherer wandte sich ab und zerdrückte eine Thräne des Mitleids.

Als aber Mustapha merkte, daß ihn diesmal die beiden Offiziere nicht mit in den Wagen nehmen wollten, brach er in ein lautes klägliches Weinen aus.

„Wir hätten uns in der Stille davon machen sollen,“ sagte der Hauptmann Wucherer, „mir selbst wird der Abschied in der That nicht leicht, dem Büblein bricht er das Herz.“

„Ich bin der Meinung, daß man auch gegen einen unmündigen Knaben ehrlich und aufrichtig handeln soll,“ entgegnete der Klosterpräzeptor mit Würde.

„Ich muß wieder einmal zu unserem alten Mittel greifen,“ wandte sich der Lieutenant Mörloth an Zeller, „zu meiner Zauberformel, die ich mir von einem türkischen Gefangenen Silbe für Silbe, Wort für Wort so lange

habe vorsagen lassen, bis ich sie nachsagen konnte wie ein Papagei. — Mustapha, schimti anana getetschegsin" sprach der Lieutenant mit großem Nachdruck zu dem Türkenknaben und dabei deutete er mit lebhaften Gebärden auf Christoph Zeller. „Das heißt auf deutsch: Mustapha, Du wirst jetzt zu Deiner Mutter kommen. Ich will es Ihnen aufschreiben, Herr Präzeptor, damit Sie im Notfall sich auch dieses Mittels bedienen können. Es ist leider erlogen, der arme Tropf wird ja wohl seine Mutter sein Lebtag nicht mehr sehen. Aber unser Herrgott wird uns die Sünde verzeihen." Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und überreichte es, nachdem er die Worte niedergeschrieben hatte, dem Klosterpräzeptor, dann wiederholte er den seltsamen Spruch noch einigemale, und dieser schien allerdings wie eine Zauberformel auf den Türkenknaben zu wirken. Mustapha wurde ruhiger und klammerte sich an die Kniee Zellers, während die Extrapostkutsche aus dem Hofe des Wirtshauses rollte.

Einen Augenblick wollte es dem Klosterpräzeptor schwer aufs Herz fallen, als er allein mit dem jungen Türken in dem Speisezimmer stand. Aber nur einen Augenblick. Er überlas noch einmal die türkischen Worte, welche ihm der Lieutenant Mörloth aufgeschrieben hatte, und prägte sich dieselben fest ein. Und nun kam es ihm vor, als ob diese Worte keine Lüge, sondern eine wahrhaftige gewisse Weissagung seien.

Dann ermunterte er den Knaben mit eindringlichen und freundlichen Gebärden, sich das Sauerkraut noch weiter

schmecken zu lassen. Und als Mustapha ihn nicht ganz zu verstehen schien, auch die Gabel ungeschickt anfaßte, nahm der Präzeptor das Türkenkind auf den Schoß und aß, die schwäbische Kost redlich und väterlich mit ihm teilend, den Teller leer.

Kurze Zeit darauf ließ er den Schimmel und den Braunen Peter Fricks vor seine Kutsche spannen und fuhr, von den wohlgemeinten Segenswünschen des Ochsenwirts und seiner Ehehälfte geleitet, durch die neblige Dämmerung des Herbstabends Maulbronn zu mit seinem Beutestück.

Der Knabe war ruhig und in sich gekehrt, schon eine Viertelstunde hinter Vaihingen hatte der Schlaf ihn übermannt. Er erwachte erst wieder, als der Präzeptor an der Maulbronner Steige angelangt war. Er hob wieder zu weinen an und zitterte vor Frost. Da hüllte ihn Christoph Zeller in seinen Mantel und streichelte sanft über seine Stirne und seinen Scheitel. Das wirkte auch, wenngleich nicht so augenblicklich wie die türkische Zauberformel.

Im Thal unten war es schon ganz dunkel, als der Präzeptor durch das Klosterthor fuhr. Und das war dem Präzeptor recht, denn die Frage irgend eines Neugierigen, wo, wann, wie und unter welchen Umständen er des Kindes habhaft geworden sei, wäre ihm vorläufig sehr ungeschickt in die Quere gekommen. Er sagte daher dem verschwiegenen Meister Böckmann, welcher die Würde eines Thorwarts und eines Hausschneiders in seiner kleinen Person vereinigte, nur so viel, daß er Besuch mitgebracht

habe. Dann übergab er Kutsche und Pferde dem Thorwart zur weiteren Besorgung und stieg mit dem Türkenknaben die Steintreppe seiner klösterlichen Wohnung hinan.

„Hier ist mein Beutestück,“ sagte er, in das mäßig erleuchtete Wohnzimmer eintretend, zu seiner Eheliebsten Maria Elisabeth.

Die Frau Klosterpräzeptorin war anfangs starr vor Erstaunen. Dann, als ihr Christoph die Erzählung des Lieutenants Mörloth ziemlich verworren und lückenhaft wiederholte, lachte sie einmal über das andere laut auf. Denn sie glaubte gar nichts anderes, als daß ihr sonst so ernsthafter Eheherr in einer Art von Weinlaune seinen Scherz mit ihr treibe.

Christoph Zeller sagte endlich unmutig: „Mir kommt fast vor, wenn ich Dir weis machen wollte, ich habe das Knäblein im Wald zwischen Lienzingen und Mühlacker einer säugenden Wölfin abgenommen, wie der italische Hirte die beiden Gründer Roms, den Romulus und den Remus gefunden hat — Du würdest mir eher Glauben schenken als so, da ich Dir doch die ungeschminkte Wahrheit gesagt habe.“

Es war eigentlich auch kein Wunder, daß die Klosterpräzeptorin den wahrheitsgetreuen Bericht ihres Eheherrn nicht so zu würdigen vermochte, wie er es verdiente. Denn nach geschäftiger und ungeduldiger Hausfrauen Art saß sie nicht stille, während ihr Christoph seine Erzählung vortrug, sondern sie lief hin und her, ihrem Hausherrn

für einen Abendimbiß und dem Neuangekommenen für ein Nachtlager zu sorgen.

Als Christoph Zeller wiederholt versichert hatte, daß das Kind, das er von Vaihingen mitgebracht, nach dem Ausdruck des Hauptmanns Wucherer ein echter und gerechter Türkenknabe sei, nahm die Frau Klosterpräzeptorin die Sache ernster.

Von Anfang an hatte des Klosterpräzeptors ältestes Söhnlein Johann Tobias den Bericht seines Vaters ernst genommen. Während nämlich die beiden jüngeren Kinder Zellers, der vierjährige Andreas und die etwas über ein Jahr alte Anna fest in der Nebenkammer schliefen, lag des Klosterpräzeptors Ältester, ein munterer, aufgeweckter, fast frühreifer Knabe noch wach in seinem Bette; er überdachte seine Schulaufgaben, denn er war zu Georgii desselben Jahres in die deutsche Schule eingetreten. So hörte Tobias den ganzen Bericht seines Vaters und alle Zweifel seiner Mutter mit an. Da er von Natur neugierig war, kletterte er aus seinem Bett und betrachtete sich durch die Thürspalte den Ankömmling, der in der Fensternische am Tisch saß und sich die ihm von der Mutter vorgesetzte Tasse Milch wohl munden ließ. Dann schlich sich Tobias an das Bett des schlafenden Andreas, gab ihm einen tüchtigen Puff und sagte: „Du, wir haben ein Brüderlein bekommen, es ist aber kein Storchenkind wie die Anna, sondern schon groß und trinkt seine Milch schon allein.“ Von dieser wichtigen Nachricht nahm Andreas Zeller keine weitere Notiz, er drehte sich um,

legte sich aufs andere Ohr und fuhr eifrig fort zu schlafen.

Während der Klosterpräzeptor als Christ wie als Amtsuntergebener sich verpflichtet fühlte, seinem Abt Hochstetter noch wenigstens einen kurzen Bericht von dem Vorgefallenen zu erstatten, brachte Frau Maria Elisabeth den Türkenknaben, den die Gewalt des Schlafes zu übermannen begann, zu Bette. Die Unterhaltung war etwas einseitig; denn der Knabe konnte alle mütterliche Freundlichkeit, welche ihm die Frau Klosterpräzeptorin angedeihen ließ, nur mit einem stummen Lächeln vergelten.

Erst als ihm Frau Maria Elisabeth die goldene Münze vom Hals nehmen wollte, machte sich sein gepreßtes Herz Luft in dem Ruf: Tochfet, Tochfet — so daß die Frau Klosterpräzeptorin, obwohl sie kein Wort türkisch verstand, wohl begriff, daß der Knabe sich von seinem Kleinod nicht trennen wolle.

Dies war das erste Wort, welches Mustapha innerhalb der Klostermauern Maulbronns sprach. Zugleich sein letztes an diesem Abend; denn wenige Minuten hernach war er sanft und friedlich eingeschlafen.

3. Eine Mutter, welche ihr Kind sucht.

Die Nacht, welche der Türkenknabe im Frieden des Klosters Maulbronn durchschlief, verbrachte seine Mutter Fatme schlummerlos und unter großen Sorgen zu Genua am ligurischen Meer.

Und da wir den kleinen Mustapha in der Familie des Klosterpräzeptors wohl aufgehoben wissen, so ist es Zeit, daß wir dem geneigten Leser in der Kürze auseinandersetzen, auf welche Weise und unter welchen Umständen des Türkenknaben Mutter in die große italische Seestadt gekommen war.

Gleich am andern Tag, nachdem die glorreiche kaiserliche Armee die Stadt und Festung Belgrad mit Sturm genommen hatte, ließ der Befehlshaber und Generalissimus der kaiserlichen Armee, der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern, obwohl ihn sein wundes Auge nicht wenig schmerzte, den Verräter Ali vor sich kommen und bezahlte ihm eigenhändig den ausbedungenen Lohn des Verrates aus.

Es ist eine tief in der Natur des menschlichen Herzens begründete Wahrheit, welche in alter Zeit der König Philippus von Macedonien mit den Worten ausgesprochen hat: „Den Verrat liebe ich, den Verräter hasse ich.“ Dem Kurfürsten Maximilian war viel daran gelegen, daß es durch keine „wahrhafftige und gründtliche Zeitung“ in der Welt ausgeplaudert werde, die Stadt und Festung Belgrad sei nicht bloß durch die Tapferkeit der ihm unter-

gebenen Krieger, sondern auch durch die zweifelhafte Heldenthat eines Ungläubigen in seine Gewalt gekommen. Darum nahm der Kurfürst dem Ungläubigen einen teuren Eid ab, daß er sich seines Verrates gegen niemand rühmen, auch die Stadt Belgrad und den Kriegsschauplatz meiden und sich nach Genua, wo er früher ein kaufmännisches Geschäft betrieben, in die Verborgenheit zurückziehen wolle.

Hiemit war Ali vollkommen einverstanden, denn mit seinem bösen Gewissen hielt er sich in Belgrad nicht für sicher. Auch war er der Meinung, daß die Stadt Genua ein angenehmerer Aufenthalt sei, als die halbzerstörte Stadt an der Donau.

Außerdem ließ der Kurfürst allen seinen Offizieren und Soldaten, welche unter Führung Alis in Belgrad eingedrungen waren, tiefstes Stillschweigen auferlegen. Nur die beiden verwundeten Offiziere, den Hauptmann Wucherer und den Lieutenant Mörloth vergaß er. Wenn aber der Kurfürst gewußt hätte, daß der Lieutenant Mörloth die Geschichte vom Verrat Alis im Gasthof zum Ochsen in Vaihingen treuherzig dem Klosterpräzeptor erzählen werde, so wäre das in Maximilians Augen für den Lieutenant Mörloth keine Empfehlung gewesen.

Auf einen Wink des Kurfürsten wollte sich Ali entfernen, da besann sich Maximilian, daß eine gefangene Türkin beschuldigt werde, ihm das Auge ausgeschossen zu haben. Er wollte Gewißheit erhalten, ob das wahr sei, und befahl, die Gefangene ihm vorzuführen; zugleich

hieß er den Verräter, den er bei seiner Unterredung mit der Türkin als Dolmetscher benützen wollte, bleiben.

Mustaphas Mutter trat gefesselt in Begleitung einiger Offiziere in das Zimmer des Kurfürsten. Sie erschien unverschleiert, ihr Antlitz war frei, offen und blendend schön, ihre Haltung vornehm und würdevoll. Selbst der Kurfürst bemerkte, obwohl das Licht seines Zimmers seinem wunden Auge zu lieb durch Vorhänge gedämpft war, das edle und gemessene Auftreten der gefangenen Türkin mit Wohlgefallen.

Noch mehr erstaunte er, als Fatme auf die erste einleitende Frage hin, welche der Kurfürst in französischer Sprache an Ali als Dolmetscher richtete, selbst das Wort ergriff und in fließendem Französisch ohne Ruhmredigkeit, aber deutlich und bestimmt erklärte, daß sie es gewesen sei, die nach dem Befehlshaber der feindlichen Armee den Pfeil abgeschossen habe. Sie sei von ihrem Vater unterwiesen worden, wie man Bogen und Pfeil handhabe und daß man seinen Feind hassen müsse. Der Kurfürst möge sie für diese ihre That nach seinem Gutdünken bestrafen lassen, sie wolle Gefangenschaft und, wenn es sein müsse, den Tod geduldig leiden, nur möge der Kurfürst die eine Barmherzigkeit an ihr erweisen und ihr, nachdem ihr Gatte bei der Verteidigung Belgrads sein Leben geopfert habe, ihr einziges Kind, ihr Söhnlein Mustapha wieder zustellen und das Kind mit der Mutter die Gefangenschaft teilen lassen.

Dem Kurfürsten wurde das Herz weich. Und der

ritterliche Sinn, der ihm angeboren und anerzogen war, hätte für sofortige Begnadigung der Gefangenen bei ihm gesprochen, auch wenn ihn die stolze Schönheit seiner Gegnerin nicht gerührt hätte.

Er fragte seine Offiziere in deutscher Sprache, ob jemand von dem Verbleib des Türkenknaben etwas wisse; aber keiner von ihnen vermochte Auskunft zu geben.

Da erbat sich Ali, der Verräter, mit unterwürfigen Gebärden das Wort. Er wechselte flüchtig die Farbe, als er auf einen Wink des Kurfürsten ein paar Schritte vor und der Gefangenen gegenüber trat. Mustaphas Mutter würdigte den Verräter keines Blickes; sie stellte sich, als ob sie seine Anwesenheit im Zimmer gar nicht bemerke.

Ali aber sprach, zum Kurfürsten gewandt: „Erhabener Feldherr und Fürst, allerdings vermag ich und ich allein über das Schicksal des Kindes Euch etwas zu berichten. Mustapha, der Sohn dieser meiner nahen Verwandten, die mich mit Unrecht vor Eurem gnädigen Angesicht verleugnet, ist von Kroaten aufgegriffen und, da alle meine Bemühungen, den Knaben aus ihren Händen zu lösen, vergeblich waren, an einen Händler aus Tunis, der Euren Marketendern Lebensmittel und sonstige Vorräte geliefert hat und der mir von Genua her wohl bekannt ist, um einen hohen Preis verkauft worden. Ich bot das Doppelte, das Dreifache der Summe, ich bot mein ganzes Vermögen. Umsonst; ich konnte mir die Hartnäckigkeit des Händlers nur dadurch erklären, daß

ich annahm, der Seelenverkäufer wolle von der armen Mutter des unglücklichen Knaben ein noch höheres Lösegeld erpressen. Noch heute früh unterhandelte ich mit ihm und hoffte mein Ziel zu erreichen. Aber eine Stunde darauf ist der Händler, wie ich sicher erfahren habe, mit dem Knaben über Mitrovitz nach Venedig und Genua abgereist."

Diese Lüge, die, wie der geneigte Leser weiß, nur ein Körnlein Wahrheit enthielt, brachte Ali mit solcher Dreistigkeit vor, daß der Kurfürst in die Wahrheit seiner Angaben keinen Augenblick einen Zweifel setzte. Fatme aber bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen und schrie laut auf in wildem Schmerze.

„Was nun der tunesische Händler mit dem Knaben anzufangen gedenkt," fuhr Ali fort, „ob er ihn an der Küste Nordafrikas als Sklaven verkaufen will, weiß ich nicht. Wohl aber bin ich bereit, mit dieser Frau, welche mich unbilligerweise verachtet und verabscheut, dem Händler nachzureisen, um ihn womöglich noch einzuholen und den Knaben in die Arme seiner Mutter zu legen. Aber in diesem Fall thut Eile not, jede Stunde, jede Minute ist kostbar."

„Ihr seid frei," wandte sich der Kurfürst an Fatme, „und ich denke, Ihr besinnt Euch keinen Augenblick, was Ihr zu thun habt, um Eures Kindes wieder habhaft zu werden. Ihr werdet mit diesem Mann Eurem geraubten Kinde nachreisen, heute noch, in dieser Stunde noch!"

„Mit diesem Manne in die unbekannte Ferne reisen?"

rief Fatme aus, indem sie sich mit einer Gebärde des Abscheus wegwandte. „Nie und nimmermehr. Allein will ich mein Kind suchen!“

„Allein reisen?“ fragte der Kurfürst. „Unmöglich! Das könnt Ihr nicht in einer Zeit, da alle Wege und Stege von wildem Kriegsvolk wimmeln. Und wie wollt Ihr durch fremde und unwegsame Gegenden den Weg nach Venedig, nach Genua finden?“ Der Kurfürst sagte das mit einem Ausdruck, in welchem sich inniges Mitleid und verweisender Ernst paarten.

Aber Fatme erwiderte tapfer, indem sie auf Ali deutete: „Ich fürchte mich vor niemand als vor diesem Manne. Welche Bosheit giebt es, die er nicht gegen mich und die Meinigen schon ausgeübt hat?“

Der Verräter lachte frech und bitter. „Erhabener Herr und Fürst, wenn es mir überhaupt gestattet ist, zu reden — das sind die gewöhnlichen Anschuldigungen, welche diese Frau gegen mich, ihren Nachbarn, ihren — Freund, ihren Verwandten vorbringt. Konnte ich einen besseren Beweis dafür liefern, welch schweres Unrecht mir diese Frau thut, als durch die viele Mühe, die ich mir leider — umsonst gegeben habe, ihr Kind aus der Gefangenschaft zu lösen?“

„Du hättest Dir all diese Mühe ersparen können, Ali, Sohn Ibrahims,“ erwiderte Fatme, „wenn Du nicht schändlich genug gewesen wärest, unsere Stadt und unser Haus an den Feind zu verraten. Wer ist schuld, daß das Banner der Kaiserlichen auf Belgrads Zinnen weht?

Du — hinterlistiger Schleicher! Wer hat den Tod meines Mannes auf dem Gewissen, der, seine Vaterstadt verteidigend, sein Leben aushauchte? Du — niederträchtiger Schurke! Wer hat es zu verantworten, daß mein Kind, wofern Dein Lügenmaul diesmal wirklich die Wahrheit gesprochen hat, von Seelenverkäufern in die Fremde geschleppt worden ist? Du — feiger Verräter!" Sie ballte die Fäuste gegen ihn. „Siehe, ich bin ein wehrloses Weib, die Feinde haben mir meine schneidige Waffe abgenommen. Aber mit diesen meinen Händen wollte ich Dich erwürgen, wenn Du mir nicht zu erbärmlich wärest."

Ali zuckte die Achseln und ließ wiederum sein freches Lachen hören. Dem Kurfürsten aber war es äußerst peinlich, daß die Angelegenheit des Verrats in Gegenwart seiner Offiziere, welche sich auf ihre bei der Erstürmung bewiesene Tapferkeit mit Recht etwas zu gut thaten, noch einmal zur Sprache kam. Zugleich regte sich in ihm die Neugier, zu erfahren, was der wahre Grund des tötlichen Grolles sei, den die gefangene Türkin gegen Ali zur Schau trug. Er ließ daher den Verräter und alle Anwesenden bis auf seine zwei Vertrautesten abtreten. Dann wandte er sich mit der Frage an die Gefangene: „Nun sage mir ausführlich und offen, Fatme, warum Du nicht mit diesem Mann hingehen willst, Dein verlorenes Kind zu suchen. Was er auch gethan haben mag, mit Dir meinte er es allem Anschein nach gut. Drum sprich, was hat Dich so sehr gegen Deinen Glaubens- und Volksgenossen erbittert?"

„Mein Volksgenosse," erwiderte Fatme, „ist dieser Mann keineswegs, gnädiger Herr. Mein Glaubensgenosse ist er nur in dem Fall, wenn ein erheuchelter Schwur vor dem allwissenden und allbarmherzigen Gott etwas gilt. Mein Verwandter, wofür er sich selbst ausgiebt, ist er allerdings insofern, als er meine Schwester Suleika zum Weibe gehabt und sie zu Tode geplagt hat. Doch, Ihr habt mir befohlen, gnädiger Herr, ich solle ausführlich erzählen. Ich will es versuchen.

Mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in Konstantinopel, Suleika und ich waren seine einzigen Kinder. Meine Mutter ist gestorben, da wir noch klein waren. Wir lebten auf einem Landgut in der Nähe des Meeres. Mein Vater ließ uns eine sorgfältigere Erziehung angedeihen, als sie sonst den Töchtern meines Volkes zu teil wird; denn mein Vater war ein hochstrebender Mann, Ihr würdet sagen: ein Freigeist. Er hatte seine Freude daran, daß seine beiden Töchter sich unter seiner Anleitung im Schwimmen, Reiten, Fechten und Bogenschießen ausbildeten. Weil wir auch die französische Sprache erlernen sollten, brachte er uns einen bejahrten Abendländer aus Konstantinopel, was er freilich nicht nur vor seinen Freunden, sondern auch vor der alten rechtgläubigen Schaffnerin, unter deren Obhut wir standen, sorgfältig verbergen mußte. Mein Vater selbst sprach das Französische so geläufig wie seine Muttersprache. Denn er hatte auf ausgedehnten Handelsreisen die Welt gesehen. So zog ihn sein Herz mehr nach Westen, denn

nach Osten. Wenn seine Freunde meinten, er habe eine Karawane nach Bagdad geleitet oder eine fromme Fahrt nach Mekka unternommen, so war er in der That nach Genua oder Marseille gesegelt. Auch Amsterdam und Paris waren ihm nicht fremd.

So verlebten wir eine glückliche Jugend. Der Vater besorgte den Tag über seine Geschäfte in der Stadt, wir tummelten uns in den weiten prächtigen Gärten unseres Landguts. Wenn wir müde waren vom Lernen, so stiegen wir auf den Hügel. Dort saßen wir unter dem Rosengesträuch und sahen die weißen Segel auf der blauen Meeresfläche dahingleiten und die Sonne hinter den Bergen sinken. Abends kam dann der Vater zu uns aus der Stadt und freute sich der Fortschritte, die seine Kinder im Lernen gemacht hatten. Suleika war schüchterner als ich, fast etwas blöde, wenn es galt, ein Roß zu lenken oder Bogen und Pfeil zu handhaben. Im Sprechen der fremden, wohllautenden Sprache aber, im Lesen und Schreiben that sie mir's zuvor. Wenn dann den Vater eine seiner großen Reisen in die Ferne führte, wenn er uns zum Abschied zärtlich umarmte, wenn er Monate lang ausblieb und wir ihn auf den gefahrvollen Wellen des Meeres wußten — das war freilich ein bitterer Schmerz für uns. Aber wie süß war dann die Freude des Wiedersehens, wenn der Vater wieder eintraf und die kostbaren Geschenke vor uns ausschüttete, die er aus dem Abendland mitgebracht hatte. So verlebten wir glückliche Tage der Kindheit, bis — nun bis das Unglück hereinbrach.

Von Genua, wo mein Vater besonders viele Handelsbeziehungen angeknüpft hatte, brachte er eines Tages einen jungen Mann mit, den unseligen Mann, der ihn und sein Haus ins Verderben stürzen sollte. Er nennt sich jetzt Ali, Ibrahims Sohn, damals hieß er noch Pierre Roux! Mein Vater meinte diesem jungen Mann zu besonderem Dank verpflichtet zu sein; denn er hatte ihn in Genua, wo sich mein Vater durch einen Sturz aus dem Wagen eine gefährliche Verletzung zugezogen hatte, mit geschickter Hand geheilt.

Sicherlich hatte Pierre Roux von meinem Vater den gebührenden Lohn für alle seine Wohlthaten empfangen. Aber er klammerte sich nun an meinen Vater und folgte ihm nach wie sein Schatten. Von der Vergangenheit, die Pierre Roux hinter sich hat, habe ich bis heute nur so viel erfahren, daß er in einem Thal der Alpen zwischen Frankreich und Italien geboren ist, und daß seine Eltern einer der Sekten angehörten, an denen Euer Christenglaube keinen Mangel hat. Zur Zeit, da Pierre Roux in den Alpen aufwuchs, wurde diese Sekte von den Machthabern verfolgt. Pierre Roux hatte nicht die Absicht, um seines Glaubens willen etwas zu leiden. Er entfloh und fiel gewissen Männern in die Hände, die er hie und da halb spöttisch, halb ernsthaft seine „Väter" nannte und von denen ich nicht weiß, ob sie rechtgläubige Christen sind oder ebenfalls eine Sekte bilden. Diese Männer oder Väter brachten ihn in eine ihrer Erziehungsanstalten nach Wien. Er lernte leicht, er lernte wohl

mehr Schlimmes als Gutes und begann die Heilkunde zu studieren. Aber er konnte seinen Hals nicht unter das harte Joch der Erziehung beugen. Er entfloh wiederum, in seine Alpenheimat zurückzukehren, an der er mit unbezwingbarer Sehnsucht hing. Aber dort wurde er von seiner ursprünglichen Sekte verabscheut, verstoßen, ja mit dem Tode bedroht. Er ging nach Genua, wo er teils seine Kenntnisse in der Heilkunde zu verwerten, teils ein kaufmännisches Geschäft zu gründen suchte. Nichts glückte ihm. Oder, wenn ihm etwas glückte, so brachte er seinen Erwerb in einer Nacht wieder durch, da er ein leidenschaftlicher Glücksspieler ist. Diesen Greuel, den der Prophet den Gläubigen verboten hat, hat er bis auf den heutigen Tag nicht gemieden.

Doch lasset mich der Ordnung nach erzählen, gnädiger Herr! Diesen Mann brachte der Vater in unser Haus und mit ihm zog ein böser unheimlicher Geist in unserem rosenumrankten Landhaus ein. Ich haßte ihn von Anfang an von Grund meines Herzens und hasse ihn bis auf den heutigen Tag. Nicht so Suleika. Sie kam ihm freundlich entgegen, oder vielmehr, ich sollte bei ihrer Schüchternheit sagen: sie wich ihm nicht aus, wie ich that. Schließlich gewann er ihre Liebe; wie? das ist mir heute noch unbegreiflich; wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ohne Zulassung des allwissenden und allbarmherzigen Gottes kein böser Mensch uns ein Leid zufügen darf, so würde ich sagen, er hat ihr einen Zaubertrank gemischt.

Oder nein, es ist nicht wahr, daß Suleika diesen

Mann jemals geliebt hat. Sie hatte Angst vor ihm, wie sich die weiße Taube vor dem Geier ängstigt, der hoch in den Lüften über ihr kreist. Wenn sie jemals gemeint und jemals gesagt hat, daß sie den Abendländer liebe, so hat sie sich selbst und andere belogen.

Aber es kam so, wie es kommen mußte. Suleika war nicht schön von Angesicht. Um so mehr schmeichelte es meinem Vater, daß der weltgewandte Franke um die Huld und Hand des schüchternen Mädchens warb. Pierre Roux schwur seinen Christenglauben ab und nannte sich Ali, Ibrahims Sohn. Mein Vater gab ihm Suleika zum Weibe. —

Erst nach der Hochzeit gingen meinem Vater die Augen auf. Er war von Anfang an gegen das junge Paar nicht karg und sorgte, daß es ihnen wenigstens am Notwendigen nicht gebrach. Aber seinem Eidam die Hälfte seines Vermögens herauszugeben, was dieser von Tag zu Tag unverschämter, als ob es sich von selbst verstünde, verlangte, dazu konnte er sich nicht entschließen. Ali trat nicht als Teilhaber in das Geschäft meines Vaters ein, wie dieser wünschte, er mochte sich überhaupt an eine geordnete Beschäftigung nicht mehr gewöhnen. Und meine arme Schwester behandelte er von Tag zu Tag schändlicher.

Hätte er zu meiner Schwester hin noch drei Frauen genommen, wie der Prophet es gestattet, mein Vater hätte nichts dagegen eingewendet, und auch ich hätte darüber hinweggesehen; mein Vater wäre wohl so gutmütig gewesen, für seinen Eidam den vermehrten Aufwand der

Haushaltung zu bestreiten. Ali begnügte sich mit einer Frau, um sie ausschließlich zu quälen.

Ihr Abendländer pfleget zu behaupten, bei den Anhängern des Propheten sei das Leben der Frau ein Sklavenleben. O, hätte meine Schwester nur das Los einer Sklavin gehabt, sie wäre zu beneiden gewesen. Sie hatte es weit schlimmer als eine Sklavin. Von Woche zu Woche sollte sie das Geld schaffen, das jener verschwenderische Mann am Spieltisch zu verprassen gewöhnt war. Schaffte sie es nicht, so gab es finstere Gesichter, Thränen, Verwünschungen, Flüche — Flüche, daß mir, wenn ich zugegen war, die Haare zu Berge standen. Ihr Abendländer habt ein Sprichwort: „Er flucht wie ein Türke.“ Zeigt mir einen einzigen rechtgläubigen Türken, der so gotteslästerlich flucht wie der angebliche Moslem Ali, Ibrahims Sohn, oder wie Eure Soldaten, gnädiger Herr — und ich will eine Lügnerin heißen, ich will sagen, Ihr Christen habet den wahren Glauben. — Es gab auch Schimpfworte und Schläge. — Und bei dem allen wollte Suleika von Ali nicht lassen. Eine Scheidung der unseligen Ehe wäre nach dem Gesetz des Propheten ja leicht gewesen, zumal da sie kinderlos blieb. Aber Suleika wollte von der Ehescheidung nichts wissen. Mit Thränen erbettelte sie wieder und wieder von meinem Vater einen Beutel Zechinen, um den Zorn des Wüterichs zu stillen, in dessen Gewalt sie sich verkauft hatte. Sie, die weiße Taube, liebte mit wahnsinniger Liebe den Geier, der ihr seine Krallen ins Herz hackte.

Als es endlich mein Vater satt hatte, den Jammer dieser unseligen Ehe mit anzusehen, wies er den beiden ein Haus an, das ihm hier in Belgrad an Zahlungsstatt zugefallen war. Wenn aber Ali gemeint hatte, nunmehr ungestraft an meiner Schwester sündigen zu können, so hatte er sich bitter getäuscht. Während mein Vater eine seiner großen Reisen ins Abendland machte, siedelte ich, anstatt nach seinem Willen auf unserem Landgut zu bleiben, nur von unserer alten treuen Schaffnerin begleitet, hierher nach Belgrad über, um meiner Schwester nahe zu sein und über ihr zu wachen.

Vergebens rief mich mein Vater nach unserem Landgut zurück. Er gedachte mich glücklicher zu vermählen als seine bemitleidenswerte ältere Tochter und hatte, ohne mich zu fragen, meine Hand einem rechtlichen Manne zugesagt, der am Hofe des Sultans ein angesehenes Amt bekleidete. Allein ich folgte dem väterlichen Gebot nicht, sondern beschloß, in Belgrad auszuharren, bis ich meine Schwester aus den Händen Alis erlöst hätte.

In meiner Hilflosigkeit brauchte ich einen Rechtsbeistand und wandte mich an einen jungen Mann, den ich von früher her kannte, an Abu Kasim, den Sohn unseres Gärtners, der sich hier durch Fleiß und Thatkraft eine untergeordnete, aber ehrenvolle Stellung als Richter errungen hatte. Gemeinschaftlich mit ihm wollte ich die Scheidung Suleikas betreiben. Während alle Bemühungen an Suleikas Hartnäckigkeit scheiterten, gewann Abu Kasim mich lieb. Ich wurde gegen den ausgesprochenen Willen

meines Vaters Abu Kasims Weib. — Eine Tochter soll das Andenken ihres Vaters in Ehren halten. Es steht mir nicht zu, darüber zu urteilen, ob mein Vater an mir so gehandelt hat, wie er hätte handeln sollen. Aber eines darf ich nicht verschweigen. Ich fand bei meinem Gatten Abu Kasim, was ich bei meinem Vater nicht gefunden hatte, den Glauben an den einen wahren Gott und an seinen Propheten. Denn während mein Vater mich bis dahin nach seiner Weise erzogen hatte, war mein Gatte ein rechtgläubiger Moslem. Und nun lernte ich auch unsern Glauben und die Kraft unseres Glaubens kennen; ich lernte alles, was über mich kam, als eine Schickung des allwissenden und allbarmherzigen Gottes hinnehmen und ertragen.

Als Gott uns nach Jahresfrist unser einziges Kind, unsern Mustapha schenkte, hatte es den Anschein, als ob eine Aussöhnung zwischen meinem Vater und seiner verstoßenen Tochter zu stande kommen sollte. Mein Vater setzte meinen Sohn zum Erben seines ganzen großen Vermögens ein. Ali, der Verschwender, wurde enterbt; auch ich wurde übergangen, doch wurde mir und meinem Manne die Hälfte des Hauses zu teil, das Ali und Suleika bewohnten. Wir machten von unserem Rechte keinen Gebrauch, wir blieben lieber in unserer bescheidenen Mietwohnung, als daß wir mit Ali unter einem Dache gelebt hätten.

Da starb mein Vater eines plötzlichen Todes auf einer Reise nach Marseille. Wenige Monate nach ihm ging

Suleika zum Frieden ein. Der Gram um ein verlorenes Leben hatte ihr Herz gebrochen. Ali verwandelte alles, was er noch besaß, in Geld und ging in die Ferne; er soll sich längere Zeit in Wien aufgehalten haben. Nun zogen wir in den uns zustehenden Hausanteil ein; den Anteil Alis haben wir nie mit einem Fuß betreten. Wir dachten nur noch eine Aufgabe für dieses Leben zu haben: nämlich unsern Sohn zu einem frommen und tapfern Mann zu erziehen, bis er reif wäre, das Erbe seines Großvaters, das von einem Vormund in Konstantinopel verwaltet wurde, anzutreten.

Da zog das Kriegsgewitter über unsere Stadt herein, und bevor Belgrad noch von den Kaiserlichen völlig eingeschlossen war, tauchte zu unserem Schrecken Ali wieder auf und zog als unser Nachbar in sein Haus ein. Wir mieden allen und jeden Umgang mit ihm und lebten, als ob wir von ihm durch die Kluft geschieden wären, welche das Paradies vom Ort der Verdammten trennt.

Gleichwohl merkte mein Gatte im Verlauf der Belagerung, daß Ali wiederum auf krummen Wegen wandelte und mit verräterischen Plänen umging. Nur machte er diese Entdeckung zu spät. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als mit der Waffe in der Hand sein Weib, sein Kind, sein Haus gegen den Verräter und gegen die Ungläubigen zu schirmen. Das übrige wißt Ihr, gnädiger Herr. Mein Haus liegt in Schutt und Trümmern. Eure Soldaten haben es in Brand gesteckt, weil ich mich erkühnte, aus einem seiner Fenster nach meinem Feind zu zielen.

Mein Gatte ist tot, einer Eurer Soldaten hat ihn niedergestochen. Er ist, wie man mir sagt, von ungläubigen Händen begraben worden. Mein Kind ist, wenn jener Bösewicht die Wahrheit gesprochen hat, in die Ferne geschleppt. Ich bin als eine Gefangene in Eurer Gewalt. Nun machet mit mir, was Ihr wollt. Doch erwäget, ob Ihr mir nicht schon Übles genug gethan habt, und bedenket, daß ein Gott im Himmel lebt, der alles Gute und Böse vergelten wird nach seiner Gerechtigkeit."

So erzählte Fatme. Der Kurfürst schwieg eine Zeit lang in Nachdenken verloren. Dann sprach er: „Du irrst, Fatme, wenn Du meinst, ich begehre Rache an Dir zu nehmen. Dessen würde sich ein christlicher Fürst einem wehrlosen Weibe gegenüber schämen. Du sollst inne werden, daß ich an Dir handle, wie es einem wackern Soldaten und einem gläubigen Christen geziemt. Auch daß Du den Pfeil nach mir abgeschossen hast, soll Dir, wiewohl es einem Weibe nicht zusteht, im Krieg nach der Waffe der Männer zu greifen, verziehen sein. — Sprich, Fatme, willst Du frei sein, heute noch, in dieser Stunde noch? Willst Du Dich, meines Schutzes versichert, aufmachen, Dein verlorenes Kind zu suchen?"

Da brach die mühsam behauptete Fassung Fatmes in sich zusammen. „Ich will frei sein, edler Herr, ich will frei sein, um mein verlorenes Kind zu suchen."

„Unter einer Bedingung werde ich Dich ziehen lassen," sagte Maximilian Emanuel.

„Redet, gnädiger Herr, unter welcher Bedingung?"

„Unter der Bedingung, daß Du den Schutz und die Begleitung des Mannes annimmst, der sich Ali, Ibrahims Sohn nennt!“

Fatme wandte sich mit einer Gebärde des Entsetzens ab, sie hub aufs neue zu weinen an und rang nach Worten.

„Laß mich ausreden!“ entgegnete der Kurfürst streng und gebieterisch. „Jener Mann mag Dir und Deiner Schwester noch so viel Übles gethan haben: daran, daß Dein Kind wiederum aufgefunden wird, scheint ihm wirklich etwas gelegen zu sein. Oder sprich, hast Du einen Grund, das Gegenteil anzunehmen?“

„Gewiß ist jenem Mann,“ rief Fatme, „viel, gewiß ist ihm alles daran gelegen, daß mein Kind nicht allein in die Fremde geschleppt, sondern daß es vom Erdboden verschwunden ist. Denn wenn Mustapha tot ist wie sein Vater, so wird Ali Mittel und Wege finden, um das großväterliche Erbe Mustaphas in seine Gewalt zu bekommen. Und unersättliche Geldgier ist ja die hauptsächlichste Leidenschaft, welche jenen Bösewicht beherrscht. O, ich habe sein höllisches Lügengewebe, seinen verruchten Plan von Anfang an durchschaut.“

„Gleichwohl,“ erwiderte der Kurfürst, „ist und bleibt Ali, er mag nun die Wahrheit gesprochen oder gelogen haben, der einzige Mensch, der Dir auf die Spur Deines verlorenen Kindes helfen kann. Oder sprich, kennst Du den tunesischen Sklavenhändler, der Deinen Sohn gekauft hat?“

„Wie sollte ich ihn kennen, gnädiger Herr? Ich habe ihn noch mit keinem Auge gesehen.“

„Kennst Du einen Weg und Steg durch Slavonien und Kroatien, nach Triest, nach Venedig, nach Genua?“

„Ich kenne die Länder nicht, die nach Westen liegen, und doch will ich den rechten Weg finden, denn Gott wird mich geleiten.“

„Kennst Du die Sprachen, die man auf dem weiten Weg von Belgrad bis Genua spricht? Mit der französischen Sprache wirst Du an manchen Orten durchkommen, an manchen nicht. Aber davon ganz abgesehen, Du kannst nur unter dem Schutz eines Mannes reisen. Sieh, ich will für Dich thun, was ich kann, ich will Dir für sicheres Geleite durch unsere Vorpostenkette sorgen, ich will Dir ein Empfehlungsschreiben an den mit meinem Hause verwandten Turiner Hof mitgeben; zu der Republik Genua stehen wir nicht in näheren freundlichen Beziehungen. Aber weiter reicht meine Macht nicht. Du mußt Dich an Ali halten.“

Da flammte ein unheimliches Feuer in Fatmes Augen auf. „Ihr habt recht, gnädiger Herr, Ihr habt ganz recht. Verzeiht mir, daß ich ein thörichtes, kurzsichtiges Weib gewesen bin. Ihr habt ganz recht. Ich muß mich an Ali halten. Sobald ich ihn fahren lasse, wird er dafür sorgen, daß Mustapha im Land der Lebendigen nicht mehr zum Vorschein kommt. O, ich will mich an ihn klammern, bis mein Kind wieder gefunden worden ist. — Der Thor! Er wird meinen, er habe mich in

seiner Gewalt; ich aber will ihn in meine Gewalt bringen und ihn nicht mehr loslassen. Ich will seine Begleitung annehmen, ich will mich unter seinen Schutz stellen, ich will ihn unschädlich machen. Nur um eines bitte ich Euch noch, gnädiger Herr, laßt mir den Dolch wieder zustellen, den mir Eure Soldaten abnahmen, da sie mich zur Gefangenen gemacht haben."

„Es freut mich, daß Du Vernunft annimmst und Dich unter Alis Schutz stellen willst," erwiderte der Kurfürst, „obwohl ich Deine Sinnesänderung nicht ganz verstehe. Deinen Dolch aber sollst Du sogleich wieder haben. Er ist als ein Beutestück von auserlesen schöner Arbeit an mich selbst abgeliefert worden. Doch ferne sei es von mir, daß ich mich an dem Wenigen, was Dir von Deiner Habe geblieben, bereichern sollte. Ich werde im Gegenteil dafür sorgen, daß es Dir auf der Reise an nichts Notwendigem mangelt." Er ging an einen Schrank, zog die Schublade und nahm einen prächtig gearbeiteten Dolch heraus, welchen er vor Fatme auf ein Tischchen legte. Alsdann gab er der gefangenen Türkin einen Wink, daß sie sich entferne und zur Reise rüste.

Weiterhin befahl der Kurfürst, daß ihm Ali noch einmal vorgeführt werde. Er fragte ihn über alles Mögliche und gab einem seiner Vertrauten den Auftrag, er solle nachforschen, ob der verloren gegangene Mustapha nicht doch noch irgendwo in der eroberten Stadt aufzufinden sei. Der Beauftragte kam diesem Befehl seines Kurfürsten lässig genug nach. Denn er war der Meinung, daß er

noch Nötigeres zu thun habe, als sich nach einem verwahrlosten Türkenknaben umzusehen. Eine Stunde hernach kam er mit der Nachricht zurück, das einzige, was er habe erfahren können, sei das, daß der Knabe in der That von einigen Kroaten verkauft worden sei.

Inzwischen hatte Ali sein Märchen von dem tunesischen Sklavenhändler dem Kurfürsten so ausführlich, so lebendig, so glaubhaft bis in die einzelnsten Züge hinein noch einmal erzählt, daß Maximilian Emanuel an der Wahrheit seiner Angaben nicht mehr zweifelte. Auch den Tod Suleikas hatte der Verräter dem Kurfürsten in einem wesentlich anderen Licht darzustellen verstanden, als Fatme. Der Kurfürst hielt ihn für keinen eigentlich bösartigen Menschen, sondern für einen leichtfertigen Abenteurer. Er gab ihm schließlich den guten Rat mit auf den Weg, er solle in Genua sobald als möglich die Maske des Islam wieder abwerfen und zum christkatholischen Glauben zurückkehren, was Ali auch bereitwillig versprach.

Da trat Fatme ein, um dem Kurfürsten ihren Dank zu sagen und von ihm Abschied zu nehmen.

Nachdem sie dies mit feurigen Worten und lebhaften Gebärden gethan hatte, wandte sie sich an Ali, zog ihren Dolch aus dem Gürtel und sprach gelassen: „Ich gehe mit Dir Ali, Ibrahims Sohn, Du sollst mein Führer sein, bis ich meinen Sohn wieder gefunden habe. Du hast Dich ja selbst zu meinem Führer erboten. Aber das Eine magst Du wissen: In dem Augenblick, wo Du es je einmal vergessen solltest, daß Deine Begleiterin eine

Mutter ist, die ihr Kind sucht, werde ich Dir dieses mein Messer in die Brust stoßen, so gewiß als ich dort nach dem Feldherrn des feindlichen Heeres meinen Pfeil abgeschnellt habe. Und ich werde Dich treffen."

Ein höhnisches Lächeln war Alis ganze Antwort. — —

Gegen Abend wurden Ali und Fatme in einem wohlverschlossenen Wagen unter sicherer Bedeckung durch die Vorpostenkette der kaiserlichen Armee geleitet. Der Kurfürst schärfte es seiner Umgebung streng ein, man solle von dem türkischen Verräter, auch von der Gefangenen, welcher er die Freiheit geschenkt habe, in Belgrad hinfüro nicht mehr reden. Das Versprechen, das er Fatme gegeben hatte, in allen notwendigen Stücken für ihr Fortkommen zu sorgen, hatte er mit wahrhaft fürstlichem Edelmut erfüllt. In Mitrovitza bestiegen die Reisenden in aller Frühe zwei Maultiere, ihre Reise schleunig fortzusetzen. Fatme war still, verschlossen, und in sich gekehrt, ihr Begleiter freundlich und dienstfertig, fast unterwürfig in seinem Benehmen.

In Gradisca und dann wieder in Agram meinten sie dem tunesischen Sklavenhändler und dem Kind, das er mit sich geschleppt haben sollte, auf den Fersen zu sein. Wenigstens sagten die Leute in der Herberge, es sei ein Mann mit einem Knaben, auf welchen Alis Beschreibung vollständig passe, vor wenigen Stunden durchgereist. Schon begann Fatme sich der sonnigen Erwartung hinzugeben, daß sie ihr Kind bald wieder ans Herz drücken dürfe. Aber ihre Hoffnung war eitel. Hinter Agram ging es auf

rauhen Gebirgspfaden bergan in Gegenden, wo ihr jeder Laut der Sprache der Einheimischen fremd war. Dann trabten sie auf steilem Weg hinab ans Meer. Sie erreichten Venedig, sie durchzogen die Ebene Oberitaliens, sie langten endlich in Genua an. Fatme stand, als die Sonne sank, am Ufer des ligurischen Meeres und blickte hinaus auf die wogenden Wellen, als müßte sie dort ihr Kind erspähen. Sie erspähte es nicht. Trostlos und bis zum Tod erschöpft von der mehrwöchentlichen Reise ließ sie sich von Ali in einen Gasthof geleiten. Sie setzte nun ihre letzte Hoffnung auf das Empfehlungsschreiben, das ihr der Kurfürst Maximilian Emanuel an den Turiner Hof mitgegeben hatte.

Gott führt die Menschenkinder manchmal wunderlich. — Also war es zugegangen, daß Fatme dieselbe Nacht, in welcher Mustapha hinter den Maulbronner Klostermauern geborgen wurde, zu Genua am ligurischen Meer schlaflos durchwachte.

4. Der Fremdling.

„Mustapha heißt er, ja wohl Mustapha, ganz gewiß Mustapha,“ sagte der sechsjährige Tobias Zeller in der deutschen Schule zu Maulbronn mit ungemein wichtiger Miene seinen Schulkameraden, welche, um den wärmeverbreitenden Kachelofen versammelt, das Viertelstündchen vor Beginn des Schulunterrichts mit nützlichem und zeitverkürzendem Zwiegespräch auszufüllen pflegten.

„Ach was Mustapha!“ erwiderte der zwölfjährige Erstgeborene des Gastwirts Peter Frick, „Mustapha — das kann ja gar nicht sein, so heißt kein Mensch. Gustav — das ließ' ich mir noch eher gefallen; so heißt mein Vetter in Bruchsal.“

„Ich glaub's auch nicht,“ setzte des Famulus Spanseil wohlgestalteter Sprößling bei.

„Gebt acht, der Tobiasle hat uns nur angelogen,“ nahm wiederum der junge Peter Frick das Wort. „Wenn's aber nicht wahr ist und er kann uns um zehn Uhr den Türkenbuben nicht zeigen, dann hauen wir alle den Tobiasle tüchtig durch.“

„Es ist wahr, Mustapha heißt er und von Belgrad in der Türkei ist er,“ erwiderte Tobias Zeller mit der Miene gekränkter Unschuld, zugleich mit der Ruhe eines guten Gewissens und mit der geistigen Überlegenheit eines Präzeptorssohnes.

Allgemeine Stille trat ein. Die der Maulbronner Schuljugend angehörigen fünf Mägdlein saßen ohnehin schweigend am langgestreckten Tisch. Die Knaben aber, die sich bis dahin nicht ganz friedfertig um den Ofen gedrückt hatten, schärften nach althergebrachtem Brauch ihre Griffel am Ofenstein. — Denn über die Türkei pflegte sich zwar der Schulmeister Philipp Jakob Zimmermann manchmal unter dem Titel „gemeinnützige Kenntnisse“ zu verbreiten. Aber Belgrad — Belgrad — das war schon lang nicht mehr dagewesen und war für die Maulbronner Schuljugend nicht sowohl eine türkische Stadt als ein böhmisches Dorf.

Zudem hörte man, wie der Schulmeister außen im Schornstein noch ein paar tüchtige Buchenscheiter in den Kachelofen warf, und das war für die Schüler das Zeichen, sich vom Ofen an den Schultisch zurückzuziehen.

Wenige Augenblicke hernach trat der Gestrenge in die Schulstube. Er hatte aber an diesem Morgen von acht bis zehn Uhr der lauen Aufmerksamkeit seiner Schüler gegenüber einen schweren Stand.

Um zehn Uhr holte Tobias Zeller nicht nur das Morgenbrot, das ihm seine Mutter stets bereit hielt, sondern auch den Türkenknaben, der sich beim Frühstück schon flüchtig mit ihm befreundet hatte und ihm deshalb willig folgte. Er führte ihn heraus unter die Linden des Klosterhofs, den prüfenden erwartungsvollen Blicken der Maulbronner Schuljugend entgegen. „Das ist er," sagte Tobias, „und jetzt könnt Ihr's glauben oder nicht."

Mustapha sah die deutschen Blondköpfe treuherzig an, und da er auf seiner Reise schon so viel sich gemerkt hatte, daß der Händedruck im Abendland nichts Ungewöhnliches ist, ging er auf Peter Frick zu und reichte ihm seine Rechte, was bei sämtlichen Knaben und Mägdlein unbändige Heiterkeit hervorrief. „Aber er hat ja keinen Turban," sagte der junge Spanseil, „da ist's schon nichts." Diese Bemerkung war richtig. Mnstapha war von Kopf bis zu Fuß abendländisch gekleidet; denn wie die aufgehende Sonne auf dem mittäglichen Dach der Klosterkirche die Reifflocken der Nacht getilgt hatte, so hatte Frau Maria Elisabeth in der Tracht des Türken-

knaben alles entfernt, was ans Morgenland erinnerte, und ihn in den Sonntagsanzug ihres Andreas gesteckt. Nur seine Goldmünze hatte sich Mustapha nicht nehmen lassen, und die grüne Schnur, an der sie hing, blieb glücklicherweise den neugierigen Blicken der Maulbronner Mägdlein verborgen, denn diese begannen jetzt der Reihe nach den Türkenknaben an den Haaren seines Hinterhauptes zu zupfen, prüfend, ob diese feinen schwarzen Härlein wirklich angewachsen oder nur hineingesteckt seien, wie bei einem Malerpinsel.

„Wie! schwätz auch einmal etwas Türkisches!" forderte Peter Frick den kleinen Fremdling auf, die Hände tief in seine Hosentaschen steckend. Mustapha verstand von ferne den Sinn der Forderung und sagte in seiner Herzensangst sein Morgengebet her, was wiederum großes Gelächter hervorrief.

„Du, was heißt Wagendeichsel auf türkisch?" forschte Peter Frick weiter. Mustapha verstummte. Immer ungestümer drangen die jungen Maulbronner nach Peters Vorgang mit wißbegierigen Fragen auf Mustapha ein. Er sollte sagen, was Lindenbaum, Bienenkorb, Klosterbrunnen, Pfründhaus, Fruchtkasten, Kuhschelle, Mistgabel, Uhrentafel auf türkisch heiße. Er wußte sich nicht zu helfen und sagte mit lautem Schluchzen sein Abendgebet.

„Seht, seht, er kann welsch," bemerkte Peter Frick altklug. Inzwischen hatte Walburga Böckmann, des Thorwarts und Hausschneiders Töchterlein über den Bemitleidenswerten sich erbarmt; sie zog einen rotbackigen Apfel

aus der Tasche und hielt ihn dem Türkenknaben an den Mund mit den Worten: „Da, darfst beißen!“ Mustapha faßte nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit den Zähnen und biß ein tüchtiges Stück von dem Apfel herunter, worauf Walburga denselben vollends rund herum abnagte, um schließlich den Apfelbutzen gutmütig dem Fremdling in den Mund zu stecken. Auch dieser Vorgang fand eifrige Nachahmung. Mustapha wurde erbarmungslos aber regelrecht mit angebissenen Äpfeln und Brotbrocken gestopft wie eine Martinsgans.

Schon begannen seine Kauwerkzeuge zu erlahmen, da erblickte die Frau Klosterpräzeptorin vom Fenster aus das seltsame Schauspiel, sie eilte herab, nahm ihren Türkenknaben an der Hand und jagte seine wohlgesinnten Peiniger und Peinigerinnen in ihre Schule.

Dort war Philipp Jakob Zimmermann aufs neue mit der geistigen Sammlung seiner Schüler sehr wenig zufrieden, und nachdem er den Grund ihrer Unaufmerksamkeit erforscht hatte, begann er in längerer Erörterung von Muhammed und von der Belagerung Wiens zu erzählen. „Ich dürfet Euch übrigens,“ schloß er, „vor diesem türkischen Knaben wohl zusammennehmen, daß er nicht, wenn er in ein paar Jahren in die Schule kommt, Euch alle überholt und Euch in Eurer Faulheit und Flatterhaftigkeit zu Schanden macht. Denn die Türken sind gar nicht auf den Kopf gefallen. Überdem wisset Ihr aus der Bibel, daß das Paradies gegen Morgen, das heißt gegen Osten lag und daß die drei Weisen

zu unserem Heiland aus dem Morgenland gekommen sind."

Das nahmen sich sämtliche Knaben und Mägdlein zu Herzen. Nur der junge Spanseil, in dessen Adern leichtes Pfälzerblut floß, sagte leis zu seinem Nachbar Peter: „Du, wenn der Adam im Paradiesgarten so viel Äpfelbutzen hätte schlucken müssen wie der Gustava, der hätte auch den Sündenfall bleiben lassen."

Der Schulmeister Zimmermann überhörte diese vorwitzige Bemerkung und fuhr fort: „Darum haben schon die Alten gesagt: „Ex oriente lux!" Übersetze Du das, Tobias."

Tobias stockte. Nachdem aber der Schulmeister auseinandergesetzt hatte: ex — aus, oriens — das Morgenland, lux — das Licht, brachte es Tobias zu Tage, daß der Spruch besagen wolle: Aus dem Morgenland stammt das Licht.

Nun wurde aber der junge Spanseil noch frecher und sagte halblaut vor sich hin: „Er heißt ja gar nicht Luchs, er heißt Gustava."

Da schwoll dem Schulmeister Philipp Jakob Zimmermann die Zornader auf der Stirne. Mit den Worten: „Wart, ich will Dich luchsen!" griff er nach dem Haselstecken und that, was seines Amtes war. So schloß der Spaß, wie es manchmal im menschlichen Leben geht, unlieblich für den jungen Spanseil, und daß er um des Türkenbuben willen zwei Tatzen gekriegt habe, trug des Famulus Sohn dem unschuldigen Mustapha lange Jahre nach. — —

Auch bei den Zöglingen des Seminars erregte die Ankunft des jugendlichen Fremdlings außerordentliches Aufsehen. Unter allen erdenklichen Vorwänden drangen im Laufe des Tages die Klosterschüler aus ihren abgeschlossenen Räumen in die Privatwohnung des Präzeptors ein. Der eine erbat sich von Christoph Zeller Auskunft über eine schwierige Stelle des Livius, der andere hatte besonders herzliche Grüße seiner Eltern auszurichten, ein dritter hatte ein vom Sturm verwehtes Handtuch der Frau Präzeptorin irgendwo aufgelesen und überbrachte es errötend der Eigentümerin. Das waren aber alles nur Vorwände: in Wahrheit wollten die Klosterschüler des Türkenknaben so bald als möglich ansichtig werden.

Am nächsten Sonntag war für die Klosterschüler der Türkenknabe ein höchst willkommener Stoff, den sie in ihre nach Haus gerichteten, sonst manchmal etwas mager ausfallenden Briefe verwoben. Der eine machte die Sache kurz ab mit dem Satz: „Auch ist jetzt ein türkischer Knabe im Kloster und bei Herrn Präzeptor Zeller in der Kost.“ Andere erzählten ausführlich und in weit blumenreicherer Sprache, als sie unser wahrhaftiger und gründlicher Bericht aufzuweisen vermag, den Fall Belgrads und die Abenteuer des Hauptmanns Wucherer, sowie des Lieutenants Mörloth.

Endlich pilgerten auch die Pfarrherrn der Umgegend, welche mit den Lehrern an der Klosterschule in regem Verkehr standen, noch eifriger als sonst ins Salzachthal, um das fremdländische Wunderkind sich zu beschauen.

So stieg, bevor es noch einwinterte, Mustaphas Berühmtheit von Woche zu Woche in fast bedrohlicher Weise, um dann freilich ebensoschnell wieder zu sinken. Wenigstens wollte es dem Präzeptor Zeller nachgerade zu viel werden, wenn er immer und immer wieder seine Vaihinger Fahrt, und was drum und dran hing, wißbegierigen Zuhörern auseinandersetzen mußte. Mustapha verstand glücklicherweise nichts davon, daß man ihn anstaunte.

Eine Woche lang lief er, um mit der Frau Klosterpräzeptorin zu reden, allerdings „herum wie ein verscheuchtes Hühnle". Dann aber gewöhnte er sich erstaunlich schnell an die abendländische Kleidung, an die schwäbische Kost, an die Sitten der Dorfjugend und an die Maulbronner Nebel.

Wenn des Tages Helligkeit schwindet, so treten die Sterne am Himmelsgewölbe hervor. So kamen auch bei unserem Mustapha, je mehr das unbewußte Heimweh und die Erinnerung ans Türkenland verschwand, deutsche und schwäbische Wörter zum Vorscheine, und bald konnte er sich wenigstens der Frau Präzeptorin, die sich seiner von Anfang an mit wahrhaft mütterlicher Geduld und Freundlichkeit angenommen hatte, auch noch anders verständlich machen, als durch stumme Blicke und Gebärden.

Während die Pflege und Wartung, welche die Frau Klosterpräzeptorin dem Türkenknaben angedeihen ließ, gleichmäßig freundlich und liebreich war, machte das Benehmen, das die Zellerschen Kinder, soweit sie schon zu einiger-

maßen reiferen Jahren gekommen waren, gegen den neuen Ankömmling einhielten, etliche starke Wandlungen durch. Zuerst verhätschelten sie ihn, sie fanden alle seine Gebärden, namentlich soweit sie auf die morgenländische Herkunft zurückwiesen, höchst merkwürdig; jeden halb oder ganz gelungenen Versuch, welchen Mustapha machte, die deutsche Sprache sich anzueignen, erzählten sie mit freudestrahlendem Gesicht den Eltern. Ja die Eifersucht, mit der Tobias und Andreas, gegenseitig sich steigernd, um Mustaphas Freundschaft warben, führte etlichemale einen hitzigen Bruderkrieg im Hause des Klosterpräzeptors herbei. Wo sie nur konnten, steckten sie ihm einen guten Bissen zu; wer neben Mustapha am Tische sitzen und in der Kammer neben ihm schlafen dürfe, war fast jeden Tag eine Streitfrage, die manchmal mit Thränen ausgetragen oder auch nicht ausgetragen wurde, bis der Klosterpräzeptor, der in allen Dingen Entschiedenheit und Ordnung liebte, den Neuangekommenen seinem mutmaßlichen Lebensalter gemäß zwischen seinen Ältesten und Zweitältesten setzte.

Kurze Zeit darauf sank Mustapha auffallend schnell in der Wertschätzung der Zellerschen Kinder. Man ließ ihn seiner Wege gehen, man entzog ihm neidisch und tückisch die Spielsachen, mit denen man ihn zuvor überschüttet hatte; ja man schloß ihn von den gemeinsamen Spielen aus. Und als Mustapha einmal einen dem jungen Tobias gehörigen, in Nürnberg zusammengeleimten hölzernen Reiter halb aus Ungeschick, halb im Forschungstrieb in seine einzelnen Bestandteile zerlegte, äußerte sich

des Präzeptors Kind im Zorne dahin, wenn nur der dumme Kerl im Türkenland geblieben wäre und den Weg nach Maulbronn gar nicht gefunden hätte. Solche Unbarmherzigkeit that dem Präzeptor wehe, und er hielt, an die Geschichte vom barmherzigen Samariter anknüpfend, seinen Buben eine Standrede, daß sich die christliche Liebe auch auf Andersgläubige und Fremdlinge erstrecken müsse.

Tobias und Andreas hörten solch väterliche Ermahnung mit niedergeschlagenen Augen, aber ohne tiefere Gemütsbewegung an, und der Präzeptor äußerte sich seiner Frau gegenüber verstimmt darüber, daß die christliche Erziehung, die er seinen Kindern habe angedeihen lassen, bis jetzt keine besseren Früchte hinsichtlich der allgemeinen Menschenliebe gezeitigt habe.

Die Präzeptorin beruhigte ihren Eheherrn, Kinder seien Kinder, und im übrigen werde es auch sein gutes haben, wenn man bei Zeiten daran denke, daß der Neuangekommene hinter den Klostermauern nicht mit unverständiger Zärtlichkeit auferzogen und gepflegt werden dürfe wie der junge Kukuk im Grasmückennest. Als sie aber einmal mit ansehen mußte, daß Mustapha von Tobias gereizt und geplagt wurde, gab sie ohne weitere Erörterungen ihrem Ältesten eine wohlangelegte mütterliche Ohrfeige, welche ihren eigenen Sohn nicht allzusehr erschütterte, die Stellung Mustaphas im Präzeptorhause aber wesentlich befestigte.

Indessen verursachte der Türkenknabe auch der Frau

Präzeptorin manche Sorge. Bei aller neugierigen Bewunderung, welche man in Maulbronn und Umgebung dem fremden Kind anfänglich entgegengebracht hatte, schien niemand ernstlich zu bedenken, daß sich die Präzeptorsfamilie durch Aufnahme Mustaphas eine Last aufgeladen habe, welche getragen sein wollte. Der Abt Hochstetter berichtete zwar den außerordentlichen Fall in einem ausführlichen Schreiben an das hochfürstliche Konsistorium zu Stuttgart und erbat sich Winke, wie man sich betreffs ernstlicher Nachforschungen nach des Kindes Herkunft und betreffs seiner christlichen Erziehung und Unterweisung zu verhalten habe. Und es kam auch von dort ein nicht minder wohlgesetztes und ausführliches Schreiben zurück, darin der Menschenfreundlichkeit des Herrn Klosterpräzeptors Christoph Zeller alle Gerechtigkeit widerfuhr, das aber doch im ganzen auf den alten guten Spruch hinauslief: „Kommt Zeit, kommt Rat.“

Der Frau Klosterpräzeptorin wäre es angenehmer gewesen, wenn ihr jemand gesagt hätte, wie sie aus dem spärlichen Vorrat ihrer Kinderkleider zweimal drei Knabenanzüge herausbringen könne. Der Thorwart und Hausschneider Böckmann wurde von ihr zu Rat gezogen; er musterte mit Kennermiene die morgenländischen Gewänder, welche Mustapha mitgebracht hatte, sprach sich aber äußerst geringschätzig über deren Schnitt und Zusammensetzung aus. Ja, um die Wahrheit zu sagen, der Hausschneider von Maulbronn, der hinsichtlich der geistlichen Einkleidung der Maulbronner Klosterschüler seine unbestreitbaren Verdienste

seit Jahren sich erworben hatte, ließ an seinen Belgrader Berufsgenossen keinen guten Faden.

Als die Frau Klosterpräzeptorin dieses betrübende Ergebnis ihrer Beratung mit Böckmann ihrem Eheherrn mitteilte und zugleich hinzusetzte, daß Mustapha mit dem Sonntagsanzug ihres Andreas demnächst fertig sei und daß sie nicht wisse, woher sie für ihre beiden eigenen Knaben das Geld zu einem Paar Hosen nehmen solle, besann sich Christoph Zeller einen Augenblick, dann sagte er entschlossen: „Liebe Maria Elisabeth, da bleibt mir nichts anderes übrig, als von meinem alten Recht Gebrauch zu machen und unserem gnädigen Herrn Herzog. Administrator ein paar Hirsche wegzuschießen."

Der Präzeptor sprach mit diesen Worten durchaus nicht die frevelhaften Gedanken eines Wilddiebs aus, sondern die Sache verhielt sich also.

In früheren Zeiten hatte sich ein wirtembergischer Fürst einem der Ahnen der Zellerschen Familie, welche um des evangelischen Glaubens willen ihre Heimat verlassen hatte und in Schwaben eingewandert war, besonders gnädig erweisen wollen, dieweil dieser Zeller für den wirtembergischen Kirchendienst drei Söhne herangebildet hatte, welche mit der Zeit sämtlich Prälaten geworden waren. Da hatte sich besagter Zeller von seinem Herzog die Gnade ausgebeten, daß jeder seiner Nachkommen, wofern er drei Söhne habe und dieselben für den Dienst des wirtembergischen Staates heranzubilden gedenke, alljährlich im Monat Dezember in den herzoglichen Forsten

drei Hirsche erlegen dürfe, um seiner Eheliebsten einen Küchengruß und jedem seiner männlichen Sprossen ein paar Lederhosen zu verschaffen. Der Herzog hatte diese Bitte in Gnaden gewährt und solches Recht in einer Pergamenturkunde verbrieft und besiegelt.

Unser Klosterpräzeptor hatte von diesem Recht keinen Gebrauch machen können, da er erst zwei unmündige Söhnlein hatte. Mit der Aufnahme Mustaphas aber, welchen er ganz wie sein eigen Kind zu halten und zur Ehre Gottes nicht nur, sondern auch zum Besten der vaterländischen Kirche zu erziehen gedachte, war die Dreizahl voll geworden.

So holte denn der Klosterpräzeptor seine alte, aber gut eingeschossene Flinte hervor, mit der er seinerzeit als Hofmeister des Herrn von Breitenfels auf die Jagd gegangen war, reinigte den Lauf von Staub und Rost und vergewisserte sich, daß er immer noch eine sichere Hand habe, einen Schuß zu thun. An schulfreien Nachmittagen durchstreifte er mit dem Klosterjäger die Wälder zwischen Maulbronn und Knittlingen und kurz vor Weihnachten hatte er den dritten Hirsch glücklich erlegt. Frau Maria Elisabeth bekam nicht nur selbst manch schöne Hirschkeule in Küche und Speisekammer, sondern sie konnte sich auch den befreundeten Frauen in Maulbronn und Umgebung gegenüber erweisen als „gern mitteilend vom Vorrat", wie der alte Dichter Homerus singt. Der Vaihinger Gerber aber lieferte für die drei Hirschfelle reichlich so viel lohgares Leder, als Tobias, Mustapha und Andreas

je zu einem Paar Hosen brauchten. Der Thorwart und Hausschneider Böckmann fertigte im Gefühl seiner Überlegenheit über sämtliche Kleiderkünstler der Türkei diese Gewandstücke noch vor Weihnachten an; denn er verstand nicht allein in Barchent und Wolle, sondern auch in Leder vortrefflich zu arbeiten. Seitdem die drei Knaben, wie sie sich einbildeten, das Fell eines und desselben Hirsches auf dem Leibe trugen, kam ein merkwürdiger Geist der Eintracht über sie, der Gegensatz zwischen Morgenland und Abendland, der sich von den Kämpfen um Troja an bis zum letzten russisch-türkischen Krieg wie ein roter Faden durch die Weltgeschichte zieht, und von dem, wie wir gesehen haben, auch das Haus des Klosterpräzeptors beunruhigt worden war, begann in Maulbronn seine Schärfe, wir könnten fast sagen, seine Bedeutung zu verlieren.

Der Abt Hochstetter wunderte sich zwar nicht wenig, daß sein Klosterpräzeptor so plötzlich ein gewaltiger Jäger geworden sei. Christoph Zeller aber meinte, es stehe auch einem Gelehrten bei dermaligen bedenklichen Zeitläuften wohl an, wenn er mit Wehr und Waffe umzugehen wisse. Es war nämlich böse Zeit im Lande Württemberg. Noch bluteten Land und Volk aus den Wunden, die der dreißigjährige Krieg geschlagen, noch war die Bevölkerung, auf dem platten Lande wenigstens, dünn gesät, während in den Wäldern das Wild zahlreich aufgekommen war. Und schon wieder erscholl Kriegsgeschrei in den Thälern des Rheins und des Neckars. Monclar und andere französische Mordbrenner, welche

der länder- und händelsüchtige König Ludwig XIV. über den Rhein geschickt hatte, trieben ihr Wesen im Schwabenlande. Die Stadt Heilbronn wurde durch Plünderung übel mitgenommen. Aus dem Remsthal kam die Kunde, daß die Stadt Schorndorf nur durch den Mut ihrer tapfern Weiber, an deren Spitze sich die Bürgermeisterin gestellt hatte, einem Schicksal, wie es die Stadt Heilbronn betroffen, oder gar noch schlimmerem entgangen sei. In Tübingen war durch die Geistesgegenwart des Professors Osiander, der die von den Franzosen gelegten Pulverfässer mit eigener Hand forttrug, die alte Veste vor schmählicher Demolierung bewahrt worden.

Einmal kamen auch drei beutelustige französische Nachzügler nach Maulbronn geritten. Schon waren sie in den äußeren Klosterhof gedrungen und schienen sich nicht so bald wieder entfernen zu wollen; es gefiel ihnen in Maulbronn, und hinter den ausgedehnten Klostermauern vermuteten sie Schätze und Kostbarkeiten aller Art. Der Thorwart Böckmann aber hielt sie durch freundliche Gebärden so lange hin, bis er das innere Thor gesperrt und sein kleines Mägdlein in der Stille zum Klosterpräzeptor geschickt hatte. Die Eindringlinge wollten gerade mit Fluchworten und Schlägen den Thorwart zwingen, ihnen das innere Thor zu öffnen, da erschien Christoph Zeller, mit wohlgeladener Flinte, mit Pulverhorn und Kugelsack und rief den Unverschämten in französischer Sprache zu: „Wenn ihr nicht augenblicklich euch aus dem Staub macht, so schieße ich euch zusammen wie drei Hirsche.“

Er legte den Gewehrkolben an die Wange und die Eindringlinge fanden es geraten, dem Kloster Maulbronn den Rücken zu kehren.

Seitdem stieg das Ansehen des wehrhaften Präzeptors in den Augen seines Abtes sehr bedeutend, und während sonst im Land Württemberg rauchende Schutthaufen zerstörter Städtchen und Dörfer und erbrochene Truhen von den Heldenthaten der Franzosen erzählten, konnten die Leute in Maulbronn wenigstens friedlich Weihnachten feiern.

Zu Neujahr erhielt der Klosterpräzeptor Nachricht von seinem lieben Junker Karl von Breitenfels, der durch die Kriegsnöten des Vaterlandes, samt einem Teil der kaiserlichen Armee, aus der Türkei und aus Ungarn nach Schwaben zurückgeführt worden war und dazumal die Neckarbrücke bei Köngen bewachte. Der Wachtmeister von Breitenfels erkundigte sich angelegentlich nach dem Ergehen seines Schutzbefohlenen und fragte ebenso dringend als höflich, ob Mustapha für das Hauswesen seines alten lieben Lehrers eine nicht zu große Last sei. Sobald es die Kriegsunruhen einigermaßen möglich machen, werde er selbst nach Maulbronn kommen und nötigenfalls den Türkenknaben irgendwo anders bei seinen Verwandten unterbringen. Von der Mutter des Knaben habe sich bis jetzt keine Spur gezeigt und man könne nichts anderes annehmen, als daß sie beim Sturm auf Belgrad elendiglich ums Leben gekommen sei. Der Präzeptor solle also aus Mustapha, wenn er ihn in Maulbronn behalten wolle, einen wackeren Gottesgelehrten machen, der das

Evangelium predige und den Frieden verkündige. Denn dessen bedürfe dermalen die Welt und in Maulbronn sei die Luft ohnehin seit alten Zeiten geistlich. Zugleich schickte Herr von Breitenfels eine so ansehnliche Geldsumme zur „Equipierung“ Mustaphas, wie er sich ausdrückte, mit, daß die Frau Klosterpräzeptorin nicht ohne Beschämung an die Unterredung dachte, welche sie vor Weihnachten mit dem Hausschneider Böckmann gehabt hatte.

Christoph Zeller beruhigte seinen lieben Junker in einem ausführlichen Schreiben. Mustapha habe kein Heimweh mehr und lerne nach und nach deutsch reden. Seine Frau und er habe den Türkenknaben so lieb gewonnen wie ihr eigen Kind, und auch seine beiden Buben und sein Mägdlein sehen den Fremden nicht mehr anders an, denn als ob er ihr Brüderlein wäre.

Mit dieser letzteren Behauptung hatte Christoph Zeller allerdings etwas zu viel gesagt. Ganz und dauerhaft wuchs Mustapha erst allmählich in den Geschwisterkreis des Präzeptorhauses herein, namentlich seitdem derselbe noch um ein kleines Mägdlein vermehrt worden war, welches Frau Maria Elisabeth im Laufe des Sommers ihrem Eheherrn schenkte.

Draußen im Land zwischen Neckar und Rhein führten der Kaiser und die Stände den „Reichskrieg“ wider den französischen Erbfeind mehr schwerfällig und gründlich, als schlagfertig und entscheidend. Glorreiche Thaten wie den Sturm auf Belgrad konnten die neuen und wahrhaftigen Zeitungen vom Rhein nicht melden. Der Reichs-

krieg gegen den Franzosenkönig bestand im Hin- und Herschieben schwerfälliger Truppenkörper, in der Bewachung wichtiger Flußübergänge, im Einüben einer sehr zweifelhaften „Landmiliz“ und im Aufwerfen der „Landgräben“, welche dem frechen Feind für künftige Zeiten die rasch geplanten und noch rascher ausgeführten Einfälle wo nicht ganz verwehren, doch wenigstens erschweren sollten. Die Truppendurchzüge durchs Württemberger Land wollten gar kein Ende nehmen, und unter dem Volk ging das Sprichwort um, die Soldaten der verschiedenen Hilfstruppen haben zwei Mägen, aber nur ein halbes Herz. Unter den Vormündern des minderjährigen Herzogs Eberhard Ludwig herrschte unerquickliche Zwietracht. Die Landstände des Herzogtums waren trotz allen bitteren Erfahrungen, die sie hinsichtlich der französischen Besuche gemacht hatten, am unrechten Ort sparsam, ja knauserig, so daß der im ganzen nicht untüchtige herzogliche Administrator in seinen Entschließungen und vollends im Ausführen seiner Pläne immer wieder gehemmt oder von vornherein gelähmt war.

So sah es im Lande betrübt aus. Im lieblichen Thal von Maulbronn aber standen die Rosen ums Kloster her im üppigsten Flor, als man an einem schönen Sonntag Vormittag des Präzeptors jüngstes Töchterlein in die herrlichen Hallen der Klosterkirche trug und es angesichts der kleinen Gemeinde „Christina Elisabeth“ taufte. Auch Mustapha wohnte der heiligen Handlung bei. Die Schauer kindlich frommen Glaubens gingen durch seine

junge Seele, als er wartend in fast atemloser Spannung hinter einem Pfeiler des hochgewölbten Mittelschiffes stand, als der hoch oben durchs Fenster fallende Sonnenstrahl das kunstvolle steinerne Bild des Gekreuzigten, das den Altar überragte, traf und mit mildem Glanz die Zacken der Dornenkrone verklärte. Die Thränen brachen ihm aus den Augen, als der Schulmeister Zimmermann hoch oben auf der Orgel die alte fromme Weise anstimmte: „Mehr sieht das Aug' im Taufen nicht, als bloßes Wasser gießen", als sich dann der Vater über sein neugeborenes Kind neigte und seine Stirne dreimal aus dem silbernen Becken netzte.

„Vater", sagte Mustapha, als sich die Freunde und Verwandten der Zellerschen Familie zu fröhlichem Mahl versammelt hatten, leise zum Klosterpräzeptor: „Vater, wann taufst Du mich? Der Tobias sagt, ich sei noch nicht getauft. Ist's wahr?"

„Ja, es ist wahr", erwiderte Christoph Zeller, indem er dem Knaben durch seine weichen glänzendschwarzen Haare strich. „Aber mit Gottes Hilfe wird's bei Dir auch noch dazu kommen."

„Warum hast Du mich nicht gleich heute getauft?" fuhr der Knabe zu fragen fort.

„Das kann ich Dir jetzt nicht erklären. Du mußt noch ein paar Jahre warten."

5. Am Turiner Hof.

Auch in den Alpenthälern Italiens, auch in den Gärten der Stadt Turin, der Hauptstadt des Herzogtums Savoyen, blühten die roten Rosen.

Aber die Wangen der stillen Frau, der „schönen Türkin“, wie man sie am Hofe nannte, welche seit etlichen Monaten in einem der Seitenflügel des herzoglichen Schlosses aus- und einging und manchmal mit der Gräfin Aosta durch die Wege des Gartens wandelte, waren bleich und eingefallen.

Mustaphas Mutter hatte, durch die Empfehlungsbriefe des baierischen Kurfürsten unterstützt, freundliche Aufnahme am Hofe zu Turin gefunden, wohin sie sich, von Ali begleitet, endlich gewendet hatte, nachdem alle ihre Nachforschungen nach ihrem verlorenen Kinde in Genua und auf den Schiffen, die zwischen Genua und Tunis kreuzten, vergeblich gewesen waren.

Die regierende Herzogin von Savoyen fühlte wirkliches tiefes Mitleid mit der unglücklichen Mutter, sie that in ihrem Interesse sofort etliche ernste Schritte, indem sie einigen großen Handlungshäusern der Republik Genua den Auftrag gab, sobald sich eine Spur von einem nach Tunis verkauften Türkenkind zeige, ihr sofort Bericht zu erstatten.

Zudem war es an den großen und kleinen Höfen damaliger Zeit eine Art Modesache, männliche und weibliche Dienerschaft zu halten, welche aus einem möglichst

entlegenen und fremden Lande stammte. „Kammermohren“ aus Afrika waren dazumal an den deutschen und italienischen Höfen fast etwas, was zum vornehmen Brauch gehörte. Nicht selten brachte ein Prinz von einer Reise ins Morgenland eine Armenierin oder von einer Seefahrt nach Amerika einen richtigen kupferbraunen Indianer, womöglich eine recht auffallend tättowierte Rothaut mit.

So gefiel sich denn die Herzogin als Beschützerin Fatmes, die, wie die Fürstin sogleich mit scharfem Blick bemerkte, vermöge ihrer feinen Bildung, ihrer Gewandtheit im französischen Ausdruck, ihrer Kunstfertigkeit in allerlei weiblichen Handarbeiten der Hofhaltung zu Turin durchaus nicht lästig fallen konnte, sondern ihr im Gegenteil wohl anstehen mußte. Mustaphas Mutter war, ehe sie sich's versah und ohne daß sie es eigentlich selbst wußte, in die Dienste der Gräfin Aosta, der vertrautesten Kammerfrau der regierenden Herzogin getreten. Ihre schöne stolze Erscheinung, ihr tiefer rührender Schmerz um ihren toten Gatten und ihr verloren gegangenes Kind, die geheimnisvolle Verschlingung der Fäden ihres Lebensganges mit den abenteuerlichen Geschicken Alis, der am Hofe zu Turin kein Unbekannter zu sein schien, erregte Aufsehen in der vornehmen Gesellschaft. Als sie der Gräfin Aosta in den feinsten Linien und in prächtigen Farben, wie man sie nur im Morgenland zusammenzustellen versteht, einen Teppich stickte, wurden die türkischen Teppiche, die „Fatmeteppiche“, wie man sie nannte, mit einem Schlage Modesache am Turiner Hof. Und wenn Mustaphas Mutter

allen Wünschen des Hofdamenkreises, welche auf den Besitz eines Fatmeteppichs gerichtet waren, gerecht werden wollte, so hatte sie Beschäftigung vollauf für mehrere Jahre. Sie arbeitete gern und fleißig; denn in der Arbeit vergaß sie am leichtesten ihren Schmerz, aber wenn ihre dunkeln Augen von den brennenden Farben ihrer Stickerei aufblickten, waren sie mit Thränen gefüllt. Manchmal nahm ihr die Gräfin Aosta schon am frühen Morgen die Sticknadel aus den Fingern, indem sie ihr mit freundlichem Lächeln bemerkte, daß heute ein Sonntag oder ein christlicher Feiertag sei, an welchem alle Arbeit ruhen müsse.

Ali, Ibrahims Sohn, der, sobald er den Boden Italiens betreten, sich wiederum den Namen Pierre Roux beigelegt hatte, war, nachdem er seiner Schwägerin ein sicheres Unterkommen am Turiner Hof verschafft, nach Genua zurückgekehrt und hatte dort, wenigstens zum Schein, ein kaufmännisches Geschäft angefangen. Auf der ganzen Reise von Belgrad bis Turin hatte er sich in so musterhafter Weise gegen Fatme als aufopfernden und dienstfertigen Verwandten bewiesen, daß Mustaphas Mutter aus seinem Benehmen mit jedem Tag weniger klug wurde und sich oft selbst fragte, ob sie ihn für einen vollendeten Heuchler halten sollte oder ihm ihre Geringschätzung wenigstens teilweise abbitten müsse. Er berichtete von Zeit zu Zeit aus Genua, welche Mühe er sich gegeben, um die Spur des tunesischen Sklavenhändlers zu entdecken, leider haben alle seine Anstrengungen zu keinem Ziel geführt.

Mit dem Ende des Winters kam Ali nach Turin und

machte in Gegenwart der Gräfin Aosta seiner Schwägerin das Anerbieten, er wolle, da ihn ohnehin eine Handelsreise nach dem Morgenland führe, noch einmal in Belgrad genaue Nachforschungen anstellen, ob nicht Mustapha dort zurückgeblieben sei. Jedenfalls wolle er auch nach Konstantinopel gehen und er könne dort vielleicht bei dem Vormund Mustaphas versuchen, ob nicht wenigstens ein Teil von Mustaphas Erbe für Fatme herauszubekommen sei. Dies werde er natürlich nur dann thun, wenn Fatme vollständig damit einverstanden sei und ihm eine schriftliche Vollmacht ausstelle, die er dem Vormund vorweisen könne.

Fatme stellte die gewünschte Vollmacht aus. Es war ihr, so lange sie ihren Sohn nicht wieder hatte, am Besitz von Geld und Gut lediglich nichts gelegen. Allein ihre Mittel waren durch die Reise sehr zusammengeschmolzen; schon hatte sie einige kostbare Edelsteine, die in ihrem Gürtel eingenäht waren, herausgetrennt und an einen Turiner Goldschmied veräußert; denn lediglich von der Güte und Wohlthätigkeit der Gräfin Aosta zu leben oder um baren Lohn Teppiche zu sticken, dagegen sträubte sich ihr stolzer Sinn. Wenn es Ali wirklich glückte, das Erbe Mustaphas in Konstantinopel zu erheben, so wollte sie nach Tunis segeln und dort, wo, wie sie wohl wußte, nur mit schwerem Geld etwas auszurichten war, alles in Bewegung setzen, um ihr verlorenes Kind wieder zu finden und aus der Gefangenschaft zu lösen. Zugleich wollte sie ihren Schwager auf die Probe stellen. Kam er, wie ihr wahr=

scheinlich war, nicht mehr von Konstantinopel zurück, so wußte sie, was sie von seinem Charakter zu halten hatte. Ali, Ibrahims Sohn, mochte das, was er von Mustaphas Erbe herausschlug, ruhig für sich behalten. Kam er aber von Konstantinopel zurück, dann wollte sie immer noch vorsichtig, aber doch mit mehr Vertrauen als bisher, ihr eigenes und ihres Kindes Schicksal in Alis Hand legen.

Alle diese Gedanken hatte die trauernde Frau still in ihrem Herzen verarbeitet, als sie ihrem Schwager die gewünschte Vollmacht ausstellte. Die Gräfin Aosta aber besorgte für Pierre Roux eine Empfehlung an den französischen Gesandten in Konstantinopel, eine so dringende Empfehlung, daß sich, soweit der Einfluß des vielvermögenden Gesandten reichte, für Herrn Pierre Roux in Konstantinopel voraussichtlich alle Thore und Thüren öffnen mußten. Ali, Ibrahims Sohn, reiste mit dem nächsten Schnellsegler von Genua nach dem schwarzen Meere ab, und der Mutter Mustaphas fiel es wie eine schwere Last vom Herzen, daß sie ihn nicht mehr in ihrer Nähe wußte.

Sie verbrachte ihre Tage in der Gesellschaft der Gräfin Aosta mit Trauern, mit Arbeiten und mit Lesen. Die Gräfin, nach tief schmerzlichen Lebenserfahrungen frühe verwitwet und kinderlos, war eine reichbegüterte und hochgebildete Dame. Früher ein Weltkind, am glänzenden Hofe des französischen Königs Ludwigs des Vierzehnten erzogen, war sie eine Zeit lang leichten Sinnes mit dem Strome geschwommen, ohne im Glanz des königlichen Hofes und in dem sinnverwirrenden Rausch der Ver-

gnügungen und Zerstreuungen Befriedigung für ihr Herz zu finden. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie sich mit Ekel und Entsetzen von allem weltlichen Treiben abgewandt und sich vollständig in die Arme der christkatholischen Kirche geworfen. Sie schwärmte für die Einheit der Kirche, sie war bereit, für die Bekehrung der waldensischen Ketzer, die in den abgelegenen Alpenthälern des Herzogtums Savoyen lebten, ihr ganzes Vermögen zu opfern; denn mit derselben Glut, mit der sie die alleinseligmachende Kirche liebte, haßte sie die Ketzerei.

Der Beichtvater der Herzogin, ein welterfahrener und vielgewandter Mann, welcher mit seinem Ordensnamen Pater Sebastian hieß, behauptete, die Gräfin Aosta sei weitaus die frömmste am Turiner Hof, und nach seinem Sinn und seiner Auffassung hatte er recht. Der erste Gang, den die Gräfin ausnahmslos an jedem Tag machte, war der Besuch der Messe. Und dies war bei ihr keine Heuchelei, nicht einmal Frömmelei; so regelmäßig die Gräfin ihre Tage im Gotteshaus begann, ebenso regelmäßig schloß sie dieselben in den Hütten der Armen und Kranken ab, welche sie mit unermüdlichem Eifer persönlich besuchte. Die übrigen Stunden des Tages verwandte die Gräfin auf streng geregelte Andachtsübungen, auf das Lesen gottseliger und gottinniger Bücher, auf weibliche Handarbeiten, deren Ertrag frommen Zwecken zu gut kam. Erholung gönnte sie sich nur spärlich. Zuweilen versuchte sie sich auch in schriftstellerischen Arbeiten. Doch bekam niemand das, was sie dem Papier anvertraute, zu lesen,

als der berühmte französische Kanzelredner Jakob Benignus Bossuet, damals Bischof in Meaux, mit welchem die fromme Gräfin in regem Briefwechsel stand.

An einem heißen Mainachmittag saß die Gräfin in ihrem traulichen Gemach mit Fatme zusammen. Die schöne Türkin war mit einer Stickerei beschäftigt. Die Gräfin aber las mit klangvoller Stimme und tadelloser französischer Betonung einen Abschnitt aus dem neu erschienenen Buche Bossuets vor, darin der Bischof die verschiedenen „Spielarten" der protestantischen Kirchen schildert, um die alleinseligmachende Wahrheit der einen, fest in sich geschlossenen alten Kirche zu beweisen. Die Gräfin war ganz hingenommen von dem Schwung der Beredsamkeit, welche Bossuet in dieser Schrift entfaltete, ihre Wangen röteten sich, ihre Augen schimmerten in schwärmerischem Glanz, als sie das Buch auf die kunstvoll eingelegte Platte des kleinen Tisches niederlegte.

„Fatme," begann die Gräfin, „Fatme, meine Freundin, sage selbst, kann man die tiefsten Wahrheiten herrlicher und gewaltiger verkünden, als hier der ehrwürdige Bischof, der letzte Kirchenvater Frankreichs thut? Hat er sich nicht selbst übertroffen, kann ein Mensch, sei er nun Gläubiger oder Ungläubiger, seinen hinreißenden Worten widerstehen?"

Fatme blickte von ihrer Arbeit auf und entgegnete sanft aber kühl: „Verzeiht, Gräfin, unser Prophet versetzt die Heuchler in die unterste Hölle und so kann ich Euch auch diesmal, da Ihr mich einmal gefragt habt, nur rück-

haltlos meine aufrichtige Herzensmeinung sagen. Mir hat das Buch Eures Bischofs über die Geschichte der christlichen Kirche von Anfang an bis auf Karl den großen Frankenkaiser weit besser gefallen als der Abschnitt, den Ihr mir soeben vorgelesen habt, diese majestätisch grollenden donnernden Worte wider die Ketzer . . . Verzeiht“ — fuhr sie nach einer Weile schüchterner, fast verlegen fort, da die Gräfin betroffen schwieg; „verzeiht, meine Seele war vielleicht zu sehr in Gedanken mit meinem toten Gatten und meinem verlorenen Kind beschäftigt und so rollten die Gedankenperlen des frommen Mannes über meine Seele weg, wie die Tautropfen über das Blumenblatt.“

„Aber Fatme,“ erwiderte die Gräfin, „Du weißt, ich ehre Deine Anhänglichkeit an Deine Lieben, die Dir in die Ewigkeit vorangegangen sind, denn diese Anhänglichkeit rührt mich im innersten Herzensgrund — aber Fatme — es giebt denn doch noch etwas Höheres als die Liebe zu Mann und Kind.“

„Gewiß, Gräfin, es giebt etwas Höheres, die Liebe zu Gott und das — brauche ich von Herrn Bossuet nicht erst zu lernen.“

„Doch! Du kannst nie genug von diesem Mann lernen. Wo solcher Adel, solcher Schwung, solcher Glanz der Sprache zum Vorschein kommt, da müssen Wahrheiten — nein, da muß die Wahrheit, die ewige Wahrheit zu Grund liegen.“

Ich bestreite ja Eurem Bischof gar nicht, daß sich

Eure protestantischen Sekten auf falschem Wege befinden. Ali, der Sohn Ibrahims, gehörte seinerzeit auch einer solchen Sekte, ich glaube den Waldensern an. Aber — nun, wenn es auf den Glanz der Sprache ankommt — unser heiliges Buch, der Koran, enthält ebenfalls Stellen von hinreißender Schönheit. O, Gräfin, der Koran ist schöner und prächtiger als die Stickerei, an der ich hier arbeite, und welche Ihr mehr bewundert, als sie es verdient."

Die Gräfin Aosta erhob mit freundlichem Lächeln drohend den Finger: „Fatme, in Dir steckt noch ein Rest des Sauerteigs von der Freigeisterei Deines Vaters."

„Gewiß nicht," erwiderte die schöne Türkin; „mein Vater hätte mir niemals den Koran in die Hand gegeben; erst durch Abu Kasim, meinen unvergeßlichen Gatten, lernte ich das heilige Buch unseres Glaubens kennen und verstehen. Bei ihm will ich bleiben, es lehrt mich fromme Ergebung in den Willen des Allwissenden und Allbarmherzigen. Was vermag mir Bossuet besseres zu bieten?"

„Aber wenn Du Dein Kind nach Gottes Ratschluß nicht mehr auf dieser Erde, sondern erst im Paradiese wieder finden solltest, Fatme, was dann?"

„So habe ich zu Gottes Gnade das Zutrauen, daß er mein Kind, das er für die Zeit dieses irdischen Lebens von mir getrennt hat, nicht in alle Ewigkeit von meinem Mutterherzen reißt."

„Fatme, Dein Name klingt stolz und schön — o dürfte ich die Hoffnung haben, Dich bald mit einem süßeren und

lieblicheren Namen anzureden, mit einem Namen, wie ihn unsere heiligen Frauen, unsere Märtyrerinnen tragen — Fatme, wenn Dein Sohn Mustapha inzwischen den rechten Weg zu Gott gefunden haben sollte, vor welchem sich Deine Augen eigenwillig verschließen, wenn Dein Kind ein Christ würde oder — schon geworden wäre, und Du würdest Dein Kind auch im Paradiese nicht finden, weil Du nicht in den wahren rechten Himmel, weil Du nicht durch den zum Vater kommen willst, der Dich allein zum Vater führen kann?"

Die schöne Türkin wechselte die Farbe.

„Ich ergehe mich nicht in leeren Vermutungen und will Dein gequältes Herz nicht mit Träumereien beunruhigen. Laß Dir etwas sagen. Wir haben in unserer heiligen christkatholischen Kirche einen Mönchsorden, der es sich zur besondern Aufgabe gemacht hat, an der Küste Nordafrikas gefangene Christenkinder ausfindig zu machen und sie aus der Gefangenschaft loszukaufen."

„Christenkinder" — warf Fatme ein — „Mustapha ist kein Christenkind!"

„Aber mit andern Christenkindern könnte auch Dein Sohn befreit worden sein oder noch befreit werden. Höre weiter! Der ehrwürdige Pater Sebastian hat sich meinem Auftrag zufolge keine Mühe verdrießen lassen, bei jenen frommen Mönchen Nachforschungen nach Mustapha anzustellen und —"

„Und?" fragte Fatme tonlos.

„Pater Sebastian glaubt auf der richtigen Spur zu

sein. Er ist hier. Willst Du aus seinem eigenen Munde hören?“

„Ich bitte Euch darum, gnädige Gräfin,“ stammelte Mustaphas Mutter.

Die Gräfin klingelte und nach wenigen Augenblicken trat der Beichtvater der Herzogin mit leisen Schritten zu den beiden Frauen in das Gemach. Ein gewinnendes Lächeln umspielte die schmalen festgeschlossenen Lippen seines scharfgeschnittenen Angesichts.

Die Gräfin Aosta begrüßte den Beichtvater höflich, fast demütig, dann sagte sie auf Fatme deutend: „Ich bitte Euch, ehrwürdiger Vater, teilet meiner lieben Freundin den Hauptinhalt der Briefe mit, welche Ihr mit den frommen Schulbrüdern gewechselt habt.“

„Noch winkt uns vorerst ein ganz schwacher Schimmer der Hoffnung,“ begann Pater Sebastian, indem er sich an Fatme wandte, „und ferne sei es von mir, in Eurem Herzen trügerische Einbildungen zu erwecken, die uns um so grausamer enttäuschen, je liebevoller wir sie in uns genährt haben. Aber so viel steht fest, daß in den letzten Monaten durch die Bemühungen eines uns befreundeten Ordens ein vierjähriger Knabe, der ursprünglich Mustapha geheißen haben soll, in Tunis aus Räuberhänden losgekauft und nach Rom in ein Kloster gebracht worden ist, woselbst ihm eine sorgfältige Erziehung zu teil werden wird.“

„Dann gehe ich selbst nach Rom,“ rief Fatme, „sobald — sobald Ali, Ibrahims Sohn, von Konstantinopel zurückgekehrt ist.“

„Warum wollt Ihr warten, bis Pierre Roux aus dem Morgenland wiederkommt?“ fragte der Pater mit lauernder Freundlichkeit.

„Ich habe mit Ali noch einiges zu verabreden,“ erwiderte Fatme ausweichend. Sie schämte sich einzugestehen, daß sie ohne Alis zweifelhafte Beihilfe nicht die nötigen Mittel habe, eine Reise nach Rom zu unternehmen und in ihre Heimat zurückzukehren. Eine Unterstützung aber von der frommen Gräfin und von ihrem Beichtvater anzunehmen, dazu war sie zu stolz.

„Ihr müßt so schnell als möglich nach Rom gehen,“ fuhr der Beichtvater fort, „nicht bloß um Eures Kindes, sondern um Eures eigenen Seelenheils willen. Wie Euer Kind aus Räuberhänden losgekauft werden mußte, so gilt es, Eure Seele aus den Fesseln eines falschen Glaubens zu lösen. Eile, deine Seele zu retten! sprachen die Engel zu Lot, als sie ihn aus dem brennenden Sodom führten. Und so rufe ich auch Euch zu: Eile, rette Deine Seele!“

„Ich verstehe Euch nicht!“ entgegnete Fatme trotzig.

„In Rom wird Euch die ganze Herrlichkeit unseres heiligen Glaubens vor Augen treten. Und wenn Ihr dort Euer Kind wieder findet, so verpflichtet Euch schon die Dankbarkeit, Euren Nacken zu beugen und Eurem falschen Glauben zu entsagen.“

„Ich habe soeben der gnädigen Gräfin auseinandergesetzt, daß ich mich durch äußeren Glanz nicht blenden und durch schöne Worte nicht gefangen nehmen lasse. Frei soll mein Kind werden, frei will ich selbst sein.“

„Es handelt sich bei unserem allerheiligsten Glauben durchaus nicht bloß um schöne Worte, sondern um Thaten. Und wenn irgend jemand, so habt Ihr Gelegenheit gehabt, die Frucht der guten Werke kennen zu lernen, die am Baum unseres Glaubens heranreift. Ihr habt das Vorbild aller christlichen Tugenden an dieser edeln Frau, deren Schutz Ihr seit Monaten genießen dürft. Darum ladet Ihr zweifache Verantwortung auf Euch, wenn Ihr Euch noch länger sträubt, die Wahrheit anzunehmen."

„Ich ehre die Frömmigkeit meiner gnädigen Beschützerin," erwiderte Fatme, „und ich bewundere ihren Eifer in guten Werken. Mich rühren ihre Andachtsübungen, ich staune über ihre Selbstverleugnung gegenüber der Eitelkeit dieser Welt, ich rühme die Mildthätigkeit ihrer offenen Hand, denn ich genieße ja selbst tagtäglich ihre Wohlthaten. Aber mein Koran sagt mir dasselbe; er drückt es noch schöner aus als Ihr, frommer Vater. Beten — sagt das heilige Buch unseres Glaubens — führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an den Eingang des Himmels und Almosen öffnet die Thüre. Darnach habe ich bisher gelebt, gebet mir die nötige Freiheit, so will ich auch hier im fremden Lande die Frucht meines Glaubens in meinen Werken zeigen. Aber, fährt der Koran fort, für den Glauben in der Schlacht zu streiten und Feinde töten, das führt zur höchsten Seligkeit. Dieser Vorschrift gemäß hat mein Gatte Abu Kasim sein Leben geopfert. Und ihr rechtgläubigen Christen handelt ebenso,

indem ihr die abtrünnigen Ketzer in Euren Alpenthälern mit Feuer und Schwert verfolgt."

„Ihr seid und bleibt verstockt," entgegnete der Pater, indem er sich unwillig abwandte. „O, wann wird die Finsternis endlich von Euren Augen genommen werden? Wann werdet Ihr des täglichen Umgangs der frömmsten und tugendhaftesten Frau an unserem Hof Euch würdig beweisen!"

Der Gräfin Aosta war die Wendung, welche das Gespräch genommen hatte, peinlich. Die Lobsprüche, die ihr der Beichtvater in Fatmes Gegenwart spendete, trieben ihr das Blut in die Wangen. Sie gab dem Pater Sebastian einen huldvollen Wink, daß sie mit ihrer ungläubigen Freundin allein sein wolle. Leise, wie er gekommen war, schlich der Beichtvater aus dem Gemach. Aber eine herzliche Unterhaltung zwischen den beiden Frauen wollte nicht mehr gedeihen. Fatme arbeitete eifrig, aber schweigend, an ihrer Stickerei weiter, die Schatten der Bäume wurden länger, die Luft wehte kühler durch die herabgelassenen Vorhänge; da machte die Gräfin Aosta ihrer Freundin den Vorschlag, sie wollten noch einen Rundgang durch die Hütten der Armut in der nördlichen Vorstadt machen.

Als die beiden die Straße zur Pobrücke hinabwandelten, kam aus dem Thor eines finstern unheimlichen Hauses eine Schar kleiner Kinder hervor. Sie bewegten sich, ohne eine Spur kindlichen Frohsinns, in steifer regelrechter Ordnung über den freien Platz. Sie wußten wohl, daß sie von zwei Mönchen, welche hinter ihnen drein gingen,

mit scharfem Blick überwacht wurden. Etliche küßten der Gräfin im Vorübergehen furchtsam die Hand.

„Was sind das für Kinder?“ fragte Fatme.

„Es sind die Kinder der waldensischen Ketzer,“ erwiderte die Gräfin, „oder ich sollte eigentlich sagen: Es sind Gottes Kinder, denn sie sind von ihren Eltern getrennt worden und sind jetzt bewahrt vor dem seelenverderblichen Pesthauch der Ketzerei.“

„Und wann dürfen diese armen Kinder zu ihren Eltern zurückkehren?“

„Nie wieder. Du siehst ja, sie sind hier gut aufgehoben. In ihren rauhen Gebirgsthälern haben sie ein wildes, zügelloses Leben geführt. Hier lernen sie Zucht und Sitte. Am Festtag eines Heiligen nehme ich manchmal die Gelegenheit wahr, die gesittetsten unter ihnen mit einer kleinen Gabe zu erfreuen. Dafür haben sie mir unverdienterweise mit einem Handkuß gedankt.“

„Wie? Ihr Christen begnüget euch also nicht damit, die Feinde eures Glaubens in der Schlacht zu töten, ihr müßt auch die Kinder eurer falschgläubigen Sektierer aus den Armen ihrer Eltern reißen?“

„Den Kindern ist es fast ohne Ausnahme wohl in jenem Hause. Und wenn nicht — es gilt ihr Seelenheil; solchem ewigen Gewinn gegenüber kann ein zeitlicher Verlust, ein schmerzliches Opfer gar nicht in Betracht kommen.“

Fatme schwieg betroffen. Als sie an einer offenen Kirchenthür vorbeikamen, wandte sie sich scheu ab, während

sie sich sonst im Innern eines christlichen Gotteshauses harmlos und unbefangen umgesehen hatte. Sie sprach an demselben Abend kein Wort mehr.

Solches geschah zu Turin, als die Rosen blühten. Einige Tage später kehrte Pierre Roux aus dem Morgenland zurück. Er kam gerade nicht mit Schätzen beladen. Aber einen Teil vom Erbe Mustaphas brachte er doch mit. Der Vormund und Verwalter des Erbes hatte sich zwar nicht entschließen können, das Erbe, den Bestimmungen des Vermächtnisses entgegen, in Bausch und Bogen herauszugeben. Dazu war ihm Ali, Ibrahims Sohn, viel zu unzuverlässig. Auch hielt er es für das wahrscheinlichste, daß das verlorene Kind demnächst wieder zum Vorschein komme. Da er aber wohl einsah, daß Ali und Fatme ohne bedeutende Geldmittel für die Auffindung und Auslösung des Knaben nichts thun könnten, so gab er von dem Barvermögen des Knaben eine ansehnliche Summe heraus, welche Ali durchaus gewissenhaft und uneigennützig der unglücklichen Mutter einhändigte.

Einen Tag nach seiner Rückkehr hatte Pierre Roux eine geheime Unterredung mit Pater Sebastian. Die beiden kannten einander von früher her; denn der Orden, welchem der Beichtvater angehörte, war derselbe, in dessen Anstalt Pierre Roux seine Erziehung genossen hatte. Daß Pierre Roux der mönchischen Anstalt den Rücken gekehrt hatte, daß er vorübergehend ein Muhammedaner geworden war, das trug der kluge und menschenfreundliche Beichtvater dem Abenteurer durchaus nicht nach; man wußte ja nicht,

wo und wann und wozu man den äußerst anstelligen und gewandten Mann noch benützen könnte.

Pater Sebastian kannte seinen Freund Pierre Roux sehr genau, hatte er doch seinerzeit an dem abtrünnigen Waldenserjüngling seine Sporen verdient, indem er sich in sein Vertrauen eingeschlichen und ihm seine geheimsten Geheimnisse abgelockt hatte, um dieselben sofort den „Oberen“ zu hinterbringen. Hinwiederum wußte Pierre Roux sehr wohl, wessen er sich zu seinem „Freund“ zu versehen hatte.

So saßen die beiden scheinbar harmlos und unbefangen, in Wahrheit aber gegenseitig sich belauernd einander gegenüber.

„Es ist mir in der That gelungen,“ begann der Pater mit feinem Lächeln, „eine Spur von dem Türkenknaben zu entdecken.“

„Mir ebenfalls!“ versetzte Pierre mit Gleichmut.

„Leider ist der Knabe inzwischen gestorben,“ fuhr der Beichtvater fort, „doch habe ich dieses der schönen Türkin bis jetzt — bis auf gelegene Zeit klüglich verschwiegen.“

„Nein, er lebt leider noch,“ entgegnete Pierre gelassen.

„Er lebt noch? Wie so? Nicht möglich!“

„Doch! Warum wäre es denn Dir leid, wenn der Knabe gestorben wäre?“

„Weil ich, wenn der Knabe noch lebte, weit mehr Hoffnung hätte, den dringenden Wunsch der frommen Gräfin zur Wirklichkeit zu machen und die schöne Türkin zum christlichen Glauben zu bekehren. Aber Fatme ist über die Maßen starrköpfig. Selbst wenn wir sie nach Rom

ziehen lassen, wenn wir sie an das Grab ihres Kindes führen, wenn wir ihr nachweisen, daß ihr Sohn vor seinem Ende noch getauft worden ist — ich bezweifle, ob sich dadurch ihr harter Sinn erweichen läßt, ob sie sich nicht noch viel mehr verstockt, ob sie durch diesen letzten Schlag in die Arme des christkatholischen Glaubens getrieben, ob ihre Seele wirklich für uns gewonnen wird. Darum weiß es selbst die Gräfin Aosta noch nicht, daß Mustapha tot ist."

„Ich sagte Dir ja soeben, Sebastian, daß Mustapha keineswegs tot ist, sondern noch lebt. Und in Rom hat meine Schwägerin nichts zu suchen, gar nichts — wenigstens ihr Kind nicht."

„Aber, Pietro, so erkläre mir endlich einmal, wie kommst Du zu der wahnwitzigen Behauptung, daß Mustapha noch lebe?"

„Sage Du mir zuvor, Sebastian, wie kommst Du auf den verrückten Gedanken, Mustapha sei gestorben?"

„Ich habe ja seinen Todesschein in der Hand, wenigstens einen Brief, der so viel gilt wie sein Todesschein." Er drückte auf den Knopf seines Schreibtisches, ein geheimes Schubfach sprang auf, er holte ein gewichtiges Schreiben hervor — „Hier! — Die Schulbrüder in Rom schreiben mir, daß vor wenigen Monaten an der Küste Nordafrikas unter einem Häuflein von Christenkindern auch ein Türkenknabe, Mustapha genannt, losgekauft und nach Rom gebracht worden, daß er aber, von den in der Gefangenschaft erlittenen Strapazen erschöpft, in Rom erkrankt, daß er, in den letzten Zügen liegend, noch getauft und selig ge-

storben sei. — Das ist die Waffe, mit der ich, wann und wofern ich es rätlich finde, die schöne Türkin ins Herz treffen kann. Was meinst Du, Pietro, wird sie sich nicht beugen, wenn ich ihr diesen Streich versetze?"

„Gieb mir einmal diesen Brief, Sebastian!" erwiderte Pierre Roux. Er überflog das Schreiben, betrachtete es ein paarmal von außen und innen und brach in ein leises höhnisches Gelächter aus.

„Warum lachst Du?" fragte der Pater.

„Nun, Sebastian, wir beide brauchen uns ja nicht vor einander zu verstellen. Dieser Brief ist selbstverständlich —"

„Nun selbstverständlich — dieser Brief —"

„Dieser Brief ist selbstverständlich auf Deinen Wunsch in Rom geschrieben worden."

Der Pater saß verblüfft. „Natürlich auf meinen Wunsch. Ich habe ja in Rom bei den Schulbrüdern angefragt. Aber was willst Du damit sagen; ich verstehe Dich nicht."

„Nun, so will ich deutlicher reden," entgegnete Pierre Roux mit nachdrücklicher Betonung. „Dieser Brief, von dem Du so gut weißt wie ich, daß er kein wahres Wort enthält — Du hast es veranlaßt, daß dieser Brief in Rom oder sonstwo von den Schulbrüdern oder was weiß ich, von wem — geschrieben oder, sagen wir's ganz deutlich, gefälscht worden ist. Hast Du mich nun verstanden?"

Der Pater sprang zornig auf und ballte die Faust

gegen seinen Freund. „Schurke," rief er aus, „meinst Du, weil Du Deinen Herrn und Heiland verraten und verleugnet hast, weil Du ein Lügner und Betrüger bist, so müssen alle — auch ich und die frommen Schulbrüder, auf krummen Wegen gehen! — Thor! Wenn ich den Brief hätte schreiben lassen, so hätte ich dafür gesorgt, daß von dem Tode des Knaben nichts in diesem Brief stünde; denn es wäre in der That nützlicher, wenn der Knabe noch lebte."

Pierre Roux überlas, ohne sich durch die Erregung des Paters im mindesten anfechten zu lassen, das Schreiben noch einmal sehr genau. „Nun gut," sagte er endlich, „ich will Dir glauben — ich will Dir glauben, daß Du, anstatt wie gewöhnlich selbst zu täuschen, ausnahmsweise einmal getäuscht worden bist. Die Leute in Rom, bei denen Du nach dem Türkenknaben fragtest, haben Deinen Wunsch erraten — das war eben keine große Kunst — nur haben sie ihn, wie mir scheint, nicht ganz erraten."

Wiederum ballte der Pater die Faust, doch gab er sich Mühe, gelassen zu erscheinen; er blieb sitzen. „Nein," sagte er, „der Brief ist ohne Falsch geschrieben. Und ich bitte mir aus, daß Du die frommen Schulbrüder nicht mit dem Gift Deiner Verleumdung besudelst. Der Brief ist echt, so echt wie eine Bulle des Papstes."

„Nun, ich will auch das zugeben! Dann hat eben der Zufall ein sonderbares Spiel gespielt. „Mustapha ille mortuus est" — Jener Mustapha ist gestorben, ja, das steht hier freilich schwarz auf weiß. Aber hic Mu-

stapha, dieser Mustapha, um den es sich für uns beide handelt, ist keineswegs in Rom gestorben."

„Warum denn nicht? Du behauptest ja selbst, daß der Knabe von einem Sklavenhändler nach Tunis geschleppt worden ist."

„Warum nicht? Nun, weil, um es kurz zu sagen, meine ganze Erzählung von dem Sklavenhändler ein von mir erdichtetes Märchen ist. Es galt für mich nur, meine Schwägerin nach Genua zu locken."

„Ah! Aber warum hast Du die schöne Türkin ins Abendland gelockt? Zu welchem Zweck?"

„Das sind meine Sachen! Hierüber kein Wort weiter, Sebastian."

„Warum hast Du mir aber nicht schon früher gesagt, daß Du gelogen hattest?"

„Nun, ein paar Geheimnisse mußte ich doch auch vor Pater Sebastian haben, dem sonst alles kund und offenbar ist."

„Und Du weißt sicher, daß der Knabe noch lebt, Du weißt, wo er lebt?"

„Gewiß! Daß der Knabe nicht von einem Sklavenhändler, sondern von einem deutschen Edelmann, einem Herrn von Breitenfels den Kroaten abgekauft, daß er nicht nach Nordafrika gebracht worden ist, das wußte ich schon vorher. Nun erfuhr ich in Wien und Belgrad das Genauere. Der Knabe ist bei einem Lehrer des Herrn von Breitenfels wohl aufgehoben in einem Kloster, genannt Maulbronn."

„In einem Kloster!" atmete der Pater erleichtert auf. „Gott und seine Heiligen seien gepriesen! Er ist natürlich schon bekehrt und getauft in Maul — Maul — Wie heißt das Kloster?"

„Maulbronn."

„Ein barbarisch klingender Name."

„Du kannst auch „Mulifontana" sagen, wenn es Dir lieblicher klingt."

„Gut gut, Mulifontana. Welchem Orden gehört das Kloster an?"

„Ja, lieber Freund Sebastian, das ist eben die Sache. Maulbronn war früher eine Cisterzienserabtei."

„Cisterzienser. Nun ja, wie Gott will. Und diese frommen Cisterzienser —"

„Sind jetzt aus Maulbronn vertrieben, das Kloster ist dermalen, ist längst in den Händen der Ketzer."

„Der Ketzer, der Waldenser?"

„Doch nicht, die Ketzer in Maulbronn sind Lutheraner."

„Lutheraner; noch schlimmer als Waldenser! Mustapha in den Händen eines Lutheraners."

„In den Händen eines Lutheraners und seiner Familie; denn jener frühere Lehrer des Herrn von Breitenfels, welcher im Kloster Maulbronn wohnt, ist verheiratet, hat Weib und Kind."

„Hat Weib und Kind?" seufzte der Pater. „Gut, gut, wir werden den Knaben den Krallen der Ketzer entwinden! Sprich! Hast Du das alles schon der schönen Türkin verraten?"

„Daß ich ein Narr wäre! Ich will auch meine Waffe haben, die ich zur rechten Zeit gebrauchen werde.“

„Wohl, wohl. Nun höre meinen Plan. Du sagst der Mutter Mustaphas vorläufig gar nichts als dies, Du habest eine unbestimmte Spur entdeckt, ihr Kind sei in einem deutschen Kloster — die Ketzer erwähnst Du gar nicht — geborgen. Du gehst mit ihr nach Deutschland, giebst Dich den Ketzern gegenüber als rechtgläubigen Türken, als Oheim Mustaphas aus und forderst in Deinem Namen und zugleich im Namen seiner Mutter das Kind heraus. Sie können und sie werden es Dir nicht weigern. Alsdann bringst Du die Mutter und das Kind hieher zurück. Für das Weitere werden wir sorgen. — Unterwegs hast Du Gelegenheit, uns einen wichtigen Dienst zu leisten. Die Waldenser, welche wir um ihrer hartnäckigen Ketzerei willen in die Schweiz verbannt haben, gehen, wie ich sicher erkundet habe, mit dem tollkühnen Gedanken um, die Rückkehr ins Herzogtum Savoyen, in ihre Alpenthäler mit gewaffneter Hand zu erzwingen. Sie werden im Herbst über den Genfer See setzen, um das Land, das von ihnen glücklicherweise gesäubert ist, zurückzuerobern. Du könntest uns am Südufer des Genfer Sees die wichtigsten Dienste leisten, wenn Du alle Rechtgläubigen, welche die Mittel dazu haben, auffordern wolltest, den Waldensern die Rückkehr auf alle Weise zu erschweren. Man soll in den Dörfern Sturm läuten, man soll ihnen weder Speise noch Trank liefern, man soll sie auf falschen Wegen irre leiten, kurz man soll alles

thun, um das Land von dieser Landplage frei zu halten. Willst Du Deiner Kirche, die Du durch Deinen Abfall vom Glauben so tief betrübt hast, diesen Dienst leisten, willst Du als ein reumütiger verlorener Sohn die Sünden Deines früheren Lebens durch ein gutes Werk büßen?"

„Ich bin bereit," erwiderte Pierre Roux leichthin, „wiewohl es mir, aufrichtig gestanden, angenehmer wäre, für die Waldenser außer Schußweite zu bleiben."

Während er dieses sprach, hatte er den Brief der Schulbrüder aus Rom sinnend in der Hand gewogen und ihn dann, wie in Gedanken verloren, in seine Tasche gleiten lassen. Er meinte, dies sei von dem Beichtvater nicht bemerkt worden. Allein dem scharfen Auge des Paters war keine einzige Bewegung des Gegenübersitzenden entgangen.

„Warum steckst Du den Brief zu Dir?" fragte Pater Sebastian. „Wenn Du gewiß weißt, daß Mustapha noch am Leben ist, daß hier eine Verwechslung vorliegt, so ist ja das Schreiben völlig wertlos."

„Der Brief?" erwiderte Pierre Roux anfangs etwas betreten, dann rasch seine Fassung wieder gewinnend, „nun eben weil der Brief für Dich durchaus keinen Wert mehr hat, Bruder Sebastian, so magst Du ihn füglich mir überlassen. Denn mir kann er unter Umständen nützen. Es könnten Fälle eintreten, daß ich in die Lage käme, meiner Schwägerin beweisen zu müssen, ihr Kind sei doch tot. Es könnten Fälle eintreten, daß wir unsere Reise nicht vollenden, sondern ohne den Knaben nach Turin zurückkehren."

„Nun, mache mit dem Brief, was Dir beliebt," versetzte der Pater mit schlauem Lächeln. „Und wenn Du behauptest, der Knabe sei tot, so hast Du ja in der That nicht gelogen. So lange er sich in den Händen der Ketzer befindet, ist er in Wirklichkeit tot, schlimmer als tot, denn er ist geistlich tot. Ich überlasse es Deinem Scharfsinn, ob Du durch eine sehr erfreuliche oder durch eine sehr niederschlagende Mitteilung die Hartnäckigkeit Deiner Schwägerin beugen und sie bewegen willst, den rechten Glauben anzunehmen. Nur beuge ihren Nacken, denn das ist der bestimmte Wunsch der Gräfin Aosta. Wenn die schöne Türkin eine Ungläubige bleiben will, so hat sie meines Erachtens am Turiner Hof nichts mehr zu suchen, so soll sie hingehen, wohin sie will, meinetwegen zu den Lutheranern in Deutschland, meinetwegen zu den Waldensern in die Schweiz."

Er lachte selbst über seinen Einfall, während Pierre Roux sehr ernst geworden war. Dann fuhr der Pater fort: „Aber noch besser ist es, wenn Du die schöne Türkin — und am allerbesten, wenn Du beide, Mutter und Kind in den Schoß der Kirche führst. Darum handle klug und vorsichtig, spare nichts! Du weißt, die Gräfin Aosta pflegt nicht zu kargen, wenn es gilt, eine Seele aus den Banden des Unglaubens und der Ketzerei zu befreien."

---

6. Der glorreiche Rückzug.

Etliche Wochen hernach, nachdem der Beichtvater und Pierre Roux mit allen nötigen Vorbereitungen fertig geworden waren, befand sich Fatme mit ihrem Schwager auf der Reise nach Deutschland. Man hatte ihr nur gesagt, es habe sich eine Spur gefunden, daß ihr Sohn keineswegs in Rom, sondern in einem deutschen Kloster in der Nähe des Rheins geborgen sei. Da war ihr Geist lebendig geworden; mit einer Umsicht und Thatkraft, welche bei der Gräfin Aosta innige Rührung und hohe Bewunderung hervorriefen, rüstete sie sich für die weite, beschwerliche, gefahrvolle Reise.

Wenn des Zugvogels Zeit gekommen ist, über das Gebirge und das Meer in ein fremdes Land zu ziehen, so mag ihn nichts mehr zurückhalten und an seinen Ort bannen. Keine Macht der Erde wäre imstande gewesen, die Mutter, die ihr Kind suchte, aufzuhalten, nachdem ihr wenigstens ein Schimmer der Hoffnung aufgegangen war, daß sie ihren Sohn wieder finden sollte.

Auch wenn sich Pierre Roux nicht angeboten hätte, wiederum ihr Begleiter und Beschützer auf der Reise zu werden: sie hätte für sich allein den Weg unter die Füße genommen, sie wäre entschlossen gewesen, bis ans Ende der Welt zu wandern. Die fromme Gräfin Aosta leistete ihrer Schutzbefohlenen allen nur erdenklichen Vorschub. Sie sorgte ihr für warmes Gewand, welches der Unbill rauher Witterung im Alpengebirge Trotz bieten konnte.

So war die schöne Türkin wie ihr Kind in Maulbronn abendländisch gekleidet. Ihren Dolch aber gab sie ebensowenig her, als Mustapha seine Münze. Die Gräfin gab ihr Empfehlungsbriefe an Äbtissinnen schweizerischer Klöster und an vornehme Damen deutscher Höfe mit. Fatme kümmerte sich nicht darum, daß sie die Sprache der fremden Länder, die sie durchwandern wollte, nicht verstehe. Die Gräfin Aosta bot ihr Reisegeld, soviel sie brauche, soviel sie haben wolle, sie lehnte bescheiden und doch wieder stolz solch Anerbieten ab, denn sie fühlte ihre Dankesschuld gegen die fromme gütige Frau als eine drückende Last auf ihrem Herzen; mitten in allem Kummer war es ihr eine Freude, daß sie nicht mehr so bettelarm sei, um mit fremder Unterstützung die Reise in das ferne Land antreten zu müssen. Unter heißen Thränen riß sich Fatme von ihrer Beschützerin und vom Turiner Hofe los.

Durchs Dorathal ging die Reise tief in die Alpen hinein; denn Pierre Roux hatte von Pater Sebastian die Weisung erhalten, er solle über den Mont Cenis zunächst nach Genf reisen und alle Mittel in Bewegung setzen, den Rückzug, den, wie man wohl wußte, die in die Schweiz vertriebenen ketzerischen Waldenser mit Gewalt erzwingen wollten, zu vereiteln. Fatme kümmerte sich nichts um die Waldenser und um die Sehnsucht der Vertriebenen nach ihren Heimatthälern. Pierre sagte ihr einiges von dem, was er gegen seine früheren Glaubensgenossen im Schilde führe. Er sagte ihr, soviel er sagen mußte, um ihr zu erklären, warum er den Umweg über

Genf machen wollte und den schwierigen Weg über den Mont Cenis anstatt des bequemeren über den großen Sankt Bernhard wählte. Mustaphas Mutter nahm das alles so gleichgültig hin, daß sie es in der nächsten Stunde schon wieder vergessen hatte.

Je weiter übrigens die beiden Reisenden das Dorathal aufwärts kamen, desto bestimmter erfuhr Pierre Roux, daß es zu spät sei, wenn er den vertriebenen Waldensern die Rückkehr in ihre heimatlichen Thäler wehren wolle. Schon vor fünf, sechs Tagen, hieß es, seien die Ketzer auf mehreren Kähnen über den Genfer See gefahren, es sei ihnen gelungen, die Wachsamkeit der savoyischen, sowie der mit diesen verbündeten französischen Grenzwächter zu täuschen und das südliche Ufer des Sees zu erreichen. Sie werden freilich nicht weit kommen. In den Städten, wie in den Dörfern läute man die Sturmglocken, um das Landvolk gegen die frechen Eindringlinge aufzubieten. Von den Soldaten des Herzogs von Savoyen und des Königs von Frankreich werde das kleine Häuflein in kurzer Zeit umzingelt und elendiglich erdrückt sein. Ein andermal hieß es dann freilich in der Herberge, die Waldenser haben fast alle Hindernisse bereits siegreich überwunden, die Grenzwächter seien von ihnen entweder verscheucht oder auf Schleichwegen umgangen worden; der ketzerische Haufe sei, die Weiber, Greise und Kinder nicht gerechnet, bei neunhundert Mann stark und zumeist wohl bewaffnet, sie lassen sich durch nichts zurückschrecken. Ueber verschneite Bergjoche hinweg und durch fürchterliche Abgründe

seien sie schon am Mont Blanc vorüber. Sie bezahlen alles, was sie unterwegs an Speise und Trank brauchen, sei es nun, daß man ihnen die nötigen Lebensmittel gutwillig überlasse, oder daß sie solche mit Gewalt nehmen müssen; denn ihre Kriegskasse sei mit englischem und holländischem Geld wohl gefüllt; sie erhalten überhaupt von den Feinden des Königs von Frankreich alle nur mögliche Unterstützung. An vielen Orten im Gebirge sei auch die rechtgläubige Landbevölkerung keineswegs gegen sie, sondern leiste ihrem tollkühnen Unternehmen Vorschub. Man sehe nicht ein, warum man dem König von Frankreich zu Gefallen die Waldenser hassen und verfolgen und zurücktreiben müsse; denn die Ketzer, ihre Lehre möge nun noch so falsch sein, seien doch gute und brauchbare Unterthanen des Herzogs von Savoyen; sie wollen, ohne irgend jemand Gewalt und Unrecht zu thun, in ihre heimatlichen Thäler zurückkehren, um alsdann im Frieden und im Krieg ihrem Fürsten treulich zu dienen.

Solches erfuhr Pierre Roux im Dorathal über seine vormaligen Glaubensgenossen.

Die beiden Reisenden hatten das Dorathal verlassen und schickten sich an, den Mont Cenis zu überschreiten. Nicht ganz auf halber Höhe des Gebirgspasses stand rechts vom Wege, in völlig einsamer und menschenleerer Gegend eine Herberge. Es war eine elende Bretterhütte mit weit vorspringendem steinbeschwertem Schindeldach und sah von außen noch weniger einladend aus denn von innen. Aber die Nacht brach allmählich ein, die Reisenden waren von

anstrengendem Ritt ermüdet, ihre Maultiere völlig erschöpft, sie mußten frische Kräfte sammeln, wenn sie am andern Tag den Paß überschreiten und den nächsten größeren Wohnort erreichen wollten.

Fatme hielt sich, so lange es die Tageszeit erlaubte, im Freien vor der Herberge auf, sie stand sinnend und träumend auf dem mit einem Geländer eingefriedigten Felsenvorsprung, der einen natürlichen Altan bildete und einen Ausblick auf den bereits zurückgelegten Weg bot. Rechter Hand gähnte ein tiefer Abgrund, unter diesem breitete sich ein mit Steingeröll übersätes Trümmerfeld aus, weiter unten erblickte man saftige grüne Wiesen; von der Höhe der gegenüberliegenden Bergwand rann in langgestrecktem Silberfaden ein Bach zu Thal. Zur linken aber türmten sich die Klippen und Felsbänke des gewaltigen Gebirgsstockes in wirrem regellosem Durcheinander auf, als gälte es die Wolken zu berühren. Einem Menschenkinde mochte der Mut entsinken, diese Höhe zu erklimmen; noch etliche solche Gebirgsjoche, hatte Pierre gesagt, müsse man übersteigen, ehe man nach Deutschland komme. Doch bohrte sich die uralte Heerstraße sowie der Saumpfad, auf dem die Maultiere dahinschritten, in unermüdlichen Schlangenwindungen durch diese dräuende Felsenwüste. Und wenn den Waldensern kein Weg zu steil und zu weit war, ihre Heimat wieder zu erreichen, so wollte auch Mustaphas Mutter keine Anstrengung, keine Mühe, keine Gefahr scheuen, ihr verlorenes Kind wieder zu finden.

Der Abend dunkelte und der Wind wehte eisig kalt aus den tiefeingerissenen Schluchten des Gebirges, obwohl man sich dem Kalender nach noch im heißen Sommermonat August befand.

Fatme zog sich in die Hütte zurück. Dort saß Pierre Roux, der den Maultieren für ein Unterkommen gesorgt hatte, am Tisch, vor ihm ein Glas mit saurem Wein und eine Krume harten schwarzen Brotes. Andere Erquickung war in der menschenleeren Einöde nicht zu haben; Pierre wollte freundlich das wenige, was er aufgetrieben hatte, mit seiner Reisegefährtin teilen. Sie aß ein Stück von dem Brote, den Wein mied sie nach dem Gebot des Propheten und begnügte sich, ihren Durst mit dem frischen Wasser zu löschen, das ihr die Tochter des Wirtes am nächsten Gletscherbach schöpfte.

In der Ecke des getäferten Gemaches saß noch ein Wanderer, ein Mann in mittleren Jahren, und las eifrig beim Schein eines trüben Talglichtes in einem kleinen abgegriffenen Buche. Es war ein echter Sohn der Berge, jede seiner Bewegungen drückte stählerne Kraft und kühne Schlagfertigkeit, sein Mienenspiel verwegene Entschlossenheit aus. Ein Gemsenjäger mochte der Unbekannte sein, denn eine blankgeputzte Flinte hing hinter ihm an einem Pflock; sein breitrandiger Hut verdeckte die Mündung ihres Laufes.

Als Fatme eintrat, sah sie der Gemsenjäger mit durchdringendem Blick zwei-, dreimal an, dann fuhr er eifrig zu lesen fort. Von Zeit zu Zeit aber schaute er über sein Büchlein weg nach Pierre Roux, dem Raub-

tiere gleich, das zum Sprung bereit auf seine Beute lauert.

Für den Begleiter Fatmes war der Gemsenjäger allem Anschein nach eine unheimliche Erscheinung, so sehr er sich bemühte, in der Unterhaltung mit seiner Schwägerin einen harmlosen und unbefangenen Ton anzuschlagen.

Das ging eine Weile so fort, die Wirtsleute waren damit beschäftigt, ihren Gästen für ein passendes Unterkommen zu sorgen, die drei befanden sich allein im Gemach. Da redete Fatme, ohne etwas Arges dabei zu denken, ihren Schwager bei seinem Vornamen an.

Sowie der Jäger den Namen „Pierre“ hörte, schnellte er von seinem Sitz empor, mit einem Ruck hatte er seine Flinte von der Wand gerissen, sein Gewehr in der einen, das Büchlein in der andern Hand, trat er den beiden gegenüber. Mit einem zornsprühenden Blick faßte der Jäger seinen Mann ins Auge. „Pierre“, sagte er kalt und verächtlich, „Pierre Roux ist Dein Name? Nicht wahr, Pierre Roux, der Abtrünnige, der Verräter, der Mörder? Oder täusche ich mich?“

„Du täuschest Dich nicht, Paul Renaudin,“ stammelte der Angeredete — — „Paul Renaudin, ich habe Dich auf den ersten Blick erkannt, wie Du mich. Was hilft es, sich zu verleugnen? Ja, ich bin Dein ehemaliger Freund Pierre Roux, nach dessen Blut Du jetzt dürstest.“

„Und was suchst Du hier in den Thälern, Pierre Roux? — Habe ich Dir nicht vor einem Jahrzehnt gesagt, es sei Dein Tod, wenn Du Dich je einmal wieder

im Lande blicken lassest? Habe ich Dir nicht vor achtzehn Jahren schon Blutrache geschworen? Nur unserem Pfarrer Henri Arnaud hast Du es zu verdanken, daß ich sie nicht an Dir vollstreckt habe. Hätte ich damals mein Wort eingelöst, es wäre besser gewesen für mich und Dich."

Pierre Roux, war schreckensbleich geworden; er hielt sich mit beiden Händen an der Tischplatte und seine Hände zitterten. „Ich habe nichts mit Dir zu schaffen" — stammelte er — „wir sind geschiedene Leute!"

Statt aller Antwort schob ihm der Jäger sein Büchlein über den Tisch. Es war der Psalter in waldensischer Mundart. „Hier lies Dein Urteil, Pierre Roux," sagte er, „lies den Schluß dieses Psalms. Hier!" —

Pierre Roux las halblaut die Worte: „Ein verkehrt Herz muß von mir weichen, den Bösen leide ich nicht. Der seinen Nächsten heimlich verleumdet, den vertilge ich. Ich mag deß nicht, der stolze Gebärden und hohen Mut hat. Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener. Falsche Leute halte ich nicht in meinem Hause, die Lügner gedeihen nicht bei mir. Frühe vertilge ich alle Gottlosen im Lande, daß ich alle Übelthäter ausrotte aus der Stadt des Herrn."

„Die Lügner gedeihen nicht bei mir," wiederholte der Jäger mit furchtbarem Nachdruck. „Mach Dich fertig, Pierre Roux, wir haben von langen Jahren her miteinander abzurechnen!"

„Laß die alten Geschichten ruhen, Paul Renaudin.

Geschehene Sachen sind nicht mehr ungeschehen zu machen. Laß mich im Frieden meines Weges ziehen. Schäme Dich vor dieser Frau, benimm Dich wie ein Mensch, nicht wie ein wildes Tier!"

„Gut, ich will vorerst das Vergangene ruhen lassen," erwiderte der Jäger, seinen Groll mit Gewalt unterdrückend. „Wir wollen von der Gegenwart reden. Also, was suchst Du in dieser Stunde hier am Mont Cenis? Willst Du Deine ehemaligen Brüder und Glaubensgenossen zum zweiten-, zum drittenmal an die Feinde, an den alten Drachen verraten? Aber diesmal keine Lüge, Pierre Roux; sonst schieße ich Dir die Kugel durch den Kopf, hier — auf dieser Stelle — in diesem Augenblick, so wahr ich Paul Renaudin heiße." Er trat einige Schritte zurück und richtete die Mündung seines Flintenlaufs gegen Pierres Stirne.

Fatme schrie laut auf, als sie das rollende Auge und das entsetzliche Beginnen des Jägers schaute. Sie hatte bei weitem nicht alles verstanden, was er sprach, denn er redete eine rauhe, aus Französisch und Italienisch gemischte Mundart, auch polterte seine Rede daher wild und ungefügig wie der Felsblock, wenn er am steilen Abhang über das Steingeröll hüpft. Aber Fatme verlor ihren angeborenen Mut nicht, sie beugte sich über den Tisch und drückte den drohenden Flintenlauf beiseite.

Pierre Roux suchte seine Fassung zu behaupten, seine Wimpern zuckten nicht.

„Sprich," donnerte der Jäger, „willst Du noch ein-

mal Verrat üben am Israel der Alpen? Ihr aber, gnädige Frau," wandte er sich in geläufigem Französisch an Fatme, „tretet beiseite. Es ziemt Euch nicht, daß Ihr Euch in den Streit menget, wenn Männer miteinander hadern."

„Bei meiner Seele Seligkeit," beteuerte Pierre Roux, „es liegt mir im gegenwärtigen Augenblick nichts ferner als der Gedanke, an Dir oder an den Waldensern Verrat üben zu wollen. Ich habe keinen andern Zweck, als diese Frau nach Deutschland zu geleiten, wo wir ihr verlorenes Kind aufsuchen wollen. Das ist die reine Wahrheit, diese Frau wird es Dir bezeugen, sie lügt nicht."

„Es ist die reine Wahrheit," bestätigte Fatme. „Thut Eure Mordwaffe beiseite, Herr Renaudin, und saget vernünftig und in der Ordnung, was Ihr vorzubringen habt, wie es einem Manne ziemt." Sie sprach das mit einer solchen Hoheit und Würde, daß der Jäger seinen Flintenlauf sinken ließ und seine Gegnerin einen Augenblick mit bewunderndem Blicke maß.

„Diese Frau ist also, wie es scheint, nicht Dein Weib?" fragte er.

„Nein! Sie ist eine Witwe," antwortete Pierre.

„Und nach Deutschland willst Du, ein verlorenes Kind zu suchen?"

„Ja!"

„Und wo kommst Du her?"

„Das geht Dich nichts an."

„Ich will es aber wissen."

„Nun, so magst Du es wissen. Wir kommen vom Turiner Hof.“

„Vom Turiner Hof!“ brauste Paul Renaudin auf. „Vom Turiner Hof! Pierre Roux, dieses Wort ist Dein Tod. Du stehst also im Sold des Herzogs von Savoyen?“ Er erhob wiederum seine Flinte und stand schußbereit.

„Nein. Und wenn ich in seinem Sold stünde, Paul Renaudin — was dann? Ihr Waldenser brüstet euch ja damit, daß ihr getreue Unterthanen des Herzogs von Savoyen seid. Nur gegen den arglistigen König von Frankreich behauptet ihr, Krieg zu führen. Und wahrlich, bei meiner Seele Seligkeit, im Dienste Ludwigs des Vierzehnten stehe ich nicht.“

„Wohl Dir, daß Du das gesagt hast! Weißt Du, Pierre Roux, an wen mich diese Frau erinnert, die Du nach Deutschland geleiten willst? An meine Schwester, der Du das Messer in die Brust gestoßen hast. So wie diese edle Frau könnte Marguerite Renaudin vor mir — neben Dir stehen, wenn Du nicht ihr junges Leben hingewürgt hättest.“

„Schweig mir von Marguerite!“ rief Pierre Roux gebieterisch. „Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß es sich noch sehr fragt, ob Du an ihrem Tod schuldig bist oder ich. Das machen wir heute und an diesem Ort nicht aus. Aber einmal, wenn wir miteinander vor Gottes Richterthron erscheinen, so will ich Dir ins Gesicht sagen: Ja, ich stieß das Messer in Marguerites Brust, aber Du hast das Messer gewetzt, Paul Renaudin.“

„Oho!" lachte der Jäger, „wenn Du noch in diesem Wahn befangen bist, so ist es wahrlich besser, wir gleichen unsere alte Rechnung sofort aus. Pierre Roux, nur einer von uns beiden verläßt lebendig diesen Platz. Hast Du eine Waffe bei Dir, daß wir ein paar Kugeln miteinander wechseln können?"

„Eine scharfgeladene Pistole steckt in meinem Sattel. Aber ich ziele nicht nach Dir, Paul Renaudin. Es ist genug, daß Marguerites Blut geflossen ist, ich will nicht zum Mörder an ihrem Bruder werden."

„So komm mit mir hinaus auf den Felsvorsprung. Dort wollen wir ohne Waffe miteinander ringen, Faust gegen Faust, Stirn gegen Stirn, Auge in Auge. Wer von uns den andern über das Geländer in den Abgrund wirft, dessen Hand und Gewissen soll rein sein von der Schuld am Tode Marguerites."

„Du bist wahnsinnig, Paul Renaudin. Ich lechze nicht nach Deinem Blute, wie Du nach dem meinigen. Ich kann Dich nicht hinmorden. Und wenn du mich tötest, so ist zwar an meinem elenden Leben nichts gelegen, aber diese Frau, meine nahe Verwandte, die Du mit Deinem Ungestüm ängstigst, steht alsdann allein und verlassen in menschenleerer Einöde. Wer wird sie auch nur nach Turin zurückbringen? Wer wird sie nach Deutschland geleiten und ihr verlorenes Kind suchen helfen, wenn ich nicht mehr am Leben bin?"

„Aha!" lachte der Jäger höhnisch, „um dieser Frau willen mußt Du Dein elendes Leben erhalten? Du willst

keine Kugel mit mir wechseln, Du willst Dich nicht im Ringkampf mit mir messen. Nun wohl, so lade ich Dich auf heute und morgen vor ein irdisches Gericht, denn Deine Berufung auf den himmlischen Richter ist mir zu weitläufig. Binnen vierundzwanzig Stunden trifft unser Pfarrer und Kriegsoberster Henri Arnaud, dem Du ja ohnehin die Fristung Deines Lebens verdankst, in dieser Herberge ein. Er und sein Kriegsrat wird über Dich entscheiden, ob Du Dein Leben verwirkt hast oder nicht. Spricht Dich der Kriegsrat der Waldenser frei, so magst Du mit dieser Frau von mir aus unangefochten Deines Weges ziehen. Verurteilt Dich der Kriegsrat zum Tode, welchen Du zehnmal für einmal verdient hast, so will ich mich freiwillig erbieten, an Dir das Urteil zu vollstrecken. Also merke wohl, bis morgen abend nach Sonnenuntergang wirst Du hier bleiben als mein Gefangener und diese Herberge in einem Umkreis von zehn Schritten nicht verlassen, sondern Dein Urteil abwarten. Treffe ich Dich innerhalb dieser Zeit an irgend einem andern Orte, so ist Dir meine Kugel gewiß."

„Deine Drohung erschreckt mich nicht," erwiderte Pierre, „und Du hast mir nichts zu befehlen, gar nichts. Es fällt mir nicht ein, Deiner wahnwitzigen Laune zu lieb hier einen Tag müßig zu liegen. Wir eilen weiter zu kommen."

„Ich habe Dir allerdings nichts zu befehlen, aber es bleibt bei dem, was ich gesagt habe," erwiderte Renaudin, indem er den Lederriemen seiner Flinte über seine

Schulter streifte. „Verzeiht, gnädige Frau," wandte er sich noch an Fatme, „wenn ich Euch beunruhigt habe, ich habe nicht anders gekonnt." Dann verließ er mit starken dröhnenden Schritten das Gemach und das Haus, um auf dem Saumpfad thalabwärts zu schreiten.

Wenige Augenblicke hernach trat der Wirt, welcher den in seiner Stube ausgebrochenen Streit wohl gehört hatte, aber ihm nach seiner Gewohnheit klüglich ferne geblieben war, in das Gemach. Er blickte dem durch die mondhelle Nacht davoneilenden Jäger durch das kleine enge Fenster nach und sagte: „Das ist der verwegenste aller Ketzer, der hier im Gebirge zwischen Mont Blanc und Mont Cenis jeden Schleichweg, jeden Schlupfwinkel kennt. Ohne ihn wären die Waldenser gewiß nicht so weit gekommen, als sie gekommen sind."

„Sind denn die Waldenser in der That bis an den Mont Cenis vorgedrungen?" fragte Pierre Roux.

„Nicht nur bis an den Berg," antwortete der Wirt, „sondern sie stehen schon nahe der Paßhöhe und werden sie morgen mittag überschreiten; so sagte mir heute morgen ein Maultiertreiber, der nach Susa zurückging. Der Paß ist freilich durch eine Abteilung herzoglicher Soldaten gesperrt. Aber denen ist's kein rechter Ernst, die Ketzer aufzuhalten und wieder zum Land hinauszutreiben. Ich glaube, daß diese Abteilung bereits auf Schleichwegen umgangen ist, sonst könnte Paul Renaudin, der listige und verschlagene Kundschafter nicht schon hier sein."

„Wohin meint Ihr, daß dieser Kundschafter sich gewendet hat?“ fragte Pierre Roux.

„Er wird ohne Zweifel hinabgehen nach Salabertrand, um die Stärke und Stellung seiner Feinde auszukundschaften. Das wird aber ihm und seiner Sippe wenig nützen, wenn es auch den Ketzern gelingen sollte, den Paß zu überschreiten. Bei Salabertrand werden sie übel ankommen. Denn dort steht nicht bloß eine handvoll herzoglicher Soldaten, sondern eine erdrückende Übermacht kriegstüchtiger Franzosen und bewacht die Brücke. Dort wird man die Waldenser samt uud sonders gefangen nehmen; die Franzosen haben schon die Stricke bereit, um die Haupträdelsführer, vor allem den Pfarrer Arnaud der Reihe nach aufzuknüpfen.“ —

Fatme begab sich zur Ruhe. Die aufregenden Bilder der letzvergangenen Stunde scheuchten den Schlaf von ihren Augen. Pierre Roux aber saß mit dem Wirt bei einem Glase sauren Weins in eifrigem Zwiegespräch zusammen.

„Wäre es nicht möglich,“ fragte er, „den französischen Oberst, der bei Salabertrand die Brücke bewacht, noch heute Nacht zu benachrichtigen, daß die Waldenser schon morgen oder übermorgen anrücken werden, wäre es nicht möglich, ihn zu warnen, er solle sich vor dem Kundschafter Renaudin in acht nehmen; er solle den Rückweg genau bewachen und den Spion aufgreifen lassen? Könntet Ihr nicht selbst nach Salabertrand hinabgehen, es sollte Euer Schade nicht sein.“

Der Wirt zuckte anfangs die Achseln und meinte, er menge sich nicht gern in Streitsachen, die ihn nichts angehen, es sei weit nach Salabertrand und er würde mit dem Gang nicht nur die ganze Nacht hinbringen, sondern auch noch einen Teil des folgenden Tages versäumen.

Aber Pierre Roux gab nicht sogleich nach. Er sagte sich selbst, daß er bis jetzt dem Auftrag des Pater Sebastian, die Rückkehr der Waldenser mit allen Mitteln aufzuhalten, sehr mangelhaft nachgekommen sei. Einen Beweis, daß seine Sendung nicht vergeblich gewesen, wollte er wenigstens in der Hand haben, wenn er nach Turin zurückkehrte. So zog er denn seine Börse und zählte zwanzig Goldstücke in zwei Reihen auf den Tisch. „Hier," sprach er zu dem Wirt, „diese zehn Genueserdukaten sind Euer, wenn Ihr mir einen Brief, den ich sofort aufsetzen werde, heute nacht nach Salabertrand hinabtraget und ihn dem französischen Oberst einhändigt. Die andere Hälfte der Dukaten werde ich Euch ausbezahlen, wenn Ihr mir bis morgen früh eine einfache Bescheinigung des Obersten überbringt, daß er meinen Warnungsbrief erhalten habe."

Das Gold der frommen Gräfin wirkte Wunder bei dem Wirt. Zwanzig Dukaten verdiente er sonst nicht im Handumdrehen. Er kleidete sich sofort an, während Pierre Roux seinen Brief in fliegender Eile schrieb, und machte sich auf den Weg, um den waldensischen Kundschafter womöglich zu überholen. — —

In der Frühe des andern Tages überbrachte der

Wirt seinem Auftraggeber den schriftlichen Dank des Obersten Catinat. Dieser schrieb, er werde die Ketzer in die Pfanne hauen und den waldensischen Spion greifen lassen. — Vergnügt steckte Pierre Roux das Schreiben in seine Tasche. Alsdann mahnte er seine Begleiterin zur schleunigen Fortsetzung der Reise, und Fatme, obwohl von der schlummerlosen Nacht her noch ermüdet, drängte selbst mit fieberhafter Ungeduld zur Eile.

Auf steilem Gebirgspfad ritten die beiden mehrere Stunden hinter einander her. Sie wechselten wenige Worte; jedes war in seine eigenen Gedanken verloren.

Endlich hatten sie die Höhe des Gebirgspasses erreicht; eine gewaltige Hochfläche, rings am Horizont von schneeschimmernden Gipfeln überragt, breitete sich vor ihren Augen aus. Die nächste menschliche Wohnung, das in uralter Zeit von einem deutschen Kaiser gegründete Benediktinerhospiz, um das sich nach und nach ein befestigtes Dorf angesiedelt hatte, war noch eine halbe Stunde weit entfernt. Die Reisenden mußten sich selbst und ihren ermüdeten Maultieren Ruhe gönnen; sie setzten sich zwischen weit ausgebreiteten Wachholdersträuchen in den Schatten einer Felsbank, die ihnen auch gegen den scharfwehenden Wind Schutz gewährte. Die Maultiere suchten sich das spärliche Gras zusammen, wenn sie solches nicht fanden, begnügten sie sich auch mit den zarten Spätsommertrieben des Wachholders.

„Ali," begann Fatme, „sage mir, was hatte der ungestüme Mann gestern in der Herberge gegen Dich vor=

zubringen? In wie weit waren seine Vorwürfe begründet? Was redete er von seiner Schwester, welcher Du das Messer in die Brust gestoßen haben sollst? Ich weiß, daß es in Deinem vergangenen Leben Dinge giebt, an die Du nicht gerne denkst; aber daß das Blut eines schuldlosen Mädchens an Deinen Händen kleben soll — ich kann, ich will es nicht glauben."

Er blickte finster zu Boden und schwieg geraume Zeit. „Rede, Ali," mahnte Fatme, „verteidige Dich. Du weißt, ich habe Dich einmal mit glühendem Haß verfolgt, und ich kann auch heute noch nicht sagen, daß Du mir ein lieber Verwandter bist. Aber undankbar wirst Du mich nicht finden für all das, was Du an mir gethan hast. Und Du hast viel gethan. Wenn ich mein Kind wieder finde, ich werde es Dir nie vergessen, daß Du mir Führer und Leiter gewesen bist über Meere und Länder und durch diese schauerliche Gebirgseinöde. Ich könnte vieles hinter mich werfen, was nun einmal geschehen und nicht zu ändern ist. Aber den Gedanken ertrage ich nicht, daß ich in der Gesellschaft eines Mannes reisen soll, dem ein anderer Mann ins Gesicht sagen darf: du hast unschuldig Blut vergossen. Rede, Ali! Sage mir: der Mann, der gestern abend mit mir zankte, war nicht bei Sinnen. Und ich will Dir glauben; ich will die Gedanken, die mich in der vergangenen Nacht gequält haben, abschütteln wie einen bösen Traum."

„Doch, doch," erwiderte er, indem er mit seiner Fußspitze durch das Steingeröll streifte, „im großen Ganzen

hat Paul Renaudin die Wahrheit gesagt. Ich bin an seiner Schwester Marguerite zum Mörder — zum Totschläger geworden. Ja, wer mir übel will, kann so sagen. Daß Paul Renaudin und daß gewisse andere Leute auch ihren Teil Schuld daran haben, davon hat er gestern abend freilich nichts gesagt, auch nichts hören wollen. Aber Du sollst mich hören, Fatme. Du sollst endgültig über mich urteilen, Du sollst mich verdammen, was bis jetzt noch kein Richter gedurft hat, dann will ich mir, wenn wir Dein Kind gefunden haben, eine Kugel vor die Stirne schießen und meinem unseligen Dasein ein Ende machen. Oder — Du sollst über mich urteilen, Du sollst mich freisprechen, was bis jetzt kein Priester vermocht hat, dann will ich ein neues Leben anfangen."

Sie hatte ihr Antlitz mit ihrem Kopftuche verhüllt und rief: „Nein schweige! Wenn Du wirklich ein Mörder, ein Totschläger bist, so decke einen Schleier über das Vergangene. Schweige! Jedes Deiner Worte nimmt mir den Atem! Ich muß den Gedanken bannen, ich muß ihn wegschleudern wie einen giftigen Wurm, ich darf es nicht glauben, daß mir eine blutbefleckte Hand den Weg zu meinem Kinde zeigt — bis wir mein Kind gefunden haben. Dann magst Du hingehen, wohin Dich Dein Gewissen treibt. Ich verurteile Dich nicht, ich verdamme Dich nicht; Gott wird über Dich richten. Gott der Allbarmherzige, der Allwissende!"

Er stöhnte laut auf, dann ward es ein paar Minuten lang Todesstille, Grabesstille. Ein paar Minuten; sie

kamen Fatme wie eine Ewigkeit vor. In fieberhafter Hast jagten die Gedanken durch Fatmes Sinn. Sie konnte den Mann nicht anschauen. Er hatte ihre Schwester zu Tod gequält; das hatte sie ihm in früheren Jahren zwei-, dreimal ins Gesicht gesagt. Einem solchen Mann war es wohl zuzutrauen, daß er der Schwester Paul Renaudins das Messer in die Brust gestoßen hatte. Wog diese eine Unthat schwerer auf der Wage des himmlischen Richters als die Kette von Niederträchtigkeiten, welche er gegen ihre leibliche Schwester verübt hatte? Und doch — das Blut Suleikas klebte nicht an seinen Händen. — Aber das Blut jener Marguerite! Und einem solchen Mann hatte sie sich anvertraut; in seinem Schutz wollte sie die weite Reise fortsetzen und vollenden — nur um ihr Kind zu finden. Aber, wer konnte ihr den Weg zu ihrem Kinde zeigen, als dieser Mann, den sie sich nicht mehr anzusehen getraute? Um ihres Kindes willen wollte sie auch dieses Opfer bringen.

Er warf sich vor ihr auf die Kniee und suchte einen ihrer Blicke zu erhaschen; aber sie wandte sich ab. „Du sollst mich hören," stöhnte er, „Du mußt mich hören, Fatme. Ach, Du hättest mir das Lügen diesmal so leicht gemacht, und es wäre wahrhaftig die erste Lüge nicht, die über meine Lippen ginge, wenn ich sagen würde: Paul Renaudin hat mich ungerecht beschuldigt, ich bin unschuldig am Tode seiner Schwester. Aber ich kann nicht lügen, heute, in dieser Stunde, hier in der reinen Luft der Berge, hier unter dem Himmel meiner Heimat. O! Es ist mir

eine grausame Wollust, einmal einer Menschenseele die Wahrheit zu sagen, die ganze volle Wahrheit, einmal zu beichten, anders als man im Beichtstuhl seine Gewissensqualen ins Ohr des Priesters bekennt. Du mußt mich hören, Fatme, Du hast den Stein ins Rollen gebracht, da ist kein Aufhören mehr."

Sie hatte sich inzwischen gefaßt und nun erhaschte er doch einen Blick von ihr; es lag etwas wie Mitleid in diesem Blicke. „Rede!" sagte sie, nicht mehr fordernd, wie zuvor, sondern mit dumpfer Ergebung.

„Wir waren die zwei begabtesten Jünglinge in meinem heimatlichen Alpendorf," fuhr er halb an Fatme sich wendend, halb wie im Selbstgespräch fort, „Paul Renaudin und ich. Oft sagte der Pfarrer Henri Arnaud, der unsere abgelegene Gemeinde neben der seinigen besorgte, wir beide müssen Theologie studieren, und o, wie freuten sich meine Eltern darauf, ihren Sohn, den Stolz ihres Lebens, im Predigtstuhl zu sehen, aus seinem Munde das göttliche Wort, die Wahrheit der Schrift, die reine Lehre der Väter zu hören; Paul Renaudin und ich, wir liebten uns wie Brüder, obwohl unsere Gemütsanlage sehr verschieden war: ich leichtlebig, heiter, allen Eindrücken aufgeschlossen, er schon als Jüngling reif wie ein Mann, ja die Welt und sich selbst verleugnend wie die Märtyrer des Waldenservolks, wie ein Büßer der Vorzeit. Und Marguerite, Pauls Schwester, ich liebte sie mehr denn eine Schwester, ich liebte sie mit der ungestümen Glut eines jungen Herzens. Und sie liebte mich auch, heimlich, still, verschwiegen,

aber sie liebte mich. Ich wußte, daß es ihr schönster Traum war, einmal die Frau eines Pfarrers zu werden. Um ihretwillen, nicht um meiner Eltern, nicht um der Waldenser willen, am allerwenigsten um Gottes willen wollte ich ein Lehrer des göttlichen Wortes werden. Wenn ich hinter meinen Büchern saß, wenn das Auge meiner Mutter sinnend auf mir ruhte, wenn mein alter Vater mich fragte, ob es mir ernst sei mit dem, was ich lerne, und mit dem, was ich einmal predigen wolle, ob ich wie die Alten Gut und Blut um meinen Glauben geben könne, dann — ja dann hatte ich nicht den Mut, nein zu sagen, obwohl ich lieber ein Arzt geworden wäre als ein Pfarrer. Ich war kein Heuchler; wenn einmal Marguerite mein Weib sei, dachte ich, werde es immer noch Zeit sein, so fromm, so ernst, so tugendhaft zu werden wie Paul Renaudin. — —

Man brachte uns beide in eine Stadt, wo wir unsere Ausbildung für unsern Beruf erhalten sollten, wir waren beide im gleichen Hause, bei frommen Leuten, heimlichen Anhängern unseres Glaubens, untergebracht. Paul Renaudin wurde — nun was wurde er? — ich kann nicht sagen ein Frömmler — dazu war er zu offen, zu gerade — er wurde ein Gesetzeseiferer. Namentlich kam er nicht mehr von dem Gedanken weg, daß ein waldensischer Pfarrer gleich den Priestern des katholischen Glaubens sein Leben lang ehelos bleiben müsse. Nein, nicht wie ein römischer Priester, sondern wie der heilige Apostel Paulus. Gestützt auf einige Stellen der heiligen Schrift wollte er es

mir beweisen, daß es insonderheit in Zeiten der Verfolgung einem Geweihten des Herrn nicht anstehe, an ein Weib auch nur zu denken. Ich ließ ihn reden und verlachte ihn im innersten Herzensgrund. Wenn einmal Marguerite mein Weib ist — ja das war wiederum der Punkt, um den sich alle meine Gedanken drehten. Nein, nicht alle meine Gedanken, aber doch alle meine besseren, edleren Gedanken. Denn ich geriet damals, je mehr ich meinen Freund und Bruder Paul seine eigenen Pfade gehen ließ, immer mehr auf Abwege; ich kam in böse Gesellschaft, unter Leute, denen es eine wahre Herzensfreude war, einen frommen Waldenserjüngling zu einem Weltkind ihresgleichen zu machen. Und es war bei mir keine Kunst, mich zu verführen. Kurz, ich lernte trinken, ich lernte spielen, ich lernte mehr und mehr auf krummen Wegen gehen.

Wir kamen wieder in unser abgelegenes Dorf, Paul Renaudin vollständig bereit, sich zu einem Diener am Worte Gottes weihen zu lassen; ich — mit einem Kartenspiel in der Tasche. Von der Leidenschaft des Spielens konnte ich nimmer lassen. Ich sagte meinen Eltern, wenn ich in die Berge ging, ich suche Pflanzen, heilsame Kräuter. In Wahrheit suchte ich ein paar junge Ziegenhirten zusammen, wir saßen in der menschenleeren Einöde hinter einem Felsen unter einem Baum und spielten bis zum Einbruch der Nacht Karten. Anfangs spielten wir wie Kinder um bunte Steine, dann um Wein, dann um Geld. Bis dahin hatte in unserem Dörflein kein Mensch gewußt, was ein Kartenspiel sei. Einmal, es war ein nebliger

windstiller Herbstabend, es war so windstill, daß wir die Karten, die wir auf die Felsplatte warfen, nicht mit kleinen Kieseln zu beschweren brauchten — da ertappte uns Paul Renaudin beim Spiel. Er war wie vom Donner gerührt und hielt mir mein sündliches Treiben vor. Mein Kartenspiel, — nun ja, es war abgegriffen genug — zerriß er und warf es ins Feuer, das die Ziegenhirten angezündet hatten.

Ich lachte wiederum über ihn im Grund meines Herzens, doch vermochte ich seiner Aufforderung, ich solle allein mit ihm nach Haus gehen, keinen Widerstand entgegenzusetzen. Wir gingen lang nebeneinander her, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich schlug er einen priesterlichen Ton gegen mich an und erbot sich, mein Verbrechen vor der Gemeinde zu verschweigen, wenn ich ihm mein Wort darauf gebe, nie wieder eine Spielkarte zu berühren.

Ich spiele nicht mehr, fuhr ich heraus, sobald einmal Marguerite mein Weib ist. — Nun erst gingen meinem Freund die Augen auf, wie es zwischen mir und seiner Schwester stehe. Er bebte vor Erregung am ganzen Leibe. Daraus wird nichts, sagte er. Und in der That setzte er nun alles dran, seiner Schwester einen tiefen gründlichen Abscheu gegen mich einzuflößen. Zugleich brachte er meinen Frevel vor die Gemeinde-Ältesten. Da ich mich hartnäckig weigerte, irgend welche Buße zu thun, wurde ich mit Schimpf und Schande aus der Gemeinde gestoßen. Meine arme Mutter mußte das glücklicherweise nicht mehr erleben, meinem alten Vater brach der Schlag das Herz."

„Ich hatte mich von allem losgerissen,“ fuhr Pierre fort, „was mir lieb und teuer gewesen war; aber mein Herz blutete, wenn ich an Marguerite dachte. Ich ließ sie um eine Unterredung unter vier Augen bitten, zu meiner Überraschung ging sie gerne darauf ein. Wir trafen uns im Morgengrauen auf einem freien Platz weit draußen vor dem Dorfe, wo die Eichenstämme lagen, auf einem Platz, wo wir als unschuldige Kinder uns harmlos in die Augen geschaut hatten. Ich hatte die ganze Nacht darüber nachgedacht, was ich ihr zum Abschied sagen wolle. Was wollte ich ihr alles sagen? O viel, sehr viel. Im Grund doch nur das e i n e, sie solle mir treu bleiben, dann könne noch alles gut werden. Aber sie trat mir mit der Erklärung entgegen, daß sie mich hasse, daß sie mich als einen Verworfenen verabscheue. Ich merkte sofort, daß diese Worte ihr eingelernt waren, daß ihr Herz anders dachte, als ihr Mund sprach. Zugleich merkte ich, daß wir nicht allein seien. Hinter den Eichenstämmen tauchte Paul Renaudin empor und herrschte mich an: Mach es kurz, und wenn du überhaupt noch etwas zu sagen hast, so sage meiner Schwester, daß du ein verworfener Sünder und ihrer nicht wert bist!

Das werde ich sagen, entgegnete ich, sobald Marguerite mein Weib ist. — Daraus wird nichts, gab er wiederum in seinem kalten Gesetzeston zur Antwort, und damit du dich ja nicht in leeren Träumen wiegst, so erkläre ich dir hiermit, daß meine Schwester in den nächsten Wochen Charles Simondet heiraten wird. — Ist das dein

Ernst, Marguerite? fragte ich bebend. — Sie nickte stumm und traurig. Da war ich meiner nicht mehr mächtig. Mein offenes Messer zuckte in meiner Hand und mit einem Worte: da! stieß ich ihr die spitze Klinge in die Brust. Paul Renaudin fing die Schwester in seinen Armen auf. Aber Zeit mich darüber zu besinnen, was ich gethan, hatte ich nicht; denn im nächsten Augenblick hatte er das Messer aus der Wunde gerissen und führte einen Stoß nach meinem Hals, einen so kräftigen wohlgezielten Stoß, daß er mich neben Marguerite niedergestreckt hätte, wenn ich nicht, ich weiß nicht mehr ob absichtlich oder von ungefähr, mit einer blitzschnellen Wendung ausgewichen wäre.

Totschläger! Mörder! brauste es in meinen Ohren; ich weiß nicht, ob Paul Renaudin, ob Marguerite oder ob mein eigenes Gewissen das entsetzliche Wort rief. Besinnungslos stürzte ich von dannen. Erst nach einer Stunde merkte ich, daß mir das Blut aus dem Ärmel rieselte; Paul Renaudin hatte mich mit meinem Messer in den Oberarm getroffen. Ich wusch meine Wunde am Bach aus und eilte weiter nach Osten.

Das übrige ist Dir bekannt, Fatme. Du weißt, daß ich in die Hände meiner „geistlichen Väter" fiel und von ihnen nach ihrer Weise erzogen wurde. Du weißt, daß ich meinen Glauben, den Glauben der Waldenser verleugnete. Ich hielt es aber nicht lange aus in der Erziehungsanstalt meiner geistlichen Väter. Das Heimweh nach meinen Alpenbergen, noch mehr die quälende Unge-

wißheit, was aus Marguerite geworden, trieb mich zurück in die Heimat.

Ich erfuhr, daß ich Marguerite tötlich getroffen hatte, acht Tage nach meiner Flucht war sie dem Wundfieber erlegen. Paul Renaudin, hieß es, studiere in Basel; zum Priester tauge er nicht mehr, weil er die Hand zum tötlichen Stoß wider mich erhoben habe. Ich weiß nicht, ob mich die Waldenser damals in ihren Thälern geduldet, ob sie mich vielleicht wieder in ihre Gemeinschaft aufgenommen hätten, wenn ich nach ihrem Sinn ein reuiger Sünder gewesen wäre. Ich lebte wie ein Einsiedler im Gebirge, bei Tag trat ich nicht leicht einem Menschen unter die Augen. Bei Nacht sprach ich in einsamen Hütten ein und bat um ein Stück Brot und um einen Schluck Wasser. Dann schlich ich mich nach dem Grabe Marguerites und verweilte dort, bis der Morgen graute. Beten konnte ich nicht auf diesem Grab, ich konnte überhaupt nicht mehr beten; ebensowenig konnte ich Buße thun, wie es die Waldenser verlangten.

Ich weiß nicht, wie lang ich dieses elende Einsiedlerleben fortgesetzt hätte, wenn mir nicht einer hindernd in den Weg getreten wäre. Paul Renaudin kehrte von Basel zurück, am Grabe Marguerites trafen wir uns nächtlicher Weile; er stand mir gegenüber, wie gestern abend, nur noch heftiger, wilder, ungestümer. Er kündigte mir an, daß er an mir die Blutrache vollstrecken werde, wenn ich mich noch einmal in den Thälern der Waldenser blicken lasse. Da gewann die Liebe zu diesem elenden Leben die Ober-

hand in meinem Herzen; ich ging nach Genua. Ich brachte es zu stande, mir einzureden, Marguerite sei nicht an meinem Messerstich, sondern an der ungeschickten Behandlung des Arztes gestorben. Von Genua brachte mich Dein Vater nach Konstantinopel und gab mir Suleika zum Weibe. Du weißt, Fatme, daß Suleika nicht mein Weib geworden wäre, sondern eine andere, wenn nicht diese andere von Anfang an Verachtung und Haß gegen mich zur Schau getragen hätte."

Zum erstenmal unterbrach Fatme ihren Schwager in seiner Erzählung. „Nein," rief sie, „davon weiß ich nichts und davon will ich nichts wissen! Kein Wort mehr darüber, Ali! Du denkst, hoffe ich, noch daran, was ich thun werde, wenn Du je einmal vergessen solltest, daß Du der Begleiter einer Mutter bist, welche ihr Kind sucht."

„Nun gut," erwiderte er gelassen, „kein Wort mehr darüber, ich werde handeln, anstatt zu reden. Ich habe Dir meine Beichte abgelegt, Du hast mich angehört. Nun erwarte ich mein Urteil aus Deinem Munde: Seligkeit oder Verdammnis."

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich nicht über Dich richte. Was Du an Marguerite verbrochen hast, das magst Du mit Dir selbst, das magst Du mit Paul Renaudin ausmachen. Auch darüber stelle ich Dich nicht zur Rede, was Du an meiner Schwester Suleika gesündigt hast. Denn wisse, wir sind von diesem Augenblick an geschiedene Leute. Sage mir noch das Eine,

wo mein Sohn geborgen ist, dann will ich Dich Deines Weges gehen lassen. Du aber lässest mich im Frieden nach Deutschland ziehen, mein Kind zu suchen. Ich werde meinen Sohn ohne Dich finden!"

„Geschiedene Leute?" fragte er. „O meine Fatme, wir sind verbundene Leute, noch mehr, wir sind aneinander gekettet durch die eherne Gewalt des Schicksals. Dein Sohn lebt in Deutschland: ich habe Dich nicht belogen. Ich werde Dich begleiten, bis — nun bis wir uns miteinander verständigt, bis wir Dein Kind gefunden haben. In welchem Kloster Mustapha geborgen ist? — das ist die Kette, an der ich Dich halte. Wenn aber Dein Kind gefunden ist, dann werden wir an die Abrechnung gehen, dann werde ich den Lohn verlangen, der mir gebührt."

„Welchen Lohn verlangst Du, Ali? Begehrst Du mein Gold, ich will Dir alles geben, was ich habe — hier auf der Stelle."

Er schüttelte den Kopf. „Gold habe ich genug. Mein Lohn wird darin bestehen, daß ich eines Tages Mustapha — meinen Sohn und daß ich Dich, Fatme, mein Weib nennen darf." Er streckte verlangend den Arm nach ihr aus.

Da fuhr ihre Hand nach dem Dolch, den sie am Gürtel trug. Sie erhob die Klinge zum tötlichen Stoß. Aber sie hatte sich in ihrer Kraft, in der kaltblütigen Entschlossenheit, welche sie sich zugetraut hatte, verrechnet. Sie konnte den Mann, der ihr früher so viel Böses zuge-

fügt hatte, nicht mit derselben Kaltblütigkeit niederstoßen, wie sie seinerzeit den eisernen Pfeil nach dem bairischen Kurfürsten abgeschnellt hatte. Ihre Hand sank nieder, ein Beben lief über ihre Glieder; die Thränen brachen mit Gewalt aus ihren Augen.

Und nun stand der Mann, den sie haßte, mit verschränkten Armen, ein siegesgewisses Lächeln um den Mund, ihr gegenüber. „Dein blitzender Dolch schreckt mich nicht, und Dein blitzendes Auge noch weniger. Du bist schön in Deinem Zorn, Fatme, doppelt schön mit Deinem blitzenden Auge. Wärest Du vor Jahren mein Weib geworden anstatt Suleika — Du mußtest es ja wissen, daß ich vom ersten Augenblick an Dich liebte — Du hättest Dir und Deiner Schwester viel Herzeleid ersparen können. Ich habe Jahre lang um Dich gerungen, nun ist endlich die Stunde der Abrechnung gekommen. An Deiner Seite soll mir ein neues Leben erblühen."

„Laß mich!" flehte sie. „Laß uns voneinander gehen, Ali, und dann — soll alles Vergangene vergessen sein. Sage mir noch das Eine, wo ich meinen Sohn finden kann, dann gehe Du zurück nach Genua und laß mich allein den Weg suchen ins deutsche Land. Sei barmherzig, Ali, und sage mir, wo ich mein Kind finden kann, dann will ich Dein Andenken segnen und Dich dem allbarmherzigen Gott befehlen."

„Dich in das unbekannte, fremde Land hinausstoßen — nein Fatme, daß ich ein Narr wäre! Wenn Du mich nicht liebst, Fatme, so sage mir wenigstens, daß Du mir

vertraust. Und Du wirst sehen, was ich für Dich thun kann. Willst Du Deinen Sohn wieder haben, gut, ich werde ihn in Deine Arme legen, und wenn ich ihn dem Teufel abringen müßte. Willst Du nach Konstantinopel zurückkehren, der Weg soll mir nicht zu weit sein. Willst Du in Deutschland, in Italien, in der Schweiz, willst Du hier in einem abgelegenen Alpenthal an meiner Seite leben, ich werde Dich und Dein Kind schützen und auf den Händen tragen."

„Es kann nicht sein," rief sie, „schon deswegen nicht, weil Du keinen Glauben hast, ich aber bin rechtgläubig."

„Ich frage nichts darnach, an welchen Gott Du glaubst, sondern ich frage Dich, ob Du mich liebst. Fatme ich kann das Vergangene nur dann vergessen, ich kann, was hinter mir liegt, nur dann wie einen bösen Traum abschütteln, wenn Du mein Weib wirst!"

Sie schwieg und starrte zu Boden. Und nun lösten sich seine verschränkten Arme. „Wohlan," rief er leidenschaftlich, „ich habe Monate lang die Rolle Deines unterwürfigen Dieners gespielt. Auch das war eine Lüge, eine große Lüge! Fatme, küsse diese Lüge weg von meinen Lippen, die nach Wahrheit und nach Liebe dürsten. Ich werfe jetzt die letzte Maske ab, ich will Dir zeigen, schönes Weib, daß Du in meiner Gewalt bist, daß ich — —"

In diesem Augenblick knallte ein Flintenschluß, furchtbar rollte sein Donner durch die Felsenschluchten des Gebirges. In die Brust getroffen sank Pierre Roux zu Fatmes Füßen nieder; krampfhaft ballte sich seine Rechte

und griff nach seiner Brusttasche. „Maulbronn, Kloster Maulbronn —“ hauchten seine Lippen. Sie hörte es wohl, aber das Wort hatte keinen Sinn, keine Bedeutung für sie. Sie beugte sich entsetzt über den Leblosen, sie suchte mit ihrem Tuch sein stärker und stärker strömendes Blut zu stillen. Aber der letzte Atemzug war ihm entflohen, sein Auge war gebrochen.

Kurze Zeit hernach trat Paul Renaudin, seine Flinte auf dem Rücken, hinter dem Felsen hervor. „Ich werde Euch nicht zu sagen brauchen, gnädige Frau, daß ich diesen Mann niedergeschossen habe. Daß und warum er den Tod verdient hat, wißt Ihr. Und es wird Euch hoffentlich nicht leid sein, daß ich Euch von diesem Teufel in Menschengestalt befreit habe, daß Ihr nicht mehr die gleiche Luft mit ihm zu atmen braucht.“

Sie fand kein Wort, das sie ihm hätte erwidern können. Sie begann mit ihrem Dolch, den sie gegen den Entseelten gezückt hatte, Äste von dem Wachholdergesträuche abzuschneiden und das blasse Antlitz des Erschossenen damit zu bedecken.

„Ich bitte Euch, gnädige Frau, lasset alles liegen, wie es liegt,“ fuhr Paul Renaudin kaltblütig fort; „in wenigen Minuten wird unser Pfarrer und Kriegsoberster Henri Arnaud hier erscheinen. Vor ihm und seinem Kriegsrat werde ich mich verantworten müssen, daß ich hier ein Todesurteil vollstreckt habe. Mit jeder Veränderung, die Ihr hier vornehmet, erschweret Ihr die Untersuchung des Falles. Und es wird wenig Zeit zur Untersuchung blei-

ben, denn wir werden heute noch die Franzosen aus Salabertrand hinauswerfen."

In der That kamen in diesem Augenblick mehrere soldatisch gekleidete Männer auf dem Weg vom Dorfe Mont Cenis heran. In einiger Entfernung hinter ihnen bewegte sich eine stattliche Schar unregelmäßig bewaffneter trotziger Gestalten. Weiter zurück erblickte man Kinder, Greise und Weiber, welche schwere Reisebündel auf Kopf und Schultern, ihre unmündigen Kindlein auf den Armen trugen.

Der Mann, der, den entblößten Degen in der Hand, an der Spitze des ganzen Zuges marschierte, war Henri Arnaud, Pfarrer und Kriegsoberster der Waldenser. Er trug schwarzes geistliches Gewand. Wenn aber der Wind dessen Schöße auseinanderwehte, so wurde der kriegerische Harnisch darunter sichtbar.

„Was thust Du hier, Paul Renaudin?" fragte der Pfarrer verwundert, indem er die Türkin und den toten Mann betrachtete. „Ich meinte, Du seiest bereits in Salabertrand; was hat dies zu bedeuten? Was sollte der Schuß, der vor einigen Minuten gefallen ist?"

„Ich habe hier soeben ein längst gefälltes Todesurteil vollstreckt," erwiderte Paul Renaudin, „und bitte nun, daß der Kriegsrat dieses Urteil bestätigt. Ich habe Pierre Roux, den Verräter unserer heiligen Sache, den Mörder meiner Schwester Marguerite soeben niedergeschossen. Daß er an dieser edeln Frau, die nach seiner eigenen Aussage eine Witwe ist, ihn also nichts anging,

in gewohnter Weise Hinterlist zu üben suchte, soll als nebensächlich nicht weiter in Betracht kommen. In Salabertrand aber, mein Herr Hauptmann, bin ich bereits gewesen. Wir werden daselbst alle heute abend noch harte Arbeit bekommen, harte Arbeit. Und wenn wir dort heute abend nicht in eine verräterische Schlinge fallen, welche uns dieser Pierre Roux gelegt hat, so habe ich mir ein kleines Verdienst zuzuschreiben."

„Hast Du sichere Beweise," fragte Henri Arnaud weiter, „daß Pierre Roux neuerdings an unserer heiligen Sache zum Verräter geworden ist?"

„Gewiß!" entgegnete Renaudin stolz.

„So gieb her!"

„Man lasse den erschossenen Mann untersuchen und ihm seine Papiere abnehmen. Ich habe keine Hand an seinen Leichnam gelegt. Aber man wird ein Schriftstück bei ihm finden, ein Schriftstück des französischen Obersten, der uns bei Salabertrand die Brücke zu sperren gedenkt. Ich weiß das von dem Spion, welchen mir Pierre Roux nach Salabertrand nachgeschickt hat und der, statt mich zu verderben, glücklicherweise in meine Hände gefallen ist."

„Gut, wir werden den Fall genau untersuchen," versetzte Arnaud. Er verließ mit den Leuten seiner Umgebung die gebahnte Straße und trat dem Erschossenen näher. Er hob die Wachholderzweige empor und sah in das gebrochene Auge. Die Hände des Pfarrers falteten sich und seine Lippen bewegten sich in leisem Gebet.

Inzwischen marschierte der ganze Zug der Waldenser

vorüber. Die Männer, etwa neunhundert an der Zahl, schritten schweigend mit todesmutigem Antlitz ihres Weges dahin, hie und da ertönte ein kurzes Kommandowort in ihren wohlgeordneten Reihen. Die Weiber sangen einen Psalm, dessen feierliche Weise von den Felswänden widerhallte.

Nun befahl der Pfarrer und Kriegsoberste Henri Arnaud, der Kriegsrat solle sofort in der nächstgelegenen Sennhütte zusammentreten. Dem Toten, von welchem die älteren Männer des Kriegsrats bestätigten, daß er kein anderer sei denn Pierre Roux, solle man alle Schriftstücke, die er etwa bei sich habe, abnehmen und dieselben dem Kriegsrat vorlegen. Den Toten selbst aber solle man auf sein Maultier laden und ihn samt aller Habe, welche er bei sich führe, den Mönchen im Hospiz des Mont Cenis abliefern, daß sie dem Toten ein ehrliches Begräbnis zu teil werden lassen. „Ihr jedoch, gnädige Frau," wandte sich der Pfarrer an Fatme, „werdet die Güte haben, weil Ihr ja Zeugin dieses Vorfalls gewesen seid, unserem Kriegsrat auf einige Fragen, die Euch vorgelegt werden, kurzen Bescheid zu geben; dann wollen wir Euch im Frieden ziehen lassen."

Alle Befehle des Pfarrers und Kriegsobersten wurden unverzüglich ausgeführt. Fatme, von den Offizieren mit hoher Achtung und Ehrfurcht behandelt, saß in der Sennhütte im Kreise des Kriegsrats. Die Untersuchung nahm einen raschen Verlauf. Es wurde ein kurzes Protokoll aufgenommen. Fatme gab an, was sie über die Vergangenheit ihres Schwagers wußte.

„Das Schreiben des französischen Obersten Catinat," schloß der Hauptmann Janavel die Verhandlung, „liefert den unwidersprechlichen Beweis, daß Pierre Roux noch gestern abend gegen die Waldenser, von denen er ausgegangen ist, zu denen er aber seit vielen Jahren nicht mehr gehört, Verrat gesonnen hat. Er hat damit den Tod verdient. Außerdem wird von niemand widersprochen, daß Pierre Roux am Tode der Jungfrau Marguerite Renaudin schuldig ist, und daß ihm schon vor Jahren angekündigt worden ist, was er zu erwarten habe, wenn er sich je einmal wieder in unsern Thälern blicken lasse. Wenn Paul Renaudin rasch, man mag vielleicht sagen vorschnell gehandelt hat, so ist dies durch den ungewöhnlichen Verlauf der Ereignisse, durch die außerordentliche Lage der Umstände hinlänglich entschuldigt. Alles in allem ist meiner Ansicht nach Paul Renaudin nicht zu tadeln, daß er ein gerechtes Urteil mit gerechter Hand vollstreckt hat. Doch will ich nicht vorgreifen, der Kriegsrat mag seinen Spruch thun."

Der Kriegsrat gab sein Urteil einstimmig dahin ab, daß Pierre Roux den Tod verdient und daß Paul Renaudin recht gehandelt habe. Der Pfarrer Arnaud allein, der Vorsitzende des Kriegsrats, enthielt sich der Abstimmung. „Gnädige Frau," wandte er sich an Fatme, „was gedenket Ihr nunmehr zu thun?"

„Mir bleibt," erwiderte die Türkin, „nichts anderes übrig, als allein den Weg nach Deutschland und dort mein verlorenes Kind zu suchen."

„Gut!“ versetzte Arnaud, „ich werde Euch für sicheres Geleite sorgen, ich werde Euch an meine Freunde in der Schweiz empfehlen. Paul Renaudin, wärest Du bereit, dieser Frau den Weg nach Genf oder noch besser nach Zürich zu zeigen?“

Paul Renaudin besann sich eine Weile und schüttelte den Kopf. „Später, wenn Du mir's befiehlst, aber jetzt nicht. Heute abend müssen wir die Franzosen aus Salabertrand vertreiben, es wird ein heißer Kampf werden, dabei will ich nicht fehlen. Ich werde beweisen, daß ich nicht nur einen Verräter aus dem Hinterhalt erschießen, sondern auch einen Feind Stirne gegen Stirne bestehen kann. Vielleicht entschließt sich die gnädige Frau, mit uns nach Salabertrand zu gehen. Dort steht ihr der Weg offen, sei es nach Deutschland, sei es zurück nach Turin.“

„Nein, ich gehe nach Deutschland,“ sage Fatme stolz und entschlossen.

„So kommt einstweilen mit uns,“ schlug Arnaud vor, „ich werde Euch für eine andere Begleitung auf den einsamen und gefahrvollen Wegen sorgen.“

„Und nun auf nach Salabertrand,“ nahm der Hauptmann Janavel das Wort, „dort steht der Feind, wir werden ihn fassen; wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Die beträchtliche Geldsumme, die bei Pierre Roux vorgefunden worden ist, wird im Hospiz abgeliefert, ebenso sein Mantelsack mit den Pistolen. Hier ist auch noch ein Brief, welcher in der Tasche des Erschossenen gesteckt

ist und welcher uns nichts angeht. Er ist in lateinischer Sprache geschrieben und handelt, soviel ich sehe, vom Tod eines Knaben in Rom. Wir werden den Brief auch ins Hospiz schicken."

„Vom Tod eines Knaben in Rom?" fragte Fatme in atemloser Spannung.

„Ja, es ist das Geschreibsel eines Mönchs," erwiderte der Hauptmann gleichgültig.

„Ich bitte Euch, teilt mir den Inhalt dieses Briefes mit — sogleich!" rief die Türkin mit klopfendem Herzen.

„Hier ist er," entgegnete Janavel, „und da Du, Paul Renaudin, der lateinischen Sprache besser mächtig bist als ich, so magst Du ihn geschwind noch übersetzen."

„Gebt mir das Schriftstück!" forderte der Pfarrer Arnaud, er überflog das Schreiben und dolmetschte es Satz für Satz. Als er an die Stelle kam: „und so ist jener Mustapha, nachdem er noch die heilige Taufe empfangen hatte, gestorben," brach Fatme mit ohnmächtigem Schluchzen zusammen.

Alles, was sich an diesem ereignisvollen Tage noch begab, erlebte die Mutter Mustaphas wie im Traume. Der Pfarrer und Kriegsoberste Arnaud bewies ihr mit seinem ganzen Kriegsrate die lebhafteste Teilnahme; Paul Renaudin war etwas zurückhaltender. Arnaud fragte sie, ob er ihr sicheres Geleit in die Schweiz — nach Turin — nach Rom, ans Grab ihres Kindes — verschaffen solle. Sie schüttelte zu allen diesen Vorschlägen mit thränenlosem Blicke den Kopf und bat endlich, man möge sie einst-

weilen mit den Waldensern in die Alpenthäler ziehen lassen, bis sie einigermaßen zu sich selbst gekommen sei. Wohin sie auch blicken mochte, war sie nach ihrer Meinung verkauft und verraten. Ali hatte sie, wie sie annehmen mußte, mit seinem letzten Atemzug belogen, als er versichert hatte, ihr Sohn lebe noch in einem deutschen Kloster; es war klar, er hatte sie nur in die Wildnis des Gebirges locken wollen, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Der Beichtvater Sebastian, dem sie nie etwas Gutes zugetraut hatte, hatte selbstverständlich im Einverständnis mit dem Erschossenen gehandelt. Auch die fromme Gräfin Aosta hatte wahrscheinlich oder gewiß dem Mann, dessen Andenken sie fluchte, Gewalt über sie gegeben. — Die fromme Gräfin war also auch falsch, und bei allem prunkenden Schein ihrer guten Werke unbarmherzig gegen ein armes hilfloses Weib; hatte doch die Gräfin manchmal bei ihr ein gutes, ja, sie meinte sich zu erinnern, ein fürbittendes Wort für den Abtrünnigen, für den Verräter eingelegt. In Rom aber hatte man ihr Kind — sterben lassen; nein nicht nur sterben lassen, sondern man hatte es noch vor seinem Tod durch die Taufe aus ihren Mutterarmen gerissen. Rom, das finstere unheimliche Rom, das die ketzerischen Waldenser verfolgte, hatte auch an ihr schnöde gehandelt. — Derlei argwöhnische, schwarze Gedanken und Vermutungen wirbelten in wirrem Durcheinander durch Fatmes Sinn.

Nur den Waldensern, diesen Ketzern, die für ihren falschen Glauben Gut und Blut einsetzten, die mit dem

Degen in der Faust ihre angestammte Heimat zurückeroberten, traute sie noch. Von diesen Leuten, dachte sie, werde sie wenigstens nicht treulos verraten, nicht hintergangen und getäuscht, nicht ins Elend hinausgestoßen, nicht ihren Feinden preisgegeben werden.

Als Arnaud ihr mit kurzen, aber sehr beredten Worten zu bedenken gab, welchen Anstrengungen und Entbehrungen, welchen Beschwerden und Mühsalen sie entgegengehe, ja wie sie in stündlicher Todesgefahr schwebe, wenn sie mit dem Israel der Alpen durch die Reihen grimmiger Widersacher ziehe, erklärte sie, das sei ihr gerade recht, sie habe ja in dieser Welt nichts anderes mehr zu suchen als den Tod, die Wiedervereinigung mit ihrem toten Kind.

„Ihr werdet das alles nicht aushalten, gnädige Frau," meinte der Pfarrer, „denn Ihr streitet ja nicht wie wir für Euren Glauben, indem Ihr Euch in den Tod begebet."

Da sprach sie: „Lasset mich dennoch mit Euch ziehen; das Unglück kettet die Menschen fester aneinander, denn der Glaube."

Übrigens ließ ihr Arnaud nur wenige Minuten Zeit, an Ort und Stelle ihren Verzweiflungsgedanken nachzuhängen. Sobald der Kriegsrat zu Ende war, wurde ihr Maultier vorgeführt, sie bestieg es und holte mit den rüstig dahinschreitenden Männern bald den Zug der Weiber und Kinder ein, welche ernst und schweigend oder Psalmen singend ihren Weg gingen. Arnaud brachte die unglückliche Türkin zu seinen Töchtern und zu seiner Frau und

übergab sie in deren Obhut. Dann eilte er, das bloße Schwert in der Hand, an die Spitze der Männer. Einer Wöchnerin, die ihr einen Monat altes Kindlein an die wärmende Brust drückte, konnte in dem Zuge vor Erschöpfung kaum mehr mitkommen, da erbarmte sich Fatme und überließ der Wöchnerin das Maultier; sie schritt zu Fuß neben der Frau des Pfarrers her, das jüngste Töchterlein Arnauds an der Hand führend. Es war ihr, als ob sie von einem rauschenden Bergstrom willenlos mit fortgetragen würde.

In der Nähe der Herberge, wo Fatme zum letztenmal mit Ali gerastet hatte, teilte sie mit den Waldenserweibern das karge Abendbrot. Dann ging es rasch hinab in das Dorathal auf Salabertrand los. Das Dunkel brach ein, man sah von der Höhe herab die Wachtfeuer der Franzosen vor der Brücke lohen. Diese Brücke mußte um jeden Preis genommen werden. Ein viertelstündiges furchtbares Gewehrfeuer empfing die anstürmenden Waldenser, welche sich platt auf den Boden geworfen hatten, so daß alle Salven wirkungslos über sie hingingen. In kühner Glaubenszuversicht, durch eine vorspringende Bergwand gedeckt, harrte der Zug der Weiber und der Kinder auf die Siegesbotschaft. Sie lagen auf den Knieen und riefen zum Herrn der Heerscharen. Aber der Kampf war heiß und lang. Das Geknatter der Waldenserflinten wurde schwächer. Auch Fatme betete zu ihrem Gotte, er möge die Ketzer nicht in die Gewalt ihrer Feinde fallen lassen. Endlich hörten die hinter der Bergwand Versteckten den

jauchzenden Siegesruf, der sich von Mund zu Mund pflanzte: „Die Brücke ist genommen.“ Paul Renaudin, der an diesem Tage Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, überbrachte den Harrenden die sichere und gewisse Siegesbotschaft. Sie drängten sich vorwärts gegen den Dorafluß hin.

Ja, der Sieg war für die Waldenser gewonnen; ein blutiger Sieg. Sechshundert Franzosen, die im Solde ihres ehrgeizigen Königs mit Einwilligung des Herzogs von Savoyen, doch eigentlich nicht ihm zu Dank sich dem glorreichen Rückzug des todesmutigen Häufleins entgegengestellt hatten, bedeckten das Schlachtfeld, die andern waren zerstoben. Der Mond beschien das Dorathal, kein Feind war weit und breit. Aber große Beute an Lebensmitteln war den Siegern in die Hände gefallen, die erbeuteten Pulver- und Waffenvorräte, soweit sie nicht mitgenommen werden konnten, wurden in Brand gesteckt, und der durch die Schluchten der majestätischen Berge rollende furchtbare Donner mischte sich in den Posaunenschall und das Freudengeschrei der Sieger, welche, ihre Hüte in die Luft werfend, den Jubelruf anstimmten: „Dank sei dem ewigen Gott, dem Herrn der Heerscharen, der uns den Sieg gegeben hat über alle unsere Feinde!“

Fatme warf den Brief der römischen Schulbrüder, welchen ihr Arnaud übergeben hatte, in eines der lohenden Wachtfeuer.

Solches geschah am Bartholomäustage des Jahres 1689. Tags darauf stand das kleine Waldenserheer

wiederum auf der Höhe eines Alpenpasses. Von da aus zeigte Arnaud seinen Leuten die im Sonnenglanz schimmernden Spitzen ihrer heimatlichen Berge; denn nur noch durch ein Thal waren sie von der Heimat geschieden. Am Mittwoch darauf erreichten sie ein altes Gotteshaus der Waldenser, dort hielt Henri Arnaud eine Predigt über das Psalmwort: „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, so sage Israel, sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht."

Nun erfolgte vollends in raschem Lauf die Einnahme der Thäler; am nächsten Sonntag gelobten die Waldenser einander mit feierlichem Schwur aufs neue Ergebenheit, Treue und Gehorsam. Die Neueinrichtung der Gemeinden konnte beginnen, diejenigen Mitglieder des Heldenvolkes, welche die Waffen nicht trugen, kamen zu einer verhältnismäßigen Ruhe, während freilich die wehrfähigen Männer unter ihnen noch jahrelange Kämpfe in einem kleinen Krieg gegen die Franzosen durchzukämpfen hatten. Gegen ihren savoyischen Herzog wollten nämlich die Waldenser nicht die Waffen tragen. Sie gaben ihm gleich anfangs die Erklärung ab: „Wir, die Unterthanen des Herzogs, haben seit undenklichen Zeiten dieses Land inne gehabt, alle Steuern und Abgaben pünktlich entrichtet. Unser Gehorsam und unser pflichtmäßiges Betragen, wornach wir stets dem Kaiser gegeben haben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, hat man durch Mord, Gefängnis, Zerstreuung in alle Welt gelohnt. Warum sollte uns

nicht verlangt haben, in unsere Heimat zurückzukehren, warum sollte dies uns nicht erlaubt sein, da doch jeder Vogel sein altes Nest wieder aufsucht? Unsere Absicht ist nicht Blutvergießen, wir wollen, in unser Land zurückgekehrt, mit all den Unsern gute und getreue Unterthanen unseres Fürsten sein."

Mit der Zeit wandelte der Herzog seinen Sinn. Es erschien ihm vorteilhafter und klüger, den gegen Frankreich verbündeten europäischen Mächten beizutreten und seine Waldenser zum Kampf wider die unbequemen Eindringlinge zu benützen. Die gefangenen Waldenser entließ er aus seiner Hauptstadt in ihre Thäler mit den Worten: „Kehret heim zu Euren braven Landsleuten und saget ihnen, daß sie künftig ebenso frei sein werden wie früher. Sie mögen mir treu sein, wie sie es ihrem Glauben gewesen sind, und ihre Geistlichen sollen künftighin selbst in Turin predigen dürfen." —

Fatme lebte im Schoß der Familie Arnauds, in einem weltentlegenen Alpendorfe. Von Zeit zu Zeit ging ein alter aber rüstiger Waldenser als Bote nach Genua. Dem gab sie einen Brief an den Vormund Mustaphas in Konstantinopel mit. Sie meldete in kurzen schlichten Worten den Tod Alis und den Tod ihres Kindes; sie selbst, schrieb sie, wolle im Abendland bleiben und im Abendland sterben, der Vormund möge das Erbe Mustaphas als sein Eigentum ansehen.

Darauf hin kam nach Verfluß einiger Monate von Konstantinopel unerwartete Botschaft. Der Vormund schrieb,

er fürchte Gott und werde das Recht einer Witwe und eines vaterlosen Kindes nicht mit einem Finger antasten. Er habe deswegen den Wert des Erbes nach billiger Schätzung zur Ausbezahlung für Fatme an ein genuesisches Handelshaus angewiesen.

Der große Reichtum, der hierdurch der Mutter Mustaphas zufiel, erquickte das Herz der betrübten Frau nicht. Sie schenkte den größten Teil des angewiesenen Geldes in die völlig erschöpfte Kriegskasse der Waldenser. —

Der Pfarrer und Kriegsoberste Arnaud konnte sich nur zeitweise bei seiner Familie aufhalten. Meist war er da und dort auf dem Kampfplatz bei den Waldensern, die nunmehr im Dienst ihres Herzogs gegen die Franzosen das Schwert führten. Er hatte sogar vom Herzog einen Kommandostab erhalten. Wenn er mit seinem Gefährten Paul Renaudin in sein Alpendorf zurückkam, so fand er die Türkin ernst und in sich gekehrt; doch war ihr Schmerz sanfter, ihre Trauer gottergebener geworden.

Paul Renaudin war überrascht, als ihn Fatme eines Tages bat, jetzt zu erfüllen, was er ihr früher bedingungsweise zugesagt habe: sie nach Rom zu geleiten.

„Was suchet Ihr in Rom, gnädige Frau?“ fragte Renaudin.

„Das Grab meines Kindes,“ erwiderte Fatme, „Gewißheit, wo und wie Mustapha gestorben ist.“

„Gehet nicht nach Rom, gehet nicht in die Höhle des Drachen, welcher die Kirche Christi verfolgt. Ergebet Euch darein, daß Euer Kind gestorben ist, wie ich mich

darein ergebe, daß ich auf Erden keine Schwester mehr habe."

„Ihr mutet mir viel zu, Herr Renaudin. Warum wollt Ihr mich nicht nach Rom geleiten? Habt Ihr Angst vor dem Drachen?"

„Es ziemt mir nicht, eine Wallfahrt nach Rom zu machen, es ziemt mir nicht, abenteuernd durch die Welt zu ziehen. Wir haben jetzt wohl ruhigere Zeiten; aber jeden Tag kann der Kampf aufs neue beginnen gegen jene schreckliche Krone, welche die Republiken, die Königreiche, ja die Religion selbst zerstören will."

„Wir würden so rasch von Rom zurückkehren, daß Ihr noch zeitig genug zum Kampfe kämet, Herr Renaudin."

„Nun, gnädige Frau, wenn Ihr's denn wissen wollt: Ich werde nicht mit Euch nach Rom ziehen, weil — ich Euch liebe."

Fatme schwieg betroffen und Renaudin fuhr erregt fort: „Ich liebe Euch seit dem Tage, da ich mit Euch in der Herberge am Mont Cenis zusammengetroffen bin und den Verräter an Eurer Seite niedergeschossen habe. Gnädige Frau, ich habe es mir selbst inzwischen oft genug gesagt: es ist eine Thorheit, daß du, der du kein Jüngling mehr bist, der du dein Leben täglich in die Schanze schlägst, noch an Liebe denkst wie ein junger Fant. So habe ich mir mit meinem Verstande gesagt. Indessen, Ihr wolltet ja wissen — und nun habt Ihr gehört, wie mein Herz spricht. Ich werde nicht mit Euch nach Rom gehen, bevor der Kampf wider den Drachen und gegen die schreckliche

Krone zu Ende ist, und — bevor Ihr mein Weib geworden seid. — — Nicht wahr, Ihr verlachet mich, gnädige Frau? —"

Sie blickte ihn mit tiefer Wehmut an und sprach: „Ich verlache Euch nicht, Paul Renaudin. Aber —"

„Aber?" fragte er atemlos, da sie stockte.

„Ich bin nicht Eures Glaubens."

„Überlegt's Euch, ob Ihr nicht unsern Glauben annehmen könnt. Ihr habt ja Zeit gehabt, ihn kennen zu lernen. Oder habt Ihr etwas an unserem Glauben auszusetzen?"

„Ja, mancherlei."

„Und was, gnädige Frau?"

„Ich meine, es stehe mir nicht zu, mit Euch über Glaubensfragen zu streiten."

„Ich bitte Euch dennoch, daß Ihr mir Eure Bedenken nicht verschweiget."

„So lasset mich Euch zuerst sagen, daß ich vieles, sehr viel an Eurem Glauben oder vielmehr an euch Waldensern bewundere, seit ich in eurer Mitte lebe. Ihr seid ein Heldenvolk, ihr seid, wie ihr euch selbst mit Vorliebe nennt, das Israel der Alpen. Aber — mehr seid ihr nicht! Kühn, wie das Volk Israel in seiner Heldenzeit seine Feinde niedergerungen hat, so habt auch ihr, ihr Waldenser, mit Gott Thaten gethan; ich habe es mit meinen eigenen Augen angesehen. Der stolze König von Frankreich, vor dem das ganze Abendland zittert — ihr fürchtet ihn nicht, ihr habt — eine Handvoll Leute — den Kampf

wider ihn aufgenommen. Aber — warum nennt ihr euch Christen, da ihr doch das Israel der Alpen seid? Christus hat, soviel ich weiß, seinen Jüngern das seltsame Gebot gegeben, sie sollen ihren Feind lieben. Ihr Waldenser aber scheuet euch keineswegs, Blut zu vergießen, ihr nehmt Rache an euren Feinden."

„Wir nehmen keine Rache an unseren Feinden, wir verfolgen sie nicht, wir hassen sie nicht. Aber wir befinden uns im Stand der Notwehr, und als unsere Feinde uns aufs Äußerste trieben, da haben wir uns allerdings gestellt und zur Flinte gegriffen."

„Wohl — unser Prophet würde euch das nicht untersagen; Jesus von Nazareth verbietet es euch."

„Ihr seid spitzfindig, gnädige Frau. Es ist ja wahr, wir führen dermalen Krieg, und im Kriege kommt manches vor, was sich mit den strenggenommenen Geboten des Christentums ohne Zweifel nicht reimt. Aber Krieg ist nun einmal Krieg."

„Ich bin nicht spitzfindig, Herr Renaudin. Saget mir das eine: ist es wahr, daß Herr Pfarrer Arnaud in den letzten Monaten wiederholt Kriegsgefangene hat erschießen lassen."

„Es ist wahr," entgegnete Paul Renaudin etwas kleinlaut, „aber er hatte eben keine andere Wahl, er mußte das thun. Warum er es thun mußte, kann ich Euch jetzt nicht auseinandersetzen; es wäre zu weitläufig."

„Es ist nicht nötig, daß Ihr Herrn Arnaud mir gegenüber verteidigt. Ich bewundere die Tugenden dieses

Mannes, ich beuge mich vor seiner Heldengröße. Mir steht es nicht zu, über ihn zu richten. Ich weiß, wie viel ich ihm verdanke. Daß weder er noch die Seinigen mir auch nur mit einem Wort angedeutet haben, ich müsse meinen Glauben verleugnen, wenn ich inmitten der Waldenser leben wolle: das rechne ich ihm ganz besonders hoch an. Aber seit ich weiß und seit ich nun vollends durch Euch, Paul Renaudin, gewiß weiß, daß Herr Arnaud Kriegsgefangene hat erschießen lassen, — seitdem habe ich doch ein geheimes Grauen vor dem großen Manne, und es wäre mir auch darum erwünscht, wenn ich nicht mehr allzulang unter dem Dach seines gastlichen Hauses weilen müßte."

„Wohl, gnädige Frau — wenn Ihr ein geheimes Grauen vor Herrn Arnaud habt, so werdet Ihr ein zwiefaches Grauen vor mir haben, vor mir, der ich meinen und Euren Feind an Eurer Seite niederschoß."

Sie schwieg betroffen. „Darüber habe ich mir bis jetzt keine Gedanken gemacht," sagte sie endlich.

„Aber ich habe mir Gedanken darüber gemacht, gnädige Frau. Das Kriegsgericht hat meine That gebilligt und ich bin selbst überzeugt, daß Pierre Roux den Tod verdient hat; allein damit bin ich noch nicht gerechtfertigt. Manchen Feind hat meine Kugel im offenen Kampfe niedergestreckt; mein Gewissen macht mir deshalb keine Vorwürfe. Aber daß ich einen Menschen, ob auch einen verworfenen Menschen, aus dem Hinterhalt niedergeschossen habe — gnädige Frau, in mancher schlaflosen Nacht ist

der blutige Schatten Pierres vor mein Lager getreten und hat mich gefragt: Warum hast du mich hinübergeschickt in das Land, von dannen man nicht zurückkehrt? Warum hast du mich hinübergeschickt, ohne mir noch einmal Frist zur Buße zu lassen. Und wenn ich dann im dämmernden Morgengrauen meine Flinte an der Wand hängen sehe, so scheint sie mir entweiht und untauglich für den offenen ehrlichen Kampf zu sein, dieweil ich mit ihr einen Menschen aus dem Hinterhalt niedergeschossen habe."

„Lasset diese Eure Flinte an der Wand hängen, Paul Renaudin, und geleitet mich nach Rom an das Grab meines Kindes!"

Er sah sie verwundert an, seine Pulse klopften. „Ich verstehe Euch nicht, gnädige Frau," stammelte er. „Und wohin soll ich mit Euch von Rom aus gehen?"

„Nach Belgrad," erwiderte sie ruhig, „oder nach Konstantinopel, oder wohin Ihr wollt, in irgend ein Land, wo noch der Friede und das Glück wohnt. Ich habe mich seinerzeit dem Schutze meines Schwagers anvertraut, welchen ich haßte. Ich gedächte unter Eurer Obhut ungefährdet zu reisen, Paul Renaudin; denn vor Euch habe ich kein geheimes Grauen. Ihr seid in meinen Augen nichts als ein tapferer Mann."

Er trat einen Schritt zurück. „Nein nach Rom gehe ich nicht mit Euch, gnädige Frau, und noch weniger nach Konstantinopel, obwohl — — — Fatme, warum sollen wir es uns länger verhehlen? — Du liebst mich, wie ich Dich liebe. Und ich weiß wohl, bei den Dichtern

sagt der Liebende zu der Geliebten, er wolle ihr folgen bis ans Ende der Welt. Ich sage nicht so zu Dir, denn ich bin ein Waldenser, der Kampf kann jeden Tag aufs neue ausbrechen und man wird in diesem Kampf meinen Arm und meine Flinte brauchen."

„Du bist ein Waldenser, Paul Renaudin, aber ich bin keine Waldenserin."

„Wir sind doch aneinander gebunden, Fatme. Laß mich in dieser Stunde vollends alles heraussagen. Als ich dort auf der Höhe des Mont Cenis den Mann, dessen Name Pierre Roux war, an Deiner Seite niederschoß — da habe ich das Todesurteil an ihm vollstreckt, nicht weil er aufs neue zum Verräter an unserer Sache geworden war, nicht weil er seinerzeit erbarmungslos meine Schwester hingewürgt hat, sondern weil es in meinem Herzen rief, eine edle Frau dürfe keine Minute länger in der Gewalt eines Bösewichts bleiben. Fatme, ich hätte den Hahn an meiner Flinte nicht abgedrückt, wenn nicht der Mann den Arm verlangend nach Dir ausgestreckt hätte. Vielleicht wird dadurch meine sündige That noch sündiger; aber Fatme, Du bist der gleichen Sünde teilhaftig."

„Ich," rief sie aufbrausend, „ich soll in Deine Sünde oder in das, was Du Sünde nennst, verstrickt sein, Paul Renaudin? Keineswegs. Ich bin frei von jeder Schuld."

„Du hast mit tödlichem Grimm Deinen Dolch gegen Pierre Roux gezückt."

„Gewiß! Und *unser* Prophet verbietet mir nicht, meinen Feind zu hassen. Er lehrt mich nicht, was Jesus

von Nazareth lehrt, daß man seinen Feind lieben muß. Ich bereue allenfalls nur, daß ich nicht die Kraft hatte, den tödlichen Dolchstoß auszuführen. Doch wenn ich nicht die Kraft hatte — der Bösewicht ist seinem Schicksal nicht entgangen. Auf Mont Cenis war ihm der Tod vom allwissenden Gott bestimmt; darum mußtest Du den Hahn abdrücken und den Mann ins Herz treffen, Paul Renaudin."

„Sage mir das Eine, Fatme: Hassest Du auch jetzt noch den Mann, den ich an Deiner Seite erschossen habe?"

„Ja, ich hasse ihn ehrlich und gründlich. Ich fluche seinem Namen."

„Pierre Roux hat Dir auch manche Wohlthat erwiesen. Er hat Monate lang gegen Dich gehandelt, wie ein Verworfener nicht gehandelt hätte."

„Das ist wohl wahr."

„Warum kannst Du ihm dann nicht vergeben? Euer Prophet wird doch auch gebieten, daß man für empfangene Wohlthaten dankbar sein soll."

„Ich kann ihm nicht vergeben, weil er mich mit seinem letzten Atemzug belogen, weil er mir vorgeheuchelt hat, er wolle mit mir mein Kind in dem deutschen Kloster suchen. Gott der Allwissende hat seine schamlose Heuchelei ans Tageslicht gebracht. Ich kann ihm nicht vergeben."

„Fatme, auch ich habe den Mann, der meine Schwester hingemordet hat, jahrelang mit tödlichem Grimm gehaßt. Jetzt habe ich ihm vergeben, von Herzensgrund vergeben. Ich ringe darnach, es auch zu vergessen, was Pierre Roux an mir gesündigt hat. Noch bin ich nicht

so weit, aber ich ringe ehrlich darnach — Fatme, es ist mir gleichgiltig, was euer Prophet und was unser Prophet über die Feindesliebe lehrt. Denn was Jesus von Nazareth lehrt, hilft mich an und für sich nichts. Mir kommt es darauf an, was Christus für mich gethan und gelitten hat und was ich hinwiederum um seinetwillen thun und leiden muß. Du stehst Deinem Propheten gegenüber frei da von aller Schuld. Ich komme zu meinem Heiland und Erlöser als ein armer Sünder. O, daß Du mit mir kämest, Fatme!"

Sie schwieg nachdenklich mit gesenktem Blick. Da ergriff er ihre Hand und drückte einen heißen Kuß auf ihren Mund, sie ließ es geschehen. „Fatme," fuhr er fort, „wir wollen darnach ringen, dem Namen Pierres nicht mehr zu fluchen, sondern ihm alles zu vergeben und zu vergessen, alles, damit auch uns alles vergeben und vergessen werde von dem allwissenden und allbarmherzigen Gott, an den wir beide glauben. Aber bevor wir das errungen haben, wollen wir einander nicht wieder sehen."

Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, sie nickte lächelnd. Da küßte er sie noch einmal und verließ, ohne sich umzuwenden, das Gemach.

Am andern Tag erfuhr sie, Paul Renaudin sei auf den Kampfplatz im südlichen Frankreich geeilt. Der Pfarrer Arnaud blieb in seinem Hause. Er war auf dem Kriegsschauplatz nicht mehr so nötig wie vordem; denn der tapfere Prinz Eugen stritt für den Herzog von Savoyen wider die Franzosen und Henri Arnaud hatte alle

Hände voll zu thun, um in seinen Alpengemeinden die begonnene kirchliche Neuordnung durchzuführen. Die Türkin erbat sich von dem Pfarrer ein Neues Testament in der Waldensersprache, welches er ihr, ohne ein Wort hinzuzusetzen, überreichte; und sie fing eifrig an, die Bergpredigt zu lesen.

„Die Lehre eures Propheten," sagte Fatme eines Tages zu Arnaud, „ist erhabener als die Lehre Muhammeds. Wer vermöchte das zu leugnen? Aber Christus hat keine Jünger mehr auf Erden, wie er sie vor sechszehnhundert und etlichen Jahren an den Ufern des Sees Genezareth gesammelt hat. Ach, wenn die Christen so leben würden, wie es dieser Jesus in seinen göttlichen Worten ihnen zeigt, so wollte ich lieber heute als morgen von Herzen gern nicht eine Waldenserin, aber eine Christin werden."

„Wer von uns hindert Euch, gnädige Frau, so zu leben, wie es Jesus Christus befiehlt?" fragte Arnaud.

Sie schwieg eine Zeit lang nachdenklich, dann aber nahm sie das Wort und setzte ihm freimütig auseinander, was ihr am Verhalten der Waldenser gegen ihre Widersacher nicht gefallen habe.

„Ich behaupte durchaus nicht," erwiderte der Pfarrer, „daß unsere Waldenserkirche eine Kirche ohne Flecken und Makel sei. Ich bekenne ferner vor Gott und Menschen, daß in dem Krieg, den wir geführt haben, vieles vorgekommen ist, was besser unterblieben wäre und was den Waldensern nicht zur Ehre gereicht. Auf der Fahne, die

uns der Herzog, von Savoyen gestiftet hat, steht der Spruch: „Patientia laesa fit furor. Die allzuhart geprüfte Geduld wird zur Wut“. Es ist wahr, der Krieg, wie er eine Schule der Welt- und Selbstverleugnung für viele unter uns geworden ist, so hat er auch bei andern niedrige Leidenschaften entfesselt. Zur Beschämung meiner Waldenser habe ich das eigenhändig in das von Paul Renaudin verfaßte Tagebuch des glorreichen Rückzugs niedergeschrieben. Auch bin ich kein bloßer Strafprediger für andere, sondern ich bekenne wiederum freimütig vor Gott und Menschen, daß ich nicht rein bin von meiner Sünde und unschuldig von meiner Missethat. Aber ebenso freimütig und mit gutem Gewissen kann ich mir selbst das Zeugnis geben: ich eifere darüber mit göttlichem Eifer, daß ich in unserer Waldenserkirche eine reine und unbefleckte Braut Christo darstelle. Habt Ihr Euch, gnädige Frau, davon nicht überzeugt, so lange Ihr in unserer Mitte lebtet, so ist jedes weitere Wort vergeblich, und ferne sei es von mir, irgend einen Druck auf Euer Gewissen auszuüben. Wenn es Euch aber um die reine Lehre Christi zu thun ist, so kann ich Euch auf keine andere Kirche hinweisen, als auf die Waldenserkirche. Großes hat Gott für Deutschland und die nördlichen Länder durch die Reformation gethan. Aber mehr denn drei oder vier Jahrhunderte vor der Reformation bestand die Kirche der Waldenser mitten unter allen Verfolgungen in ihrer ursprünglichen evangelischen Reinheit. Ja man kann ohne Übertreibung behaupten, die Waldenser seien Nachkommen

von solchen, welche zur Zeit, da der Apostel Paulus in Italien predigte, dieses schöne Land verließen, um sich vor dem Tiere, das ist vor der römischen Weltmacht, in die Wüste, das ist in die Wildnis der Gebirge zurückzuziehen. Eins und dasselbe ist auch die arme waldensische Kirche mit der Frau, die sich laut dem Wort in der Offenbarung Johannis vor der Wut des Drachen in die Wüste geflüchtet hat, wo sie von Gott ernährt worden ist für eine Zeit und für zwei Zeiten."

„Wisset Ihr das gewiß, daß eure Kirche die Lehre Christi zu allen Zeiten so rein und lauter bewahrt hat, wie sie von den Aposteln Jesu gepredigt worden ist?"

Er lächelte. „Mit Brief und Siegel kann ich es freilich nicht beweisen, aber meine innere Stimme sagt mir's. Auch Ihr, gnädige Frau, könnt mir's nicht mit Brief und Siegel beweisen, daß Ihr von Pierre Roux belogen worden seid, daß Euer Sohn nicht mehr am Leben ist. Mir aber sagt meine innere Stimme, Euer Sohn lebt noch."

Die Worte des Waldenserpfarrers hatten sich zu prophetischer Höhe erhoben. Atemlos lauschte die Türkin. „Nein," rief sie, „Gott ist kein Gott der Lüge und der Täuschung. Wenn mein Kind noch auf dieser Erde zu suchen wäre, so hätte er längst mich wieder mit ihm vereinigt. Oder w o, behauptet Ihr, soll mein Sohn leben, w o?"

„Er ist an seinem Ort geborgen und Gott wird es offenbaren zu seiner Zeit. S o viel, aber nicht weiter

sagt mir meine innere Stimme, nach welcher ich in den schwierigsten Lagen meines wechselvollen Lebens gehandelt habe, ohne das Richtige zu verfehlen. Indessen es mag sich hiemit verhalten wie es will, und Ihr mögt mir glauben oder nicht: ich für meinen Teil halte an meinem Glauben unerschütterlich fest, denn Mannesmut kennt kein Wanken. Ebenso halte ich an meiner Waldenserkirche trotz all unserer Schwachheiten, Gebrechen und Sünden unerschütterlich fest und ringe mit meinen Brüdern und Schwestern nach größerer Vollkommenheit. — Was aber Euch betrifft, verehrte Frau, so wählet! Wenn Ihr die reine Lehre Jesu und das wahre Christentum bei uns Waldensern nicht findet, so lasset uns im Frieden von einander gehen. Ich selbst will Euch geleiten, wohin Ihr wollt, da mich ohnehin bald eine Reise in fremde Länder führen wird. Wollt Ihr aber mit uns Waldensern das wahre und reine Christentum suchen, so seid Ihr uns willkommen, denn ich weiß, kein unlauterer Beweggrund führt Euch in den Schoß unserer armen, verachteten, verfolgten Kirche. Ich selbst will Euch in die Ferne geleiten oder Euch in unsere Gemeinschaft aufnehmen; wählet, ich bin zu beidem bereit."

Die Türkin wurde auf diese Unterredung hin sehr nachdenklich. Wenn der Pfarrer Arnaud Zeit hatte, ließ sie sich von ihm in den Grundlehren des Christentums unterweisen. Sie war eine gelehrige Schülerin, aber einen leichten Stand hatte der Pfarrer nicht, denn sie nahm nichts ohne Prüfung hin und trieb ihren Lehrer mit ihren

scharfsinnigen Fragen und schlagfertigen Antworten manchmal in die Enge. Gleichwohl bewährte sich auch hier der Wahlspruch Henri Arnauds: Nescit labi virtus, Mannesmut kennt kein Wanken. Noch mehr Gewinn für ihr Inneres hatte Fatme von ihrem immer innigeren und vertrauteren Umgang mit der trefflichen Pfarrfrau; in Gemeinschaft mit ihr war sie für die Armen und Kranken der Gemeinde unermüdlich thätig.

So ging der Winter dahin. Der Frühling zog in den Thälern ein. Paul Renaudin kehrte vom südfranzösischen Kriegsschauplatz zurück; es schien, als sollte Friede werden im Lande. Der Herzog von Savoyen hatte wenigstens seinen getreuen Waldensern alle ihre alten Freiheiten und Rechte mit Brief und Siegel bestätigt.

In Fatmes Herzen war der Friede eingekehrt. Als Paul Renaudin ihr nach seiner Rückkehr zum erstenmal entgegentrat, hatte sie das Neue Testament vor sich. Sie legte ihren Finger auf eine Stelle der Bergpredigt und sagte: „Nun ist alles vergeben und vergessen — alles. Ich kann bitten für den, der mich beleidigt und verfolgt hat.“

„Ich kann es auch,“ entgegnete der im Kampf bewährte Mann, indem er seine Braut in seine Arme schloß. —

Am 4. Mai des Jahres 1692, als man in den Thälern das große Friedensdankfest feierte, wurde Fatme angesichts der Gemeinde in die Kirche der Waldenser aufgenommen. Sie erhielt in der Taufe den Namen Marguerite. Gleich nachher legte der Pfarrer Arnaud in Anwesenheit einiger Zeugen die Hand der Neugetauften

in die Rechte Paul Renaudins und segnete den Bund ein, den nur der Tod scheidet.

Henri Arnaud hielt eine feurige Rede über das Wort der heiligen Schrift: „Durch den Glauben wollte Mose, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharaos und erwählete viel lieber, mit dem Volk Gottes Ungemach zu leiden, als die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben, und achtete die Schmach Christi für größeren Reichtum als die Schätze Ägyptens; denn er sahe an die Belohnung. Durch den Glauben verließ er Ägypten und fürchtete nicht des Königs Grimm; denn er hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn." — „Auch Dein Eintritt in die Waldenserkirche," sagte Henri Arnaud zu Marguerite, „ist ein glorreicher Rückzug."

---

7. Erziehungssorgen.

Das ganze Europa hatte mit gespannter Aufmerksamkeit den glorreichen Rückzug der Waldenser verfolgt, und der Klosterpräzeptor Christoph Zeller in Maulbronn diktierte regelmäßig am Samstag seinen Seminarzöglingen ein Übungsstück, das dieselben aus dem Deutschen ins Lateinische zu übersetzen hatten, darin von den Heldenthaten des kühnen Alpenvölkchens die Rede war, sein Pfarrer und Kriegsoberster Henricus Arnoldus aber mit dem Spartiaten Leonidas oder mit Xenophon dem Athenienser verglichen wurde.

Das Land Wirtemberg hatte freilich wenig Heldenthaten aufzuweisen. Der Herzog Administrator Friedrich Karl hatte wohl ein Heer gegen die Franzosen gesammelt. Aber das Treffen bei Ötisheim unweit Maulbronn ging infolge der Unzuverlässigkeit der neugeworbenen Truppen schmählich für ihn verloren. Er selbst geriet in französische Gefangenschaft. Die Herzogin Mutter hielt sich tapfer in Stuttgart, konnte aber doch im ganzen nicht viel mehr für ihr Land thun, als daß sie die beutegierigen französischen Mordbrenner mit ansehnlichen Summen Geldes beschwichtigte und dadurch von Suttgart und einigen Nachbarorten wenigstens das Ärgste abwandte. Andere Orte wurden durch die Franzosen um so härter mißhandelt, so Calw, die tannenumkränzte Schwarzwaldstadt, und das anmutige Liebenzell; die prächtigen Hallen des Klosters Hirsau sanken dahin, um bis heute in ihren Trümmern von „den Tagen der Schmach" zu zeugen. Vaihingen, allwo unser Türkenknabe zum erstenmal schwäbisches Sauerkraut gegessen hatte, wurde schrecklich ausgeplündert und das eine starke Stunde von Maulbronn entfernte Städtchen Knittlingen, welches sich rühmt, der Geburtsort des Schwarzkünstlers Doktor Johann Faust zu sein, zeugte mit seinen leergebrannten Häusern von den schwarzen Künsten der Franzosen.

Kloster Maulbronn selbst kam wie im Bauernkriege und im dreißigjährigen Kriege auffallend glimpflich weg, ob man gleich, um mit der Frau Präzeptorin zu reden, nicht ganz ungerupft blieb.

So war es denn kein Wunder, daß man in Maulbronn das Gemüt an fremdländischer Heldenthat aufrichtete, da man in der näheren und nächsten Umgebung nichts denn Elend, Jammer und Not sah.

Auch in der deutschen Schule, welche unser Mustapha mit Andreas Zeller um den ersten Platz wetteifernd besuchte, während Johann Tobias von seinem Vater bereits in die Geheimnisse des Lateinischen eingeweiht wurde, war der Schulmeister Philipp Jakob Zimmermann ein begeisterter Herold waldensischen Ruhmes. Die gesammte männliche Jugend der deutschen Schule in Maulbronn war waldensisch gesinnt, und so konnte es nicht fehlen, daß eines schönen Tages zwischen ihr und etlichen aus der katholischen Reichsstadt Weil herübergekommenen Schülern eine Fehde entbrannte, welche im Klosterhof ausgetragen wurde. Mustapha, welcher einer der eifrigsten Waldenser war, trug bei dieser Gelegenheit etliche rühmliche Wunden vorn auf der Brust davon, und da ein paar Tage hernach Klage von Weilderstadt einlief, bearbeitete der Schulmeister Zimmermann auch noch die heilgebliebene Kehrseite des waldensischen Türken. Insgeheim aber hatte der Schulmeister Zimmermann seine Freude darüber, daß der Türkenknabe so tapfer für den „Glauben“ eingetreten war.

So wuchs Mustapha mitten unter allen Nöten, welche über das Land Wirtemberg ergingen, fröhlich heran. Wäre nicht der „dumme“ Name Mustapha gewesen, wie Peter Frick sagte: alt und jung hätte kaum mehr daran gedacht, daß ihn der Klosterpräzeptor dereinst als Beutestück

nach Belgrads Fall davongetragen hatte. Von seiner Mutter sprach der Knabe zuweilen noch, von seinem Vater hatte er nur noch ein ganz verblaßtes Erinnerungsbild; seine Goldmünze legte er nicht ab. Im übrigen spielte er mit den andern Schülern die deutschen Kinderspiele, tummelte sich sommers in den das Kloster umgebenden Wäldern, erlernte zur Winterszeit eifrig die Lenkung des Bergschlittens und prägte sich unter der Obhut des Schulmeisters Zimmermann Bibelsprüche, Gesangbuchverse und den kleinen Katechismus ein.

Doch ein tiefer und herber Schmerz schnitt in sein junges Leben ein. Im Herbst des Jahres 1692 erkrankte die Frau Klosterpräzeptorin, die fast vier Jahre lang den Türkenknaben mit liebevoller, wahrhaft mütterlicher Sorgfalt erzogen hatte. Versprengte französische Soldaten hatten des Weingärtners Haus auf dem benachbarten Elfingerhof ausgeplündert und eine schlimmme Krankheit zurückgelassen. Bei einem Krankenbesuch, den Frau Maria Elisabeth mit ihrem Eheherrn auf dem Elfingerhof machte, zog sie sich eine Erkältung zu, und ehe der Novemberwind alle Blätter von den Bäumen geblasen hatte, konnte sich's die kaum einunddreißigjährige Frau nicht mehr verhehlen, daß es bei ihr zum Sterben gehe. Sie versammelte ihre Kindlein um sich und empfahl sie in die Obhut ihres Eheherrn, insbesondere den Türkenknaben. Man solle, meinte sie, mit der Taufe Mustaphas nicht mehr allzulange zögern und wäre es auch nur deswegen, damit er wegen des „dummen Namens“ künftighin keinen Spottreden mehr

ausgesetzt sei. Dann entschlief sie friedlich, wie sie gelebt hatte.

Mustapha war untröstlich, als er sah, wie der schwarze Sarg an der Südseite des Klosters ins Grab gesenkt wurde. Der Klosterpräzeptor suchte sein bitteres Herzeleid dadurch zu vergessen, daß er eifrig wie immer seinen Amtspflichten oblag und nunmehr auch seinem Andreas und Mustapha einen wohlfundamentierten Unterricht des christlichen Glaubens erteilte. Seine Büchse, mit welcher er in den letzten Jahren regelmäßig die drei Hirsche erlegt hatte, ließ der Klosterpräzeptor ruhen. Der Winter ging schnell dahin.

Nach Weihnachten aber schrieb Christoph Zeller an seinen lieben Junker Carl von Breitenfels, der inzwischen Obristwachtmeister unter dem löblichen wirtembergischen Regiment zu Fuß geworden war, sowie an den Herrn Hauptmann Wucherer unter dem löblichen Schwäbisch-durlachischen Regiment und an den Herrn Kapitain-Lieutenant Mörloth unter dem löblichen wirtembergischen Sauerbrühlschen Regiment, daß er nunmehr, so es Gottes Wille sei, gesonnen wäre, den beim Sturm auf Belgrad am Leben behaltenen und erkaufften Knaben, bishero Mustapha genannt, auf Ostern zur heiligen Taufe zu befördern. Diejenigen Insassen des Klosters Maulbronn, welche nicht nur aus flüchtiger Neugierde dann und wann etwa nach Mustapha gefragt, sondern aus christlicher Nächstenliebe dauernden und herzlichen Anteil am Geschick und Ergehen des Türkenknaben genommen hatten, gewann Christoph

Zeller als Gevattern und Gevatterinnen. Diese Personen waren der Vogt Greber und seine Frau, der Verwalter Bardili und seine Eheliebste, der Kommissarius Godelmann, ein Junggeselle, und der verwitwete Waldmeister Speidel. Außerdem noch ein Knittlinger Bürger, der während der schlimmen Behandlung Knittlingens durch die Franzosen seine Zuflucht im Kloster gefunden hatte, ein Mann, dessen Familienname unheimlich, dessen Gesinnung aber durch und durch redlich war, nämlich der Stadtpfleger Hunsbiß; zur Zeit, da in Schwabenland die Familiennamen aufkamen, war ein Vorfahre des redlichen Mannes vom Jagdhund eines adligen Herrn in die Wange gebissen worden. Und so hatte sich zwar nicht die Wunde, wohl aber der seltsame Name, den ihm die Jagdgenossen beilegten, auf seine Nachkommen vererbt. Der Stadtpfleger schrieb, um anzudeuten, daß die der Familie geschlagene Wunde wenigstens einigermaßen vernarbt sei, seinen Namen neuerdings nicht mehr Hundsbiß, sondern Hunsbiß.

Der Vater des Klosterpräzeptors, der Prälat Johannes Zeller, der seit anderthalb Jahren seinen Ruhesitz im Kloster Maulbronn genommen hatte, um hier den Abend seines Lebens zuzubringen, hatte sich die Ehre ausgebeten, nicht allein in Gemeinschaft mit der Frau Prälatin als Pate ins Taufbuch eingetragen zu werden, sondern auch eigenhändig die heilige Handlung vollziehen zu dürfen. Seinen eigenen Namen schrieb der Klosterpräzeptor auch in die Reihe der Gevattern. In der Reihe der Gevatterinnen aber meinte er, sei eine Lücke, eine schmerzliche

Lücke; eine Thräne tropfte aus seinem Auge auf den Tisch, als Christoph Zeller sich über das Taufbuch beugte.

Die Frauen fertigten für den Täufling ein kostbares weißes Kleid und statteten ihn auch sonst reichlich mit Gewand aus. Als Familienname sollte dem Täufling mit Bewilligung geistlicher und weltlicher Obrigkeit der Name Zeller beigelegt werden. Als Taufnamen hatte der Klosterpräzeptor seinem lieben Junker Carl von Breitenfels zu Ehren den Namen Carl in Aussicht genommen; dem fügte er auf den Rat seines Vaters zur Erinnerung an den Eroberer Belgrads, den bairischen Kurfürsten Max Emanuel, noch den Namen Maximilian bei.

Am 26. März des Jahres 1693 bewegte sich ein stattlicher Zug festlich gekleideter Leute, den Türkenknaben in weißem Gewand, von Tobias und Andreas geführt, voran, durch die prächtig gewölbten Kreuzgänge des Klosters. Im nördlichen Flügel des Kreuzgangs, dem Sommerrefektorium, oder wie es im Volksmunde heißt, dem „Rebenthale" gerade gegenüber, springt die zehneckige Brunnenkapelle vor, ein Kleinod mittelalterlicher Baukunst. Aus steinernem Brunnen mit drei Schalen quillt alldort das lebendige Wasser, das die Mönche aus dem nahen Wald hergeleitet haben.

Dort wurde die heilige Handlung vorgenommen, durch welche der Türkenknabe in die Gemeinschaft der Christenheit aufgenommen ward; das zinnerne Taufbecken, aus welchem sonst die unmündigen Kindlein Maulbronns mit

Wasser besprengt wurden, dünkte dem Klosterpräzeptor für den hochgewachsenen Knaben zu klein.

Ein schöner Frühlingstag war angebrochen, die Sonne spiegelte sich in der weiten wassergefüllten Sandsteinschale des Brunnens, der Widerschein ihrer Strahlen flimmerte an den Wandpfeilern und in der hübsch bemalten Gewölbkappe der Kapelle.

Es war ein einfaches aber fröhliches Tauffest, das die Jungen und Alten in der großen Stube der Präzeptorwohnung feierten. Nur manchmal verdunkelte die Erinnerung an Frau Maria Elisabeth den freudigen Sonnenschein des Tages wie ein vorübergehender Wolkenschatten.

Die Schönschrift, welche der Neugetaufte des andern Tages in der Schule unter der Obhut des Schulmeisters Philipp Jakob Zimmermann schrieb, unterzeichnete er mit hohem Selbstgefühl zum erstenmal: „Carl Maximilian Zeller“.

Diese Schönschrift gewann in außerordentlichem Maße den Beifall des sonst mit seinem Lobe kargen Schulmeisters. Er zeigte die Schriftprobe dem Klosterpräzeptor und machte ihn darauf aufmerksam, wie sich in diesen Schriftzügen eine Geläufigkeit und Gewandtheit zeige, welche man sonst bei einem acht- bis neunjährigen Knaben vergeblich suchen werde. Christoph Zeller war damit einverstanden, daß sich bei Carl Maximilian ein stark entwickelter Formen- und Schönheitssinn verrate.

Der Obristwachtmeister Carl von Breitenfels hatte, durch dienstliche Pflichten unvermuteterweise abgehalten,

dem Tauffest nicht anwohnen können. Er kam aber etliche Wochen später nach Maulbronn und freute sich am leiblichen und geistigen Gedeihen seines Schutzbefohlenen. Er versprach in allen Stücken für seine Zukunft aufs beste und gewissenhafteste zu sorgen, und beriet die künftigen Lebensschicksale Carls mit dem Klosterpräzeptor durch wie einen Feldzugsplan.

Es verstand sich für den Herrn von Breitenfels sowie für Christoph Zeller sozusagen von selbst, daß der Knabe nichts anderes werden sollte als ein wackerer Diener der wirtembergischen Landeskirche. Er solle einmal, meinte der Obristwachtmeister, vorläufig tüchtig Latein und Griechisch, mit der Zeit auch Hebräisch lernen, dann in Maulbronn oder in einer andern Klosterschule des Wirtemberger Landes untergebracht werden. In Tübingen wolle er ihm für ein ausreichendes Stipendium sorgen. Nach wohlbestandener Dienstprüfung sei ihm eine einträgliche Patronatspfarrei im Frankenland, welche die Herren von Breitenfels zu vergeben haben, gewiß.

So ging der Klosterpräzeptor, nachdem sein lieber Junker wieder abgereist war, mit allem Eifer daran, seinen Andreas sowie seinen Carl im Lateinischen zu unterrichten, darin Johann Tobias unter väterlicher Leitung schon erstaunliche Fortschritte gemacht hatte. Er fing den Unterricht der beiden Knaben mit Lust an und äußerte gegen seinen Abt, man fahre doch besser zweispännig als einspännig. Aber es ging nicht allzulang in diesem Geleise fort. Carl Maximilian, der in der deutschen Schule

seinem ungefähr gleichalterigen Pflegebruder den Ehrenplatz auf der Schulbank stets streitig gemacht hatte, blieb im Erlernen der lateinischen Sprache merklich hinter Andreas zurück.

Nicht als ob er träge oder verdrossen gewesen wäre; unter strömenden Thränen prägte er sich eine Unzahl lateinischer Wörter ein, aber die wenigsten wollten in seinem Gedächtnis haften. Seine schriftlichen Arbeiten fertigte er so sauber aus, daß ihn der Klosterpräzeptor immer wieder seinem leiblichen Sohn als leuchtendes Vorbild in diesem Stück vor Augen stellte. Es war nur schade, daß die schön geschriebenen Seiten von Verstößen gegen die lateinische Sprachlehre wimmelten. Die rote Tinte, welche der Klosterpräzeptor zur Verbesserung der Fehler verschwendete, war für die schöne Handschrift des angehenden Lateinschülers nicht eben eine Zierde.

Nach Weihnachten schenkte Christoph Zeller auf dringendes Zureden seiner Verwandten seinen verwaisten Kindern eine neue Mutter, indem er die hinterlassene Witwe eines auswärtigen Amtsbruders, des Klosterpräzeptors und Predigers Magister Abraham Spengler ehelichte. Frau Katharina Regine brachte ihm etliche halbgewachsene Kinder zu, und der Klosterpräzeptor betrachtete mit wehmütigem Lächeln sein stattlich angewachsenes Kinderhäuflein, das sich seit sechs Jahren mehr als verdoppelt hatte. Er dachte daran, wie er seiner Zeit im Ochsen zu Vaihingen gegen den Hauptmann Wucherer und den Lieutenant Mörloth behauptet hatte, Gott habe ihn bereits mit Kindern reichlich gesegnet.

Frau Katharina Regina erfüllte ihre Pflichten gewissenhaft gegen die angetretenen Kinder; auch Carl Maximilian kam nicht zu kurz; aber das heitere Gemüt der heimgegangenen Frau Maria Elisabeth besaß die neue Mutter nicht. Die Kinder waren und blieben ihr gegenüber lange Zeit schüchtern. Tobias und Andreas suchten und fanden Trost bei ihren lateinischen Büchern. Carl Maximilian aber wußte nicht mehr recht, wo er eigentlich daheim war.

Es ging noch einmal ein Jahr vorüber, der Klosterpräzeptor fing mit seinen beiden jüngeren Schülern das Griechische an. Die Fortschritte in dieser Sprache waren aber bei Carl Maximilian noch dürftiger als im Latein. Christoph Zeller meinte einmal in einer Unterredung mit seinem Abt, in diesem Stück rege sich bei dem Knaben das alte Türkenblut, die Türken seien ja seit Jahrhunderten des griechischen Volkes Erbfeinde gewesen.

Der Präzeptor aber verlor die Geduld nicht, sondern begleitete seine Schüler der damaligen Sitte gemäß alljährlich nach Stuttgart, um den Stand ihrer Kenntnisse prüfen zu lassen. Allein während die guten Anlagen des Tobias und Andreas in Stuttgart voll anerkannt wurden, lautete den Carl Maximilian anlangend der Bescheid das erstemal nicht sehr ermutigend, das zweitemal geradezu niederschlagend.

Der Klosterpräzeptor hatte noch einmal eine längere Unterredung mit dem Obristwachtmeister von Breitenfels, und die beiden einigten sich dahin, sie wollen ihren Schutz-

und Pflegbefohlenen nicht in die gewöhnliche Laufbahn eines wirtembergischen Gottesgelahrten hineinzwängen, sondern ruhig warten, bis die göttliche Vorsehung einen bestimmten Wink gebe und eine andere Thüre aufthue.

Und die göttliche Vorsehung schien diesen Wink zu geben. Carl Maximilian hatte ein sinnendes und träumerisches Wesen angenommen, wenn er aber eines Bleistifts und eines Stücks Papier habhaft werden konnte, so schlich er sich, jede freie Viertelstunde benützend, in die Kreuzgänge des Klosters und zeichnete alles ab, was ihm gefiel, die schlanken Säulen des Sommerrefektoriums, die spitzbogigen Fenster des Kapitelsaals, den prächtigen Rundbogenfries an der Südseite der Kirche. Als der Junker von Breitenfels diese Zeichnungen, welche wild gewachsen waren wie die Brombeeren, gelegentlich sah, war er erstaunt und erfreut. Er meinte, es sei zwar schade um die einträgliche Patronatspfarrei; aber wenn der Knabe ein geschickter Baumeister oder ein tüchtiger Kupferstecher werden wolle, so habe er auch nichts dagegen, man könne ihn dann über kurz oder lang mit dem lateinischen und griechischen Sprachunterricht verschonen. Der Klosterpräzeptor war des Zeichnens nicht kundig. Unter den Klosterschülern aber fanden sich einige Jünglinge, die das neuentdeckte Talent des Knaben mit Lust förderten. Und so hätte unser Carl Maximilian aus der Fülle baulicher Schönheiten, die das Kloster Maulbronn bietet, wie aus einem unerschöpflichen Born schöpfend frisch drauf los gezeichnet, wenn er nicht zuerst unvermerkt, dann immer

deutlicher angefangen hätte zu kränkeln. Der Arzt erklärte, die schwüle feuchte Luft in der etwas sumpfigen Niederung tauge dem Knaben nicht; er müsse sich mehr im frischen Odem des Gebirges bewegen.

Der Klosterpräzeptor machte, um nichts zu versäumen, Spaziergänge mit dem Knaben in die benachbarten Wälder; sie erstiegen die umliegenden Höhen, und da der Präzeptor den Sprachunterricht nicht ganz fallen lassen konnte, so begann er die Unterhaltung mit dem Knaben französisch zu führen. Solch neue Weise, eine Sprache zu erlernen, leuchtete unserem Carl Maximilian weit besser ein als die Regeln der lateinischen und griechischen Bücher, mit denen er früher behelligt worden war. Er faßte rasch und hatte sich in etlichen Wochen das Allernotwendigste, was zu einer kindlichen französischen Plauderei dient, so ziemlich angeeignet. Dem Klosterpräzeptor war das Französischsprechen eine liebe Erinnerung an seine Hofmeistersjahre, im Kloster selbst nämlich galt das Französche neben den alten Sprachen wenig oder nichts.

An einem schönen Sommertag führte ein Abendspaziergang die beiden auf die Höhe des rebenumpflanzten Elfingerbergs, der gar freundlich ins grüne Salzachthal hinabschaut, und von wo aus man über waldgekrönte Hügel hinüber in dämmernder Ferne die feingeschwungenen Linien des Hardtgebirges erblickt.

Carl Maximilian hatte sich Beeren suchend im Walde verloren, der Klosterpräzeptor aber knüpfte ein Gespräch mit dem in seinem Weinberg beschäftigten Michael

Burkard an. Burkard war als Weingartmeister über den etwa vierzig Morgen großen herzoglichen Weinberg gesetzt; mit Hilfe einiger Arbeiter aus den benachbarten Orten baute er jahraus jahrein den köstlichen Weißwein, von dem schon der alte Mönchswitz behauptet hatte, man müsse nicht bloß zehn sondern elf Finger nach ihm lecken. Er war ein stiller, in sich gekehrter Mann, in der Arbeit unermüdlich; wenn der Feierabend angebrochen war, las er eifrig in der Bibel, sein Lieblingsbuch war die Offenbarung Johannis. Seine Ehe war kinderlos, mit seinem fleißigen Weib bewohnte er das kleine „Elfinger Berghaus", das nahe dem kühlen Schatten des prächtigen Buchenwalds auf luftiger Anhöhe stand.

Der Klosterpräzeptor pflegte sich gern mit dem Weingartmeister zu unterhalten, obwohl ihre Lebensanschauungen nicht in allen Stücken übereinstimmten, und obwohl Burkard seine abweichenden Meinungen sehr freimütig zu äußern gewohnt war.

Das Gespräch kam unter anderem auch auf den Knaben und auf seine Kränklichkeit. Christoph Zeller rühmte die heilsame Wirkung regelmäßigen Spazierengehens.

„Mit Verlaub, Herr Präzeptor," erwiderte der Weingartmeister, „das Spazierengehen hat gar keinen Wert, für einen Gesunden nicht und für einen Kranken noch weniger. Wenn da einer eine halbe Stunde oder dreiviertel Stunden in der Welt herumlauft und weiß nicht, wozu das Herumlaufen eigentlich gut ist, so kommt er müder und abgeschlagener heim, als er fortgegangen ist.

Ich will Ihnen einen Vorschlag machen: geben Sie mir den Buben etliche Monate auf den Berg, dann will ich ihm an den Weinstöcken zeigen, wozu er auf der Welt ist. Sie müssen nicht meinen, ich wolle ihn hart anspannen oder zu meinem Vorteil ausnützen. Das ist ja gar keine Frage, daß er mir in den ersten Wochen mehr verderbt, als nützt. Aber wenn er in einem Jährlein auch nur so viel lernt, wie man die Reben bricht, oder wie man einen Pfahl in den Boden steckt, oder wie man den Weinstock schneidet, so ist's nicht umsonst gewesen. Und sehen Sie, Herr Präzeptor, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie können's ja doch nicht lassen, den Buben zu schulmeistern, wenn Sie auch nur mit ihm spazieren gehen; ich hab' es schon ein paarmal hinter meinen Weinstöcken vor gehört, daß Sie welsch mit ihm reden."

Christoph Zeller schüttelte zu den absonderlichen Meinungen Burkards, das Spazierengehen betreffend, den Kopf. Aber der Gedanke, daß Carl Maximilian, anstatt hinter den Klostermauern mitanzusehen, wie weit er im Lernen hinter Andreas zurückbleibe, hier oben die stärkende Berg- und Waldluft genießen könnte, hatte viel Einleuchtendes. Er gab einige Tage hernach seine Einwilligung. Der Weingartmeister holte den Knaben ab, und sie schoben miteinander den kleinen Handwagen, auf den des Knaben Gepäck geladen war, bergaufwärts. —

Schon nach einigen Wochen konnte der Weingartmeister dem Präzeptor berichten, der Bube sei im Weinberg überaus anstellig, er habe eine geschickte Hand, das

merke ein Rebstock so gut wie ein Menschenkind. Von Kränklichkeit sei wenig mehr die Rede, gestern habe er Butter gerührt, daß sein Weib ihre helle Freude daran gehabt habe.

Der Präzeptor hatte auch seine helle Freude an den guten Nachrichten. Doch sagte er sogleich: „Aber gar zu bäurisch darf mir der Knabe nicht werden. Vormittags mag er sich in der frischen Luft bewegen und im Weinberg arbeiten. Nachmittags soll er Zeit haben zum Zeichnen und für meinen Unterricht."

So lernte Carl Maximilian Zeller, wie man die edle Rebe behandelt, und der Abt Hochstetter meinte, diesmal scheine das Türkenblut dem Taufwasser nicht länger zu widerstehen, sonst würde der Weinstock den Knaben nicht so ohne weiteres annehmen, noch der Knabe den Weinstock; Muhammed sei bekanntermaßen kein Freund und Pfleger der Rebe gewesen.

Nachmittags aber holte der Knabe seinen Bleistift und sein holländisches Büttenpapier hervor und zeichnete von der Waldecke des Elfingerberges aus, im kühlen Schatten sitzend, das Kloster Maulbronn, das sich dort oben besonders lieblich und stattlich darstellt, mit seinen Giebeln und Türmen und mit dem stolz aufstrebenden Burgberg im Hintergrunde. Das Zeichentalent des Knaben entfaltete sich auf dem Elfinger Berghaus freier und reicher als im Thal hinter den Klostermauern. Bald zeichnete er auch den großen Hund Michael Burkards und die beiden Kühe der Weingartmeisterin. Diese künstlerischen

Leistungen trugen ihm sogar den Beifall des alten Ehepaars ein.

Wenn sich die Sonne neigte, so kam der Klosterpräzeptor herauf und erging sich mit Carl Maximilian französisch plaudernd auf der bewaldeten Hochebene des Berges. So brachte es der Knabe nach und nach zu einer ziemlichen Geläufigkeit im Französischsprechen, wozu der Weingartmeister freilich den Kopf schüttelte.

Als die Abende länger wurden, suchte auch Michael Burkard in seiner Weise bildend auf seinen Pflegebefohlenen einzuwirken. Er las mit ihm fleißig in der Bibel und deutete die Offenbarung Johannis auf die Zeitereignisse, auf die Verfolgungen der Waldenser, auf das übermächtige und übermütige Frankreich und auf den Bund, der sich wider Frankreich zusammengethan hatte.

Es war in der Welt etwas ruhiger geworden, aber kriegerisch war die Zeit immer noch. Ein Teil der Reichsarmee hielt das Amt Maulbronn besetzt und zog zum Schutz gegen die etwa sich wiederholenden Einfälle von der Nordgrenze an die Südgrenze des Amtes einen breiten und tiefen Graben, welcher über Berg und Thal, durch Wald und Flur lief. Auf den beherrschenden Anhöhen wurden Sternschanzen angelegt und Blockhäuser aufgerichtet. Der Weingartmeister hielt nicht viel auf den Graben. „So geht's;“ sagte er zu Carl Maximilian, „wenn die Kuh zum Stall draußen ist, macht man die Thür zu.“ Immerhin bewahrte diese Befestigungsarbeit die Soldaten der Reichsarmee vor dem Müßiggang, der aller Laster

Anfang ist, und wenn die Soldaten in der Nähe des Elfinger Berghauses arbeiteten, erquickte sie Michael Burkard gern mit einem Topf Milch oder mit einem Becher Weines.

So ging ein Jahr ums andere dahin. Carl Maximilian mochte dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein; genau wußte ja niemand in Maulbronn seinen Geburtstag anzugeben. Er war in der frischen Luft des Elfinger Berghauses an Leib und Seele erstarkt, auch sein träumerisches Wesen hatte sich nach und nach verloren. Gegen den Willen Michael Burkards nahm ihn der Klosterpräzeptor wieder hinab nach Maulbronn, um demnächst endgültig einen Beruf zu wählen, welchen der Knabe ergreifen sollte. Carl Maximilian hatte gute Fortschritte im Zeichnen gemacht, und das Französische sprach er fast so geläufig wie das Deutsche. Er sah ohne Neid die Klosterschüler in den ihnen zugewiesenen Räumen aus- und eingehen, denn darüber war er sich klar, daß er zu einem wirtembergischen Pfarrer oder Präzeptor nicht tauge. Was er aber eigentlich werden solle und wolle, das war eine Frage, die ihm und seinem Pflegvater immer noch viel Kopfzerbrechen verursachte.

Da geschah es eines Tages, daß ein in den Diensten des wirtembergischen Herzogs Eberhard Ludwig stehender Baumeister, der Hauptmann Nette gen Maulbronn kam. Er wollte die Baulichkeiten in dem weltabgeschiedenen Thal besichtigen, von welchen einer seiner Stuttgarter Bekannten viel Aufhebens gemacht hatte. Unter Führung des Klosterpräzeptors und in Begleitung Carl Maximilians

besichtigte der Baumeister und Hauptmann Nette die Kirche und die Kreuzgänge. Einiges von dem, was die Mönche im Lauf der Jahrhunderte an Bauwerken aufgeführt hatten, ließ er mit gnädiger Kennermiene gelten. Im großen und ganzen aber verwarf er den altväterischen Stil. Die Mönche, meinte er, haben ja von zierlicher Stukkaturarbeit so gut wie nichts verstanden, das sei aber gegenwärtig die Hauptsache. Und für Licht und Luft haben die Cisterzienser so schlecht gesorgt, daß man in diesen Räumen ersticken und erblinden müsse; jenem lichtscheuen Geschlecht habe freilich noch nicht einmal die Morgenröte der Aufklärung getagt.

Die schüchterne Anfrage des Klosterpräzeptors, ob der allerdurchlauchtigste Herzog nicht etwas übrig habe, um die ehrwürdigen Denkmäler des Altertums in diesem Kloster vor dem alljährlich fortschreitenden Verfall zu bewahren, wies er lachend zurück. Seine Durchlaucht haben Anderes und Besseres zu thun, als alte Eulennester herauszuflicken.

Carl Maximilian fühlte sich im tiefsten Grunde seiner Seele verletzt, daß der Herr Hauptmann gerade diejenigen Zierden des Klosters, die er mit großer Vorliebe wieder und wieder abgezeichnet hatte, so wegwerfend beurteilte. Aber er wagte den bestimmten Aussprüchen des hohen Herrn kein Wort entgegenzusetzen.

Der Klosterpräzeptor brachte nun auch noch die Frage an, ob der Herr Hauptmann Nette nicht geneigt und willens wäre, seinen Pflegsohn, bei dem sich einige

Anlage zum Zeichnen und Bauen verrate, in die Lehre zu nehmen.

Die Zeichnungen Carl Maximilians, die sich der Herr Baumeister daraufhin weisen ließ, fanden wenigstens zum Teil Gnade vor seinen Augen. Er versprach für bessere Vorlagen zu sorgen und gab die bestimmte Zusage, daß er, wenn Seine Durchlaucht den Plan Ihre Ludwigsburg zu bauen, ausführen werde, dem Knaben für einen geeigneten Platz sorgen wolle. Das könne aber immerhin noch ein paar Jahre anstehen, und Carl Maximilian müsse von unten herauf dienen.

Wirklich sandte der Herr Baumeister nach etlichen Wochen eine ganze Kiste mit Gipsmodellen. Und Carl Maximilian arbeitete sich, wenn ihm auch die vielfach gebrochenen und verschnörkelten Linien dieser Modelle, die üppigen Blumen- und Fruchtstücke der keuschen Einfalt der alten Maulbronner Bauwerke gegenüber zuerst wenig gefallen wollten, doch bald mit Eifer in den Geschmack des zu Ende gehenden und des neuanbrechenden Jahrhunderts hinein.

Mit knabenhaftem Selbstgefühl sagte er eines Tages zu Andreas: „Gieb acht, ich baue dem gnädigen Herrn Herzog seine Ludwigsburg.“

8. Wiedersehen.

Man sprach im Maulbronner Thale neuerdings wiederum sehr viel von den Waldensern. Ja es ging das dunkle Gerücht, der Herzog Eberhard Ludwig habe im Sinn, mehrere hundert Waldenserfamilien in seinem Land aufzunehmen und sie namentlich an der durch die fortwährenden Kriege verödeten und entvölkerten Westgrenze seines Landes anzusiedeln.

Der Herzog von Savoyen hatte nämlich seinen Sinn wiederum zu Ungunsten der Waldenser völlig gewandelt. Mit den Mächten, mit denen er sich seiner Zeit gegen die Franzosen verbündet hatte, hatte er neuerdings gebrochen, weil er bei einzelnen Friedensschlüssen im Nachteil geblieben zu sein meinte, und sich dem großen und glänzenden Herrscher, Ludwig dem Vierzehnten, blindlings in die Arme geworfen. Er gab eine seiner Töchter einem französischen Prinzen zur Ehe. Nun hatte der Franzosenkönig Gelegenheit, an seinen alten Feinden, den Waldensern, die seiner Zeit die Frechheit gehabt hatten, ihm die Stirn zu bieten, und deren Nachbarschaft er fortwährend als eine für das im Glauben einige Frankreich seelenverderbliche ansah, Rache zu nehmen. Und er nützte diese Gelegenheit bis aufs äußerste aus. Der Herzog von Savoyen war schwach genug, über seine Unterthanen, die ihre Haut für ihn zu Markt getragen hatten, dem Franzosenkönig volle Gewalt zu lassen. Die alten Rechte und Freiheiten

wurden den Waldensern mit einem Federstrich genommen, ihre freie Bewegung nicht nur in kirchlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten wurde durch eine Reihe klug erdachter Gesetzesbestimmungen dermaßen eingeschnürt, daß sich viele von ihnen vor die Wahl gestellt sahen, entweder das Land, das sie durch ihren glorreichen Rückzug sich erobert hatten, in einem letzten Verzweiflungskampf zu behaupten, oder aber aufs neue und für immer das Brot der Verbannung zu essen. — —

Man hörte in Maulbronn, die Waldenser haben sich zur Auswanderung aus ihren Thälern entschlossen, der Pfarrer Arnaud selbst setze das meiste Vertrauen auf den jungen Herzog Eberhard Ludwig von Wirtemberg; ja der vielgeprüfte Mann sei bereits persönlich in Stuttgart gewesen, um für sein gequältes Volk ein gutes Wort einzulegen.

Freilich standen der Aufnahme der Waldenser ins Wirtemberger Land nicht wenige Bedenken entgegen. Ängstliche Seelen meinten, der allgewaltige König von Frankreich, der den Herzog von Savoyen zur Ausweisung der Ketzer vermocht habe, werde einen neuen und willkommenen Anlaß Händel anzufangen darin finden, daß das Land Wirtemberg den Waldensern Zuflucht gewähre. Wieder andere waren der Ansicht, die durch den Krieg verödeten Gegenden sollten eher mit Landeskindern als mit hergelaufenen Welschen bevölkert werden. Die Diener der Kirche, welche um den reinen Glauben eiferten, fanden gewichtige Bedenken darin, daß diese Welschen keine Glaubens-

verwandten des in Wirtemberg allein gültigen lutherischen Bekenntnisses seien.

Allein man wußte auch in Maulbronn, daß der jugendliche Herzog alle diese Bedenken niedergeschlagen habe. Und so war der Vogt Greber nicht sehr überrascht, als er eines Tages von Stuttgart die Weisung erhielt, er solle sich zwischen Maulbronn und Dürrmenz-Mühlacker oder an andern geeigneten Orten des Amtes nach Plätzen umsehen, an denen sich etliche hundert waldensische Familien ansiedeln könnten. Er möge dafür sorgen, daß es den Neueingewanderten nicht an Saatgut fehle, um die verwüsteten und zerstampften Felder wieder zu bestellen, auch nicht an Rebstöcken, die hart mitgenommenen Weinberge aufs neue zu bepflanzen. In der Ausübung der Religion solle man den Waldensern nicht nur alle geziemende Freiheit lassen, sondern ihnen auch Vorschub leisten, daß ihnen ein Gotteshaus eingeräumt werde, entweder für immer oder wenigstens vorübergehend.

Letzteres Anliegen war dem gottesfürchtigen Vogt besonders wichtig; da er aber voraussah, daß die Dürrmenzer, obwohl sie 134 leere Hofstätten in ihrer Gemeinde zählten, ihre Dorfkirche mit den Fremdlingen nicht teilen werden, so beriet er sich mit dem Dürrmenzer Pfarrer und mit dem Klosterpräzeptor Zeller, ob nicht das außerhalb des Ortes stehende Peterskirchlein, eine alte Friedhofkapelle, den Neuankommenden für ihren Gottesdienst eingeräumt werden könnte.

Da er sich ferner sagte, daß, was die Anlage neuer

Weinberge betreffe, niemand besser Rat erteilen könne als der Elfinger Weingartmeister, so zog er auch noch den alten Burkard als Sachverständigen bei.

So wanderten die drei Männer: der Vogt, der Klosterpräzeptor und der Weingartmeister an einem nebelfeuchten Aprilmorgen von Maulbronn über den waldigen Bergrücken hinüber ins Enzthal, wo sich am Fuß der Felsenruine Löffelstelz das Zwillingsdorf Dürrmenz-Mühlacker ausbreitet. Carl Maximilian, der zu einem stattlichen Knaben herangewachsen war, hatte sich's ausgebeten, die Männer begleiten zu dürfen, und da der Baumeister Nette immer noch keine Miene machte, den Jungen in seine Lehre zu berufen, so hatte der Klosterpräzeptor seinem Wunsch gerne willfahrt.

Während sonst das Land fast allenthalben die Spuren kriegerischer Verwüstung zeigte, bot der dichte Buchenwald mit seinen schnurgeraden grasbewachsenen Wegen, mit seinen hochragenden Stämmen, an denen die Knospen hoffnungsfreudig schwollen, mit seinem zahlreichen Rotwild, das, ohne die Menschen sonderlich zu scheuen, in den Lichtungen zwischen den Büschen erschien, ein Bild unentweihten Friedens.

Carl Maximilian sammelte einen Strauß von Frühlingsblumen, wie sie zwischen Gras und Moos standen; doch entging ihm von dem ernsten Gespräch, welches die rüstig dahinschreitenden Männer führten, nicht leicht etwas Wichtiges.

„Die Welschen," meinte der Vogt Greber, „werden

auch die Seidenraupenzucht in unserem Land einführen, und wenn ich nur wüßte, woher ich Maulbeerpflanzen beziehen könnte, so wollte ich gleich ein Stück Land mit Seidenraupenfutter anpflanzen lassen."

„Seide macht hochmütig," warf der Weingartmeister ein, „die Fremdlinge sollen in der Demut bleiben und den Weinstock pflanzen, das ist besser denn Seide."

„Und noch besser als Seide und Weinstock," fügte der Klosterpräzeptor bei, „ist das Wort Gottes. Das werden die Welschen mitbringen aus ihren Alpenthälern, uns aber liegt ob, ihnen eine Stätte zu bereiten, daß die Schwalbe ein Nest bauen, und daß das Wort Gottes frei verkündet werden mag."

Der Wald lichtete sich, die Wanderer traten auf eine vorspringende Anhöhe und blickten hinab in das weite Wiesenthal, durch welches sich die Enz schlängelt.

„Die Halde hier," meinte Burkard, „ist für einen Weinberg wie geschaffen, die Lage ist sonnig; in der Sohle des Thales ist so viel Feuchtigkeit, daß der Nebel im Herbst aufsteigen und die allzu dickhäutigen Beeren beizen mag. Gegen Mitternacht und gegen Morgen schützt der Wald."

„Ja, hier ist gut Hütten bauen," bestätigte der Vogt, „und wenn ich an Stelle der Welschen zu wählen hätte, so würde ich mich dort unten am Fuße des Hügels ansiedeln."

„Nun ging es vollends rasch hinab ans Ufer des Flusses und über die hölzerne Brücke ins Dorf Dürrmenz.

Unter dem rundbogigen Thore des Pfarrhauses kam der Dürrmenzer Geistliche den Maulbronnern mit der überraschenden Nachricht entgegen, die Welschen seien zum Teil gestern abend schon eingetroffen. Der Pfarrer Henri Arnaud und einer seiner Begleiter mit Namen Renaudin befinden sich oben im Studierzimmer.

Wenige Augenblicke hernach stand der Klosterpräzeptor dem Mann gegenüber, den er so manchmal in seinen lateinischen Stilübungen als einen großen Helden gefeiert hatte. Er lernte in ihm einen Mann von feinem Benehmen kennen, welchem man es anmerkte, daß er auch mit den Großen dieser Welt, mit Fürsten und Königen zu verkehren gewohnt war. Deutsch sprach Henri Arnaud äußerst mangelhaft, um so mehr konnte Christoph Zeller seine Bekanntschaft mit der französischen Sprache verwerten.

Inzwischen besichtigte Paul Renaudin mit dem Vogt und dem Weingartmeister unter Führung Carl Maximilians das Peterskirchlein. Da Paul Renaudins deutsche Sprachkenntnisse nur in etlichen unterwegs aufgelesenen Brocken bestunden, Greber dagegen nur wenig und der Weingartmeister gar kein Französisch sprach, so machte Carl Maximilian mit hohem Selbstgefühl den Dolmetscher. Er besorgte das so gewandt, daß das einemal die beiden Schwaben höchlich erstaunten, das anderemal der Welsche den Ausdruck seiner Freude über den aufgeweckten Knaben kaum zurückhalten konnte. Gleich in der ersten Viertelstunde hatte Paul Renaudin seinen Führer und Dolmetscher von Herzen lieb gewonnen.

Im Verlauf des Gesprächs erfuhr Carl Maximilian, daß die neuangekommenen waldensischen Männer nach Wirtemberg vorausgesandt worden seien, wie die Kundschafter ins gelobte Land, doch haben sie keine schlimmen Absichten. Von den Weibern und Kindern der Waldenser befinden sich die allermeisten noch in der Schweiz, in den gastfreundlichen Städten Bern und Zürich, sie werden erst im Verlauf einiger Monate allmählich nachkommen, wenn durch die Männer das Gröbste der Ansiedlerarbeit besorgt sei. „O mein Sohn," sagte Paul Renaudin, „wie freue ich mich auf die Ankunft meiner Gattin, und wie sehr wird sich meine Marguerite freuen, Dich kennen zu lernen; denn sie hat kein Kind."

Ein paarmal lag unserem Türkenknaben das Wort auf der Zunge, er sei auch vor Jahren als ein Fremdling ins Schwabenland gekommen, aber er bezwang sich; der Klosterpräzeptor hatte ihm bald nach der Taufe verboten, von seiner türkischen Abkunft ohne Not mit irgend jemand zu reden.

Sie standen am Peterskirchlein. Es war dazumal, wie es heutzutage noch ist, klein, unscheinbar und zerfallen. Aber Paul Renaudin erklärte, die Waldenser werden mit herzlichem Dank gegen Gott und Menschen hier singen, beten und die Predigt hören, wenn man ihnen diese Kapelle einräumen wolle. Dann pries er mit beredten Worten den hochherzigen Edelmut des jungen wirtembergischen Fürsten und die Schönheit des Schwabenlandes.

Sie kehrten ins Dürrmenzer Pfarrhaus zurück, und

nachdem sie am gastlichen Tische des Pfarrers sich erquickt hatten, besichtigten sie alle miteinander den Platz, welchen der Vogt Greber als künftige Ansiedlung der Waldenser bezeichnet hatte.

„Wie heißt der Berg?“ fragte Henri Arnaud den Klosterpräzeptor, indem er wehmütigen Blicks den bescheidenen Hügel mit den himmelanstrebenden Bergen seiner heimatlichen Thäler verglich.

„Der Berg hat keinen sonderlich einladenden Namen,“ erwiderte Christoph Zeller, „er heißt — Sauberg.“ Er nannte den Namen zuerst gut deutsch, dann übersetzte er ihn in richtiges Französisch. „Übrigens,“ fuhr der Klosterpräzeptor fort, „sind nicht die Säue gemeint, sondern die Sauen, die Wildschweine, die den Acker umwühlen.“

Henri Arnaud lächelte. „Die Wildschweine werden es gestatten müssen, daß künftig wir an ihrer Statt das Erdreich bearbeiten. Und wir wollen unsere neue Ansiedlung Schönenberg nennen, mit deutschem Namen, zum Zeichen, daß wir keine Fremdlinge unter euch zu bleiben gedenken!“

Beim Abschied bat Paul Renaudin den Klosterpräzeptor, er möge seinen Sohn hie und da auf einen Tag von Maulbronn herüberschicken, er werde als Dolmetscher den Waldensern die nützlichsten Dienste leisten.

„Willst Du, Carl?“ fragte Christoph Zeller.

„O ja!“ stammelte der Knabe errötend. „Ich will diesen braven Leuten Schönenberg bauen helfen.“

Die Männer lachten.

Aber Carl Maximilian hielt sein Wort. Mit einer Umsicht und Thatkraft, mit einer Zähigkeit und Ausdauer ohnegleichen gingen die waldensischen Ansiedler ans Werk, sich häuslich einzurichten.

Von Dürrmenz herüber nach Schönenberg wurde eine etwas holperige Straße angelegt, die Gassen der neuen Ansiedlung wurden abgesteckt, die Häuser wuchsen aus dem Boden. Die wüstliegenden Äcker wurden, soweit es die vorgerückte Jahreszeit noch erlaubte, fleißig bestellt; hier grünte eine junge Maulbeerpflanzung, dort zog sich an mittäglicher Halde ein Weinberg hinan. Das Bauholz durften die Ansiedler mit herzoglicher Erlaubnis von den Blockhäusern nehmen, welche längs des Landgrabens wider die Franzosen errichtet worden waren. Sie gelobten ihrem neuen Landesherrn, wenn die Franzosen je wieder einen Besuch im Schwabenland machen wollen, so werden sie sich den alten Feinden entgegenstellen als eine lebendige Mauer, wie bei Salabertrand, wie auf der Balsille! Außerdem gewährte Herzog Eberhard Ludwig den Ansiedlern vollkommene Abgabenfreiheit auf zehn Jahre.

Carl Maximilian aber wanderte alltäglich in der Morgenkühle durch den prächtigen Buchenwald von Maulbronn nach Schönenberg, um, wie er versprochen hatte, das Dorf bauen zu helfen. Paul Renaudin gab ihn einem alten erfahrenen Maurermeister in die Lehre, und dem Lehrling war auch der geringste Handlangerdienst nicht zu gering. Es ist aber in allen Stücken wie beim Bauwesen; wer etwas Tüchtiges lernen will, darf sich nicht

schämen, unten anzufangen. Und Carl Maximilian lernte die Handgriffe der Baukunst tüchtig; noch nie war er so lebenslustig gewesen wie in diesem heißen Sommer bei harter, heißer Arbeit. Wenn er abends nach Hause ging, meinte er, die Vögelein des Waldes haben früherhin nie so herzerquickend gesungen, und er sang mit ihnen um die Wette im einsamen Walde. Kunstwerke waren es freilich nicht, an denen Carl Maximilian mitarbeitete, die hohen Gedanken, wie sie unserem jugendlichen Baumeister von den kühnen Hallen des Klosters her vorschwebten, kamen in den Hütten Schönenbergs keineswegs zum Ausdruck. Selbst das Haus des Pfarrers und Kriegsobersten Henri Arnaud war nichts weiter denn eine niedrige langgestreckte Hütte; nur mit Mühe schlug es Carl Maximilian heraus, daß dem von ihm hochverehrten Geistlichen im Giebel des Pfarrhauses eine bescheidene Studierstube eingerichtet wurde.

Am Sonntag blieb Carl Maximilian in der Regel in Maulbronn, zuweilen erhielt er aber auch an diesem Tag von seinem Pflegvater die Erlaubnis, seine geliebten Waldenser aufzusuchen. Dann ging er hinüber nach Dürrmenz, wo sich ein Teil der Ansiedler das „welsche Dörfle", wie es die Schwaben nannten, gebaut hatte, und hörte in dem leidlich hergerichteten Peterskirchlein den Pfarrer Arnaud predigen.

Weit mehr als seine Bauthätigkeit schätzte Paul Renaudin die Gabe des Knaben, zu dolmetschen. Wo es zwischen den Welschen und den Schwaben etwas zu schlichten

gab — und es gab manches zu schlichten — wurde Carl Maximilian Zeller herbeigerufen. Und schon sein treuherziger Blick erstickte manchen Keim des Haders im Entstehen.

Gleichwohl ging bei der Gründung Schönenbergs nicht alles glatt und eben ab. Der Vogt Greber stand zwar dem Pfarrer Arnaud mit Rat und That bei; der Weingartmeister Burkard verwendete jede freie Stunde, welche er erübrigen konnte, darauf, den Eingewanderten den Weinbau nach schwäbischer Art zu zeigen. Der Klosterpräzeptor besuchte fleißig die im Werden begriffene Ansiedlung und tröstete die Kleinmütigen mit einem lateinischen Vers oder mit einem deutschen Sprichwort: Rom sei nicht an einem Tage erbaut worden. Dennoch meinte der Pfarrer Arnaud manchmal, die Schwierigkeiten türmen sich vor seinen Augen noch höher auf, als seiner Zeit die Alpenberge beim glorreichen Rückzug. Aber er hielt an seinem Wahlspruch fest: Mannesmut kennt kein Wanken. Er teilte Arbeit, Leid und Freud mit seiner Gemeinde, er richtete die Verzagten auf, er hielt die Verwilderten in Zucht und Ordnung, er tröstete die Heimwehkranken. Gott versteht alle Sprachen" — pflegte er zu sagen — wenn nur das Gebet von Herzen kommt. Arbeitet, faßt Mut, vertraut auf ihn!"

So ging der Sommer dahin. Die Ansiedlung gedieh. Aber als der Herbstwind dem neugepflanzten Maulbeergesträuch die Blätter abstreifte, regte sich bei den Ansiedlern stärker als während der Zeit emsiger Arbeit das

Heimweh nach ihren Weibern und Kindern, die immer noch in den Städten der gastlichen Schweiz weilten.

An einem nebelgrauen Winternachmittag sagte Paul Renaudin zu Carl Maximilian Zeller: „Mein Sohn, thu mir den Gefallen und mache Dich auf den Weg gen Dürrmenz. Uns ist die Nachricht zugekommen, daß heute abend noch die Familie des Herrn Pfarrers und mit ihr wohl auch meine Frau eintreffen wird. Nun ist Herr Arnaud durch dringende Gemeindeangelegenheiten abgehalten, seinem Herzenswunsch zu folgen und den Seinigen entgegen zu eilen. Und was mich betrifft, so wird es besser sein, ich unterstütze den Herrn Pfarrer, als ich gehe aufs ungewisse meiner Frau entgegen. Also magst Du unsere Stelle vertreten und die Frauen von Dürrmenz aus vollends hieher geleiten."

Carl Maximilian machte sich, während vom Himmel die Schneeflocken wirbelten, sogleich auf die Beine; als er an dem Hohlweg anlangte, der über die letzte Anhöhe vor Dürrmenz führt, kam ihm bereits der Vortrab des Pilgerzuges entgegen. Die Weiber und Kinder sahen freilich von der langen Reise erschöpft aus; doch glänzte die freudige Hoffnung, bald mit den Ihrigen vereinigt zu werden, auf allen Gesichtern. Carl Maximilian erkundigte sich nach der Frau Pfarrer Arnaud. Es hieß, ihr Wagen befinde sich am Ende des Zuges. Der Knabe drängte sich, eine Seitenwand des Hohlwegs erkletternd, an den hochbeladenen Wagen mit ihren knarrenden und tief ins regendurchweichte Erdreich einschneidenden Rädern vorüber

und rief von Zeit zu Zeit den Namen: Frau Arnaud oder Frau Renaudin. Aber wenn er überhaupt eine Antwort aus der Tiefe erhielt, lautete sie immer und immer wieder: Weiter zurück! Weiter zurück! So kam er endlich zu dem letzten Wagen, der, von dem übrigen Zuge getrennt, am Fuße des Hügels stand. Der Wagen stand stille, die Pferde ließen verdrossen den Kopf hängen, der Fuhrmann lief unschlüssig hin und her und sah noch verdrießlicher aus als das ungute Dezemberwetter. Im Wagen selbst saß nur ein kleines hübsches Mädchen und weinte laut.

„Führt Ihr die Frau Pfarrer Arnaud und die Frau Renaudin nach Schönenberg, guter Freund?“ redete Carl Maximilian den Fuhrmann an.

„Weiß nicht!“ brummte der, „kann die welschen Namen nicht behalten. Lumpengesindel! Verdammtes Pack! 's ist rein unmöglich, auf den heillosen Wegen bei dem abscheulichen Wetter vorwärts zu kommen. Da soll ich jetzt wieder nach Dürrmenz zurück und Vorspann holen. Ja, wenn ich Lust hätte — daß mir am End meine Gäule noch krank werden und verrecken.“

„Seid nicht so unwirsch,“ begütigte Carl Maximilian. „Wenn Ihr selbst keine Vorspannpferde in Dürrmenz zu holen Lust habt, so will ich an Eurer Statt gehen. Geduldet Euch eine halbe Stunde, dann bin ich mit den Pferden da.“

In diesem Augenblick trat eine hochgewachsene Frau von vornehmer Haltung hinter dem Wagen vor, eine

andere Frau stemmte sich mit etlichen Kindern hinten gegen den Wagen, um ihn vorwärts zu bringen; aber sie vermochten nichts mit ihren schwachen Kräften. Die Kinder zitterten vor Frost und Nässe.

Carl Maximilian begrüßte in französischer Sprache die Frauen und setzte ihnen mit kurzen schlichten Worten den Zweck seines Kommens auseinander.

Frau Renaudin stieß einen Freudenschrei aus und rief: „Nun ist alles gut; Gott hat uns einen Engel gesandt, uns aus der Not zu helfen. Nun haben wir doch eine Seele, mit der wir uns verständigen können, denn von unseres Fuhrmanns Mundart verstehen wir kaum eine Silbe.“

Carl Maximilian forderte den Fuhrmann noch einmal auf, in Dürrmenz Vorspannpferde zu holen; der aber erwiderte trotzig: „Ja, wenn ich mag. Ich habe mich jetzt genug abgeplagt um des welschen Gesindels willen. Von Anfang an ist's ausgemacht gewesen, daß ich bis Dürrmenz fahren soll, und jetzt soll ich in Nacht und Nebel hineinfahren, der Teufel weiß, wohin.“

„Der Teufel weiß es nicht, Landsmann, aber ich weiß es. Die Reise geht nur noch nach Schönenberg, und das ist kaum eine halbe Stunde.“

„Ist mir ganz egal,“ polterte der Fuhrmann weiter. „Seit Nürtingen habe ich keinen Fuhrlohn mehr gesehen. Und wenn ich meinen Lohn verlange, thun die Weiber, wie wenn sie dickohrig wären. Nein, ich fahre keinen Schritt weiter, und ehe ich Vorspann hole, spann ich

lieber meine Gäule aus und laß den Wagen im Dreck stehen; dann kann das Zigeunerpack sehen, wie es vollends an Ort und Stelle kömmt."

„Der Mann befürchtet, er möchte um seinen wohlverdienten Lohn kommen," dolmetschte Carl Maximilian des Rosselenkers rauhe Rede den Frauen. Er sagte es ungern, aber er hatte keinen Pfennig bar Geld in der Tasche.

Die Frauen wechselten einen verlegenen Blick miteinander. Der Frau Pfarrer stürzten die Thränen über die errötenden Wangen. Frau Renaudin aber gewann rasch ihre Fassung wieder und sagte mit aufrichtigem Lachen: „Uns ist das Geld ausgegangen, lieber junger Freund, wir haben alle diejenigen, die jetzt einen Vorsprung vor uns gewonnen haben, so lang unterstützt, bis wir selbst nichts mehr hatten und elendiglich stecken blieben."

Da knüpfte Carl Maximilian seinen Wammskragen, der ihn bisher gegen Regen und Schnee geschützt hatte, auf, zog mit einem raschen Ruck seine lang verwahrte Goldmünze hervor und reichte sie dem Rosselenker. „Hier, Landsmann," sagte er, „Ihr sollt nicht zu kurz kommen." Es hatte ihn einen harten Kampf gekostet, die Münze herzugeben, aber den Fuhrmann rührte das Opfer des Knaben wenig. Er wendete das Goldstück zwei-, dreimal in der Fläche seiner schwieligen Hand um und sagte gleichgültig: „Das ist kein rechtes Geld und hat gar keinen Wert."

„Es ist Gold, echtes Gold," beteuerte Carl Maximilian.

„Kann sein; aber in Dürrmenz oder in Stuttgart nimmt mir's kein Jude ab."

„Behaltet's einstweilen als Pfand," erwiderte Carl Maximilian. „Sobald wir nach Schönenberg kommen, sollt Ihr bei Heller und Pfennig bezahlt werden; ich steh' Euch gut dafür."

„Das läßt sich hören," erwiderte der Fuhrmann, „und mit Dir kann man doch eher ein vernünftiges Wort reden, als mit den Weibsleuten." Er kratzte sich hinter den Ohren. „Nun, wenn man's beim Licht besieht, brauch' ich Dein Pfand eigentlich nicht. Da hast Du's wieder."

„Nein, nein, das dulden wir nicht," fiel Frau Renaudin ein, die nunmehr erst verstand, um was es sich zwischen dem Fuhrmann und dem Knaben eigentlich handelte. „Das dulden wir nicht, mein lieber junger Freund, daß Du um unsertwillen ein Kleinod drangiebst, das Dir gewiß ein liebes und teures Andenken ist."

„Es ist ein Andenken an meine liebe Mutter," erwiderte Carl Maximilian, „aber ich gebe es gerne her, und ich werde es ja wieder einlösen."

Frau Renaudin nahm dem Fuhrmann das Goldstück aus der Hand, eine Schneeflocke fiel auf sein Gepräge, und als der Schnee zerschmolz, glänzten der Frau die türkischen Schriftzüge entgegen.

Sie wurde bleich vor Schreck und Überraschung. „Woher hast Du dieses Goldstück?" — stammelte sie. — „Wer hat es Dir gegeben, mein — mein lieber junger Freund? Wo ist der, der es zuletzt getragen hat, ehe es in Deinen Besitz kam?"

„Getragen hat es außer mir niemand, sondern ich habe es stets als ein Heiligtum verwahrt; gegeben hat mir's meine liebe Mutter, die ich seit meinem dritten Lebensjahre nicht mehr gesehen habe. Ich bin nämlich eigentlich kein Waldenser, gnädige Frau, sondern —"

Er stockte. „Ein Deutscher?" fragte sie atemlos.

„Nein, auch eigentlich kein Deutscher, sondern, Ihr werdet es vielleicht kaum glauben, ein — ein Türke. Ich bin seit elf Jahren und drüber im Kloster Maulbronn, aber —"

„Großer Gott," rief Frau Renaudin, „Maulbronn, Kloster Maulbronn, das war das letzte Wort, mit dem Pierre Roux starb. Aber eigentlich bist Du von Belgrad?!"

„Gewiß, gnädige Frau, von Belgrad; aber woher wißt Ihr —"

„Und Dein Name ist Mustapha?" rief sie außer sich vor freudiger Bestürzung.

„Mustapha hieß ich bis zu meiner Taufe. Jetzt nennt man mich Carl Maximilian Zeller."

Da schwanden der Frau, die nach elfjähriger Trennung ihr totgeglaubtes Kind wieder gefunden hatte, die Sinne. Einen Blick sandte sie empor zum grauen schwäbischen Winterhimmel, aus dessen Wolken die Schneeflocken wirbelten, der aber vor ihren Blicken so hell und licht erglänzte, als wäre er mit jubilierenden Engeln erfüllt. Einen Augenblick lehnte sie sich wie sterbensmüde an den Wagen, dann aber schlang sie die Arme um ihren Sohn und ließ nicht ab, ihn zu herzen und zu küssen.

Frau Arnaud und ihre Kinder standen starr vor freudigem Schrecken. Dem schwäbischen Rosselenker aber kam die ganze Sache, von der welschen Sprache abgesehen, völlig unverständlich vor. Er meinte, diese Leute seien zum mindesten verhext, und es ward ihm schwül um die Brust. Darum lief er querfeldein Dürrmenz zu und schrie erst, nachdem er etliche fünfzig Schritte gelaufen war, mit Bärenstimme gegen den pfeifenden Nordwest: „Seid nur zufrieden, ich hole Vorspann; seid nur zufrieden und macht mir meine Gäule nicht scheu.“ —

Carl Maximilian aber hing sprachlos am Halse seiner Mutter.

---

9. Im Hospiz des Mont Cenis.

Das war ein großer Jubel in dem kleinen Dorf Schönenberg, als Carl Maximilian Zeller mit den beiden Frauen und mit Pfarrer Arnauds Kindern — die kleine Babette Arnaud, das Kind, das weinend im Wagen gesessen war, trug er durchs Schneegestöber auf seinen Armen — mit der anbrechenden Dämmerung im Pfarrhaus anlangte.

Des Pfarrers geräumige Studierstube war fast zu klein, alle die Leute zu fassen, die sich am irdenen Kachelofen die Kleider trockneten. Das war ein Fragen und Erzählen, ein Scherzen und ein ernsthaft Reden, ein Weinen und Lachen durcheinander.

Die Mutter hätte begreiflicherweise den wiedergefundenen Sohn am liebsten gleich ganz da behalten. Aber Carl Maximilian hätte keines von beiden über sich gebracht: seine Maulbronner Pflegeltern durch sein längeres Ausbleiben in Sorge zu versetzen, oder aber ihnen durch einen Boten die Freudenkunde, daß er seine Mutter gefunden habe, überbringen zu lassen.

Er riß sich also, nachdem er die Wonne des Wiedersehens mit vollen Zügen genossen hatte, aus den Armen seiner Mutter und wanderte durch die Nacht Maulbronn zu. Der Pfad durch den finstern Wald war mehr als schlecht. Carl Maximilian aber schritt so munter und flink dahin, als ob ihn sein Schutzengel geleitete und alle Anstöße aus dem Weg räumte. In Maulbronn angekommen, erzählte er das Wiederfinden seiner Mutter als etwas so Selbstverständliches, daß ihn der Klosterpräzeptor anfangs fragte, ob er bei gesunden Sinnen sei, oder ob er sich diese wunderbare Geschichte bei seiner einsamen nächtlichen Wanderung durch den Wald zum Zeitvertreib zusammengesetzt habe.

Am andern Morgen eilte Carl Maximilian noch vor Tagesgrauen nach dem Elfinger Berghaus. Der Weingartmeister und sein Weib hörten seine Erzählung, ohne einen zweifelnden Einwurf zu machen, mit gefalteten Händen an; alsdann ging er hinüber nach Schönenberg.

Und mit der Zeit wurde er ein Schönenberger und galt, nachdem er den Namen Renaudin angenommen hatte, für einen Waldenser. In der Gemeinde machte er sich

nützlich, so gut er nur irgend konnte; jedermann hatte den anstelligen Knaben lieb; an den langen Winterabenden erzählte ihm seine Mutter von Belgrad und von Konstantinopel, sein neuer Pflegvater die Geschichte der Waldenser vom grauesten Altertum an. Besonders innig schloß er sich an den Pfarrer Henri Arnaud an, und des Pfarrers jüngstes Töchterlein Babette war ihm trotz des merklichen Unterschieds der Jahre bald eine traute Gespielin. Doch vergaß er den Klosterpräzeptor und den Weingartmeister nicht. Wenn er einen freien halben Tag hatte, sprach er in Maulbronn oder auf dem Elfinger Berghaus ein. Auch dem Herrn von Breitenfels bewahrte er ein liebevolles Andenken.

Im folgenden Frühjahr legte er mit dem Pfarrer einen Garten an. Arnaud pflanzte in diesen Garten ein dazumal in Wirtemberg noch fast ganz unbekanntes Knollengewächs, das er durch seinen Landsmann Anton Seignoret im Dorfe Wurmberg, Maulbronner Amts, erhalten hatte, und von dem man sagte, es vermöge in den Zeiten der Teurung den Armen das tägliche Brot zu ersetzen. Als sie aber im Herbst die Kartoffeln aus dem Erdboden nahmen, kam in Begleitung des Klosterpräzeptors der Herr von Breitenfels dazu und erklärte mit einer Art von gutmütiger Eifersucht, alle seine Rechte an den Knaben, welchen er vor Jahren in Belgrad erkauft, habe er denn doch noch nicht abgetreten. Er verlange darum entschieden, daß der Knabe nunmehr etwas Bestimmtes und Tüchtiges lerne und einen Lebensberuf ergreife. Er

habe mit dem Baumeister Nette in Stuttgart den Lehrvertrag abgeschlossen.

So galt es für Mutter und Sohn, wiederum auf längere Zeit Abschied zu nehmen. Aber Frau Renaudin versprach, sich willig in diese Trennung zu fügen, da sie wohl einsah, wie gut es der Herr von Breitenfels mit ihrem Sohn meine. Der Klosterpräzeptor bemerkte scherzend, es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn einer, der nahezu ein halb Dutzend Pflegväter habe, wie Carl Maximilian, nicht zu guter Letzt etwas Tüchtiges würde.

So ging Carl Maximilian nach Stuttgart, und von dort nahm ihn der Baumeister Nette bald mit nach Neckarweihingen; denn eine halbe Stunde oberhalb Neckarweihingen gedachte der Herzog Eberhard Ludwig ein großartiges Schloß zu bauen. Später sollte sich an das Schloß eine Stadt anschließen. Also half Carl Maximilian im Lauf der nächsten Jahre das Ludwigsburger Schloß bauen.

An Arbeit fehlte es dem jungen Baugesellen nicht, denn das Schloß sollte nach der Anzahl der Tage im Jahr dreihundertfünfundsechzig Gemächer in sich befassen oder, je nachdem man zählte, auch dreihundertsechsundsechzig.

Ein reges Leben und Treiben entfaltete sich auf der früher so einsamen Hochfläche zwischen Neckar und Enz, wo bis dahin nur ein paar Meiereien in der Stille des Waldes gestanden waren, als es dem wirtembergischen Herzog gefiel, dorthin sein weitläufiges Hoflager zu verlegen. Es ging freilich nicht alles glatt und eben ab

beim Bau von Schloß und Stadt Ludwigsburg; mancher Balken, der behauen werden mußte, war ein Sperrholz, und mancher Stein, der eingefügt werden sollte, ein ungefüger Block. Die Männer, die den Bau zu leiten hatten, schmiedeten manchmal arglistigen Rat wider einander, so daß mehr als einer in die Ungnade des Herzogs fiel; den welschen Künstlern insbesondere sagte man nach, daß sie ohne Rücksicht auf die steuerzahlenden Schwaben nur darauf bedacht seien, Geld in ihren Beutel zusammenzuraffen. Das Land Wirtemberg und insonderheit das Amt Markgröningen, in dessen Bezirk die neue Stadt erwuchs, sahen übel und scheel zum Werden und Wachsen der neuen Stadt, denn sie drohte ein Baum zu werden, welcher ältere Pflanzungen überschattete und abtrieb. Die Bauern, welche Fronfuhren zu leisten hatten, waren noch weit widerhaariger als der Fuhrmann, welchen Carl Maximilian zwischen Dürrmenz und Schönenberg beschwichtigt hatte.

Immerhin wuchs die neue Anlage, und an den Schönheiten, die beim Bau des Schlosses in der Sprache der Steine zum Ausdruck kamen, freute sich Carl Maximilian aufrichtig.

Wenn er die großartigen Baupläne, die für Stadt und Schloß Ludwigsburg entworfen wurden, mit dem verglich, was in der bescheidenen Ansiedlung Schönenberg allmählich fertig geworden war, so kam ihm Schönenberg fast zwerghaft vor. Und doch hatte Schönenberg es ihm angethan; denn dort in dem langgestreckten Pfarrhaus, in dessen Garten der Pfarrer und vormalige Kriegsoberste

Henri Arnaud friedlich seine Kartoffeln baute, blühte eine Jungfrau heran, welche Carl Maximilian zwölf Jahre zuvor durchs Schneegestöber getragen hatte. Sie blühte stattlich heran, so niedrig auch die paar Stuben des Pfarrhauses waren, sie war für den bejahrten vielgeprüften Pfarrer und sein Ehegemahl, nachdem sie alle ihre andern Kinder in die Nähe oder Ferne hatten fortgeben müssen, die Freude und Wonne ihres Alters; sie war eine Tröst-einsamkeit für Frau Marguerite Renaudin. Ein junger Baugesell aber, der manchmal am Sonntag in aller Gottesfrühe, wenn die Arbeit am Schloß Ludwigsburg ruhte, den weiten Weg von Ludwigsburg nach Schönenberg zu Fuß zurücklegte, um eine Predigt des Pfarrers Arnaud zu hören, betrachtete das Pfarrerstöchterlein mit noch größerem Entzücken. Doch sagte er vorläufig kein Wort von dem, was sein Herz bewegte, weder der Jungfrau noch seiner Mutter.

Er sagte auch kein Wort, als er eines Tages von dem Herrn von Breitenfels einen gewichtigen Brief erhielt. Der Herr von Breitenfels schrieb dem jungen Baumeister, er wünsche, daß Carl Maximilian das Stipendium, das ihm zugefallen wäre, wenn er in Tübingen die Gottesgelehrsamkeit studiert hätte, zu einer Reise nach Italien verwende; denn der Hauptmann und Baumeister Nette sei der Meinung, daß man die feinste Stukkaturarbeit und überhaupt den richtigen Geschmack nur in Welschland kennen lerne. Er solle sich also auf künftigen Herbst bereit halten, über die Alpen zu gehen.

Carl Maximilian war hocherfreut über diese neue Wohlthat seines edeln Gönners. Doch war der Abschied, den er in Schönenberg nahm, schwer und bitter; Paul Renaudin ermahnte den Pflegsohn, seine Seele in acht zu nehmen in der Höhle des Drachen, seine Mutter legte ihm ans Herz, er solle auf dem Rückweg die Thäler der Waldenser aufsuchen. Babette Arnaud war am Tage nach dem Abschied still und in sich gekehrt.

Carl Maximilian pilgerte nach Welschland und brachte einen Winter in Florenz, den Sommer in den hochgelegenen Städten der Apenninen und den darauf folgenden Winter in Rom zu. Da er mit gewichtigen Empfehlungen versehen war, so hatte er überall Zutritt, wo es für seine Kunst etwas zu lernen gab, und dieweil er es mit seinem Beruf sehr ernst nahm, blieb er vor allem bewahrt, was sonst im welschen Lande den Sinn des nordischen Pilgers bethören mag. Bevor Carl Maximilian zum zweitenmal den Frühling in Italien einziehen sah, meinte er so viel gelernt zu haben, daß er mit Ehren nach Deutschland zurückkehren könne.

Er brach von Rom auf und besuchte die Alpenthäler, in denen Paul Renaudin für seinen Glauben gestritten hatte, und wo seine Mutter getauft worden war.

Noch herrschte der Winter mit ungebrochener Strenge in den Alpenthälern, als Carl Maximilian sich anschickte, zu Fuß über den Mont Cenis zu pilgern. Man warnte den Jüngling in Salabertrand vor der Tücke der Witterung, man redete ihm zu, er solle bessere Jahreszeit ab-

warten. Aber er ließ sich nicht halten, unwiderstehliche Sehnsucht zog ihn ins deutsche Land. Er erreichte auch glücklich die Herberge am Paß Mont Cenis, wo Paul Renaudin und seine Mutter sich zum erstenmal gesehen hatten; dort blieb er über Nacht und sein Herz war voll Erinnerungen an alte vergangene Tage.

Am andern Morgen brach er sehr zeitig auf, um gegen Mittag das Hospiz des Mont Cenis zu erreichen. Der alte Wirt, der ihn vor die Thüre der Herberge geleitete, schüttelte den Kopf, als er die im Westen hinter den Bergriesen heraufziehenden weißgrauen Wolken gewahrte.

Je höher Maximilian stieg, desto schneidiger und eisiger wehte die Luft. Zierliche Schneesternchen fielen aus dem wolkenbedeckten Himmel auf sein braunes Gewand, und nun fing es ernstlich zu schneien an. Er ließ sich's nicht anfechten, sondern wanderte rüstig weiter, zwei, drei Stunden. Der Weg wurde immer schlechter, der Wind war gegen Norden umgesprungen und jagte dem Wanderer scharfkantige Eiskörner ins Gesicht; doch ihn ergötzte das tolle Treiben der Windsbraut.

Endlich hatte Carl Maximilian die Paßhöhe erreicht, aber er war dessen nicht sicher, denn er sah in dem heftigen Schneegestöber kaum zwölf Schritte vor sich. Von einem gebahnten Weg war nun keine Spur mehr zu sehen. Der Wanderer stampfte, bis an die Kniee einsinkend, im sturmverfegten Schnee, seine Kleider starrten vor Eis. Doch, halt, dort rechter Hand ragten die Spitzen des Wachholdergesträuchs aus den Schneewehen, und die Fels-

wand mußte gegen das Ungestüm des Sturmes wenigstens einigen Schutz gewähren.

Er besann sich, ob er nicht umkehren solle nach der Herberge. Aber er besann sich nur einen Augenblick. „Vorwärts!“ sagte er laut zu sich selbst. „Die Waldenser sind zu Salabertrand im Kugelregen gestanden, und ich sollte hier die paar Schneeflocken fürchten, die vor dem Hauch meines Mundes schmelzen?“

Nur einen Augenblick wollte er dort an der Felswand ruhen, um neue Kräfte zu sammeln, um dann willensstark weiter zu marschieren und das Hospiz zu erreichen. Er stäubte mit dem Rest seiner Kräfte den Schnee von einem Felsblock, setzte sich und lehnte den Kopf an die kalte Steinwand. Nur einen Augenblick wollte er ruhen.

Nur einen Augenblick! Der Augenblick wurde zur Minute, zur Viertelstunde, der Schneesturm tobte immer heftiger. Mit starren Fingern zog der Wanderer eine Brieftasche aus seinem Gewand; ein Zettel, den der Klosterpräzeptor in seinen alten Papieren aufgefunden und dem Pilger mit nach Italien gegeben hatte, fiel ihm in die Hand. Auf dem Zettel aber standen die Worte geschrieben: „Mustapha schimti anana getetschegsin“. — Mustapha, du wirst jetzt zu deiner Mutter kommen. — Jetzt? — Ja! — Da war ja seine Mutter, er saß mit ihr am großen Kachelofen in der Studierstube des Pfarrers Arnaud und trocknete seine Kleider, behagliche Wärme strömte durch seine Glieder. Und er erzählte seiner Mutter, wie es ihm in Welschland ergangen sei. Und seine Mutter

nickte und lächelte glücklich, daß sie ihren Sohn wieder habe. Da war auch der Klosterpräzeptor und der Weingartmeister und der Pfarrer Arnaud. Und nun sah er seinen Vater, seinen leiblichen Vater Abu Kasim, neben sich im Schnee liegen und sein Blut sickerte langsam in den Schnee — in den Schnee auf der Höhe des Mont Cenis, und dann saß er mit dem Lieutenant Mörloth und dem Hauptmann Wucherer im Ochsen zu Vaihingen und aß Sauerkraut. Einige Augenblicke darauf saß er in der Schule zu Maulbronn, und der Schulmeister Philipp Jakob Zimmermann zeigte auf der Landkarte, wo Belgrad liege. Plötzlich befand er sich auf der Terrasse des neuen Schlosses in Ludwigsburg, die Kavaliere schritten mit ihren Galadegen auf und ab, die vornehmen Damen in ihren Reifröcken ließen sich von den Herren die Hand küssen, ihre seidenen Schleppen rauschten auf den Steinplatten — —

So wirbelten die Erinnerungsbilder vergangener Tage, toll wie die Schneeflocken im Wintersturm vorüber an dem Auge des — Träumenden, des — Erfrierenden.

Doch wie sich nach dem Schneegestöber der Himmel lichtet, so ward es jetzt ganz stille. Babette Arnaud trat zu ihm, sie hatte ein Glas dampfenden Glühweins in der Hand, sie kredenzte ihm den erquickenden Trank, beugte sich über ihn und ihre Lippen ruhten auf seinem Munde.

Der Träumer schlug die Augen auf und mußte laut lachen über seinen seltsamen Traum, denn in der That und Wahrheit war es nicht Babette Arnaud, die sich über

ihn beugte, sondern ein großer zottiger Hund mit treuherzigen Augen, welcher ihm Wangen und Hände beschnupperte. Als der Hund sah, daß der Erfrierende die Augen aufschlug, ließ er, mit den Hinterfüßen den Schnee aufscharrend, ein freudiges Gebell hören, dann rannte er in großen Sprüngen querfeldein durch das allmählich nachlassende Schneegestöber. —

Etwa eine Viertelstunde nachher stand ein ins ernste geistliche Gewand der Benediktiner gehüllter greiser Mönch vor dem an der Felswand Schlummernden. Der Mönch stellte mit der Ruhe und Umsicht, wie sie aus langjähriger Erfahrung und Übung hervorgeht, seine Belebungsversuche an dem Erstarrten an. Er rieb seine Glieder mit Schnee, er suchte ihn mit seinem Atem zu erwärmen, er träufelte ihm ein belebendes Getränke zwischen die blutleeren, starren Lippen. Klug beobachtend stand der treue Hund daneben und verfolgte bald freudig, bald ängstlich winselnd alle Bewegungen seines Herrn. Aber die Bemühungen des Klosterbruders schienen erfolglos zu sein.

„Zu spät," murmelte der Mönch, „zu spät. Schad um Dich, junges Blut! So früh schon sterben müssen, es ist herb! Und doch — ich könnte Dich beneiden, schöner Jüngling. Du liegst sanft lächelnd da; Du bist gewiß von treuen Mutterhänden, vom starken Arm eines trefflichen, tugendhaften Vaters durchs Leben geleitet worden. Du hast nicht mit vielen und großen Sünden Dein Gewissen beschwert. Keine Verirrungen — keine Unthaten — keine unseligen Erinnerungen haben sich um Dein

Sterbelager gedrängt. Mit dem Lächeln der Unschuld auf den Lippen bist Du hinübergeschlummert! Glücklicher Jüngling, ich könnte Dich beneiden!"

Er beugte sich über den Erstarrten und öffnete dessen rechte Hand, die einen zerknitterten Zettel Papier krampfhaft umfaßte. Der Mönch las, was auf dem Zettel geschrieben stand: Mustapha schimti anana getetschegsin — dann schaute er dem Toten mit einem durchdringenden Blick ins Antlitz, und das von der braunen Kapuze umrahmte Angesicht wurde weiß wie der frischgefallene Schnee. Aber nur einen Augenblick. Dann hatte er sich wieder gefaßt.

„Heiliger, gerechter, barmherziger Gott!" rief der Mönch. „Und hier — gerade hier — hier an dieser Stelle, wo — wo — es einst auch — für mich nicht zu spät war. Nein! Nein! Es kann, es darf nicht zu spät für Dich sein!"

Und wie mit frischer Jugendkraft erfaßte der greise Klosterbruder, nachdem er rasch das kleine leichte Gepäck des Wanderers dem treuen Hund aufgeladen hatte, den Erstarrten und legte ihn über seine Schulter.

Er hatte sich eine schwere Last aufgebürdet, er sank tief in den Schnee, während er voranschritt, aber sein Auge glänzte hell und seine Brust klopfte freudig; der Hund eilte voran und zeigte den Weg. Und die Kräfte des alten Klosterbruders schienen, während er seine Pflicht erfüllte, nicht zu schwinden, sondern zu wachsen. Er mochte vier- oder fünfhundert Schritte gegangen sein,

da kam ihm ein anderer Mönch entgegen, der einen Handschlitten hinter sich herzog.

„Bist Du von Sinnen, Bruder Petrus!“ rief der Entgegenkommende schon von weitem. „Hättest Du nicht warten können, bis ich mit dem Schlitten an die Stätte des Unglücks gekommen wäre?“

„Nein, Bruder Lukas, ich hätte nicht warten können, sonst wäre dieser junge Mann vollends erfroren. Es handelte sich nur um Minuten, nein, nicht um Minuten, sondern um Augenblicke!“

„Du wirst dem Apostel Petrus neuerdings auch darin ähnlich, daß Du es den andern allenthalben zuvor thun willst. Du begnügst Dich nicht mit guten Werken, sondern willst überverdienstliche Heldenthaten thun.“

„Gewiß nicht, Bruder Lukas, ich habe weder ein gutes, noch ein überverdienstliches Werk gethan, sondern einfach meine Schuldigkeit. Wir wollen uns aber nicht mit unnötigen Reden aufhalten, sondern — laß uns eilen!“

„Zum mindesten wollen wir den Erstarrten hier auf den Schlitten laden und warm betten.“

„Nein, Bruder Lukas, der Jüngling ruht wärmer an meinem Herzen, als hier auf dem Schlitten!“

„Ich dulde es nicht, Bruder Petrus, daß Du den Erfrorenen noch einen Schritt weiter trägst. Ich dulde es nicht. Hast Du vergessen, was Dir Bruder Raphael gesagt hat? Wenn sich die Bleikugel senkt, wenn sie das Herz erreicht —“

„Erinnere mich nicht daran, Bruder Lukas; laß uns davon schweigen!“

„Aber ich dulde es nicht, daß Du Dein eigenes Leben aufs Spiel setzest! Gieb den Erstarrten her, ich will Dich ablösen! Unsere Vorschrift gebietet uns, daß wir einander in die Hände arbeiten bei unserem Rettungswerk und niemals einzeln etwas unternehmen."

„Not bricht Eisen, Bruder Lukas!"

„Auch der Herr Jesus hat seine Jünger zu zwei und zwei ausgesandt. Du mußt mir meinen Anteil gönnen; ich fordere ihn."

„Nun so sei's!" erwiderte Petrus. — Sie legten den Erstarrten miteinander auf den Handschlitten, sie betteten ihn weich und warm. Mit vereinten Kräften zogen sie den Schlitten nach dem Hospiz, das bald in der Ferne auftauchte.

„Bist Du dessen gewiß, daß der Jüngling noch lebt?" fragte Lukas.

„Ich meinte zu spüren, daß sich das Blut in seinen Adern bewegt," erwiderte Petrus. „Ich meinte es; ich kann mich auch täuschen. Aber ich — hoffe und — bete."

Sie sprachen kein Wort mehr, bis sie das Hospiz erreicht hatten und sich die Klosterpforte hinter ihnen schloß. Den Erstarrten nahm der wohlerfahrene Arzt Raphael sogleich in seine Pflege, und schon nach einer Stunde konnte er den beiden, die ihn gebracht hatten, melden, daß der Lebensfunke in dem Jüngling noch nicht erloschen sei.

„Gott sei gelobt!" rief Bruder Petrus, den Blick zum Himmel gerichtet. Dann wurde er bleich, ein Blutstrom quoll aus seinem Munde, er sank, während das

letzte Licht der scheidenden Sonne den engen Raum der Zelle erhellte, ohnmächtig in der Fensternische zu Boden. Die Brüder brachten ihn zu Bett und pflegten ihn treulich. —

Während Carl Maximilian Renaudin sich unter der trefflichen Pflege des Arztes von Tag zu Tag mehr erholte, schwanden die Lebenskräfte des greisen Mönches, der ihn gerettet hatte, rasch, unaufhaltsam dahin.

„Ich wußte es längst," sagte eines Tages der heilkundige Raphael zu Lukas, „daß sich Bruder Petrus den Tod zugezogen hat, indem er mit übermenschlicher Anstrengung den jungen Deutschen durch den Schnee trug. Die Kugel, die wir so lange gesucht haben, da man ihn uns als einen vermeintlich Toten ins Kloster brachte, die er nun seit zweiundzwanzig Jahren wunderbarerweise ohne Schaden im Leibe trägt, hat, nachdem sie eine Zeit lang zur Ruhe gekommen ist, aufs neue ihre langsame Wanderung angetreten und wird zwar nicht, wie ich befürchtet habe, das Herz, nach welchem sein Feind, der rachedurstige Waldenser gezielt hat, desto sicherer aber die Lunge erreichen. Vielleicht geht es bei ihm dann rasch zum Sterben, vielleicht kann er noch gerettet werden, das weiß nur Gott."

„Ich meine," erwiderte Lukas, „wir sollten dem Kranken seinen letzten dringenden Herzenswunsch, den jungen Deutschen, dem er das Leben gerettet hat, sehen und sprechen zu dürfen, heute noch erfüllen."

Der Arzt zuckte die Achseln. „Ich fürchte, die Aufregung könnte ihm schaden. Doch wenn er heute noch

einmal auf seine Bitte zurückkommt, so will, so kann ich ihm diese Bitte nicht abschlagen.“ — —

Einige Stunden hernach wurde Carl Maximilian Renaudin von Lukas in das Gemach geführt, in welchem der schwerkranke Bruder Petrus lag. Das Röcheln, das aus seinem Munde drang, verriet den Eintretenden nur allzudeutlich, daß die Stunden des Sterbenden gezählt seien.

Carl Maximilian warf sich am Lager des Kranken nieder und bedeckte die welke Hand mit Thränen und Küssen.

Da richtete sich der Kranke auf und sprach, seine letzte Kraft zusammenraffend: „Laß gut sein, danke mir nicht! Gieb Gott die Ehre! Willst Du mir aber noch einen Gefallen thun, ehe ich sterbe, so beantworte mir kurz und deutlich die Fragen, welche ich an Dich richte.“

„Alles, was Ihr wollt, ehrwürdiger Vater,“ stammelte der Jüngling.

„Gut — doch nenne mich nicht: ehrwürdiger Vater, nenne mich: Bruder Petrus. Einer ist unser Meister, Christus; wir aber sind alle Brüder. Also höre: Dein Name ist Mustapha? Nicht wahr?“

„Gewiß! ehrwürdiger — Bruder Petrus! So hieß ich, bis ich in meinem achten Lebensjahr im Kloster Maulbronn die heilige Taufe erhielt.“

„Maulbronn, Kloster Maulbronn! Lebt Deine Mutter noch? Fatme? — hast Du sie, hat sie Dich gefunden?“

„Meine Mutter lebt im Dörflein Schönenberg, einer

fahr seine Reise fortsetzen zu können. Lukas erzählte ihm manches aus dem früheren Leben des Mannes, der ihn vor dem Erfrieren gerettet hatte, doch Ausführliches nur von dem Zeitpunkt an, da Pierre Roux als ein todwunder Mann ins Kloster gebracht worden war. „Wir wollen vergessen, was dahinten liegt,“ sagte Lukas. „Bruder Petrus ist in seinem früheren Leben durch viel Irrtum, Verfehlung und Schuld hindurchgegangen. Von der Zeit an aber, da er zuerst unser Pflegling, dann unser Freund, dann unser Genosse geworden, da er wie durch ein Wunder für dieses irdische Leben gerettet ward, fing er in der That und Wahrheit ein neues Leben an. Ein halbes Jahr lang, ja wohl etwas darüber schwebte er zwischen Leben und Tod, und es war nicht leicht, den Kranken zu behandeln, weil er in seinen lichten Augenblicken immer und immer wiederholte, er sei der christlichen Liebe nicht wert, die man ihm erzeige. Dann lebte er nach seiner leiblichen Genesung noch ein Jahr lang unter uns still und in sich gekehrt, krank im Gemüte. Endlich aber raffte er sich auf aus seiner Schwermut und trat in den Orden ein. Und einen Bruder, der die Regel des heiligen Benediktus treuer und eifriger befolgt hätte, der unserem Beruf sorgfältiger, sanftmütiger und demütiger nachgekommen wäre, habe ich nicht gekannt. Möge er zum Frieden eingegangen sein!“ — —

Die freie Zeit, welche Carl Maximilian auf dem Mont Cenis übrig hatte, benützte er, einen ausführlichen Brief an seine Mutter abzufassen. Er erzählte darin

von Bruder Petrus, was er wußte. „Geliebte Mutter,“ schloß er seinen Brief, „wann wird die Zeit kommen, da wir, die wir doch Jünger Christi sein wollen, auch wirklich nach seinen und seiner Apostel Lehren thun und handeln? Wann wird die Zeit kommen, da wir, anstatt uns auf dem Wege nach der Ewigkeit um Menschensatzungen zu zanken, uns gegenseitig helfen und fördern, daß wir das vorgesteckte Ziel unserer Pilgerfahrt erreichen, ohne darnach zu fragen, ob wir lutherisch oder waldensisch oder römisch, ob wir deutsch oder welsch sind? Du weißt, daß ich dem lauteren reinen Evangelium von Herzen zugethan bin, und daß mein Sinn durch alle irdische Pracht und Herrlichkeit, durch allen Flitter und Schimmer, so meine Augen in Rom geschaut haben, nicht bethört worden ist. Aber wenn alle Klosterbrüder so wären wie die Mönche, die ich hier oben auf dem Mont Cenis kennen gelernt habe, so wäre es mir die größte Freude, solchen Mönchen noch ein Kloster zu bauen auf irgend einem Alpenberg, wo man mit Aufopferung seines Lebens seinem Nächsten dient und wo man dem Himmel näher zu sein meint, denn in der dumpfen Niederung.“

Als dieser Brief nach Schönenberg kam, erregte er reine große Freude. Namentlich schien auch von Paul Renaudins Brust eine schwere Last genommen zu sein. Hatte er schon vorher mit allen seinen Kräften und mit fleckenloser Uneigennützigkeit für das leibliche und geistliche Wohl seiner Glaubensgenossen in der neuen Ansiedlung gewirkt, so griff er jetzt mit jugendlicher Munterkeit das

Werk aufs neue an; er ging ganz auf in der Sorge für die Gemeinde. Der Pfarrer Arnaud schüttelte zwar zu einigen Stellen des Briefes, in welchen Carl Maximilian seinem Lebensretter und den Mönchen überhaupt ein seiner Meinung nach überschwengliches Lob gezollt hatte, den Kopf, und auch der Weingartmeister Burkard meinte, man könne auf der Höhe des Elfinger Berghauses dem Himmel ebenso nahe sein, wie im ewigen Schnee und Eis der Alpen; dabei komme es nicht auf die Höhe der Berge, sondern auf die Beschaffenheit des menschlichen Herzens an.

Jungfrau Babette Arnaud aber bat sich den Brief von Frau Renaudin aus, und bis der Schreiber desselben in Schönenberg anlangte, hatte sie den Brief nahezu auswendig gelernt.

Nicht ganz einen Monat nach seinem Brief langte Carl Maximilian in Schönenberg an; und wiederum nicht ganz einen Monat stand es an, da waren der in herzoglich wirtembergische Dienste getretene Baumeister Renaudin und des Pfarrers Töchterlein glückliche Brautleute.

An einem der ersten Maitage, als auf den lieblichen Höhen über dem Enzthal der Wald in seinem neuen grünen Schmucke stand, feierten sie im Pfarrgarten zu Schönenberg, woselbst neben den Kartoffeln auch noch die Blumen Platz hatten, ein fröhliches Verlobungsfest.

Christoph Zeller und der Weingartmeister Burkard waren auch herübergekommen. Der Junker von Breitenfels hatte einen wohlgesetzten Brief geschrieben, in welchem sich die väterlichen Ratschläge eines vornehmen Gönners

mit der launigen Gutmütigkeit eines altgewordenen Junggesellen lieblich vereinigten; denn unter den vielen Kriegshändeln, in die er verwickelt worden, hatte der Junker keine Zeit zum Heiraten gefunden. Tobias und Andreas Zeller, welche längst im Dienst der wirtembergischen Landeskirche den alten Gelehrtenruhm der Zellerschen Familie aufs neue bewährt hatten, waren ebenfalls nur im Geist anwesend; sie hatten sich mit einem lateinischen Gedicht eingefunden, in welchem Tobias je den einen, Andreas je den andern Vers verfaßt hatte.

Es stand zwar im Land Wirtemberg, im heiligen römischen Reich deutscher Nation und im Weltteil Europa nicht alles so, wie es hätte stehen sollen. Allein es ist ein schönes Vorrecht glücklicher Brautleute und derer, die sich mit den Fröhlichen freuen, daß sie neben dem Unebenen und Schiefgewickelten auf diesem Erdball auch noch das Schöne und Herzerquickende zu sehen vermögen.

Während Carl Maximilians Abwesenheit hatten die Waldenser, weil der alternde Pfarrer nicht mehr leicht ins Peterskirchlein bei Dürrmenz hinüberpilgern konnte, im Dörflein Schönenberg ein Gotteshaus errichtet, darin sich Arnaud sein Grab bestellte, von dem sich aber der junge Baumeister anfangs mit Entsetzen abgewandt hatte; denn es war ein armselig Bauwerk und machte nicht den entferntesten Anspruch darauf, mit Sankt Peter in Rom zu wetteifern.

Zeit bringt Rosen. — Seit einigen Jahren erhebt sich über dem Grabmal des Pfarrers und Kriegsobersten

Henri Arnaud in Schönenberg ein schmuckes neues Kirchlein, und wenn jemand auf Eisenschienen von Paris nach Wien oder von Maulbronn nach Mühlacker fährt, so winkt es ihm seinen Gruß über das Wiesengelände herüber.

An jenem Maiabend jedoch erschien den beiden Verlobten, wie sie so Hand in Hand miteinander im Pfarrgarten zu Schönenberg saßen, das Schönenberger Gotteshaus in seiner ursprünglichen dürftigen Gestalt wie von rosigem Schein verklärt. Sollte doch in diesem Kirchlein nach wenigen Wochen durch den Pfarrer Arnaud ihr Ehebund eingesegnet werden.

Christoph Zeller, der Klosterpräzeptor aber sagte beim Abschied zu Carl Maximilian: „Damit Du nicht ein vollständiger Waldenser wirst, sondern daran gedenkst, in welcher Kirche Du die heilige Taufe empfangen hast, werde ich die Namen der Verlobten im Maulbronner Kirchenbuch aufzeichnen."

Und es ist gut, daß der wackere Klosterpräzeptor und Pfarrer Magister Johann Christoph Zeller sein Wort gehalten hat.

Denn wenn er nicht durch seine fleißigen und pünktlichen, vielfach auch das Gemüt ansprechenden Einträge in den Maulbronner Kirchenbüchern dem Schreiber dieser Erzählung erklecklich vorgearbeitet hätte, so wäre unsere Türken-, Waldenser- und Klostergeschichte zwar vielleicht mit einigen „spannenden Momenten" bereichert worden, wie sie der auf der Höhe der Zeit stehende Leser des neunzehnten Jahrhunderts billigerweise verlangt. Ob sie

aber ebenso wahrhaftig und gründlich geworden wäre, wie sie nunmehro, ohne Selbstruhm zu melden, erfreulicherweise ausgefallen ist: das ist doch noch eine ganz andere Frage.

Ohne Selbstruhm zu melden! Wie seit etlichen Jahrtausenden dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so ist bereits ein Radschuh eingelegt, wenn wir uns etwa auf die Wahrhaftigkeit, Gründlichkeit und sonstige offenbare oder verborgene Vorzüge unserer Erzählung etwas einbilden wollten. Denn, sagte mir, als ich das letzte Kapitel des Türkenknaben zu Papier zu bringen anhob, ein unschuldiger Kindermund, da sei es doch eigentlich gar keine Kunst, Geschichten drucken zu lassen, wenn man sie nur aus alten Kirchenbüchern abzuschreiben brauche.

Der Klosterschlüssel.

(1800.)

1. Jeder bekommt den seinen.

Unsern Gruß zuvor, Hochgelehrter, lieber Getreuer.

Wir haben zu vernehmen gehabt, daß Ihr den Schlüssel zu dem geheimen Ausgang von dem Dorment auf die Klostermauer von der herzoglichen Klosterverwaltung verlangt habt, und geben Euch hierauf zu erkennen, daß wir zwar die Klosterverwaltung unter dem heutigen angewiesen haben, Euch zu dem erwähnten Ausgang einen besonderen Schlüssel machen zu lassen, versehen uns aber zu Euch, daß Ihr nach geendigter Kriegsgefahr denselben wieder an den Klosterverwalter abgeben werdet, indem Euch nicht unbekannt sein kann, daß nach den älteren herzoglichen Resolutionen der Klosterbeamtung allein — die Klosterschlüssel zu der Verwaltung gehören, als welche und nicht der Oberamtmann, der bloß jure servitutis im Kloster wohnt, die diesfalsigen Eigentumsrechte im Kloster auszuüben hat.

Überhaupt wünschen wir, daß Ihr zumal bei den gegenwärtig dringenden Umständen ein freundschaftliches

Benehmen mit dem Klosterverwalter unterhalten möchtet, als wozu auch dieser heute aufs nachdrücklichste angewiesen worden ist. Daran geschiehet unsere Meinung und wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen.

Stuttgart, den 8. Juli 1800."

Der Oberamtmann von Maulbronn hielt diesen Brief, der ihm soeben durch den Amtsboten zugestellt worden war, sinnend in der Hand und betrachtete bald den Namen seines Gebieters Friedrichs des Zweiten, der groß gedruckt an der Spitze des Schriftstückes stand, bald die Unterschriften der herzoglichen Kirchenräte, die das Schreiben hatten ausfertigen lassen, bald das stattliche württembergische Wappen, das der Rückseite der Urkunde aufgedrückt war.

Dann legte er den Brief auf einen der hochangewachsenen Aktenstöße, mit denen die langgestreckte Tischplatte hinter dem Schreibpult bedeckt war, und ging mit dröhnenden Schritten in dem großen schmucklosen Amtszimmer auf und ab.

Die sinkende Sonne stahl sich mit ihren Strahlen durch eines der Fenster des runden Erkers, der die Oberamtei gegen Westen abschloß, und übergoß die altersgrauen und verstaubten Aktenstöße mit goldenem Schimmer. Auf der Stirne des Oberamtmanns aber lagerten sich mehr und mehr drohende Wolken des Mißmuts, die ein ausbrechendes Gewitter ankündigten.

In Gedanken vertieft hatte er kaum bemerkt, daß seine jugendliche Tochter Eugenie ins Zimmer getreten

war und die Akten bei Seite schiebend eine Erfrischung: ein Glas Wein auf blankem Porzellanteller, von prächtigem reifem Obst umgeben, auf den Tisch gestellt hatte.

Schüchtern und mit kindlicher Ehrfurcht, doch mit einem siegesgewissen Ausdruck in den glänzenden braunen Augen näherte sich Eugenie dem gestrengen Oberamtmann und begann, ihm leise auf die Schulter klopfend: „Vater, die ersten reifen Aprikosen aus dem Garten. Laßt sie Euch munden und vergeßt alle Widerwärtigkeiten, die Ihr im Amte habt. In einem halben Stündchen schließt Ihr die Kanzlei und genießet mit mir die angenehme Kühle des Sommerabends im Zwinger.“

Der Oberamtmann wandte sich um und entgegnete unwirsch: „Ich will heut keinen Wein trinken, und die Aprikosen kannst Du für Dich behalten, Eugenie. Ich bin zu heftig in meinem Gemüt bewegt. Es ist ärgerlich, es ist kränkend, es ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Dieser hochweise Oberkirchenrat in Stuttgart mit seinen Entscheidungen, die nicht Fleisch und nicht Fisch sind. Und der gewaltthätige Klosterverwalter da drüben! Wie wird der jetzt vollends die Nase hoch tragen, wenn er liest, daß wir nur jure servitutis im Kloster wohnen.“ Er trat ans Fenster, stemmte die geballte Faust aufs Gesimse und blickte über den geräumigen Hof hinüber nach der Abtei, wo der Klosterverwalter seine Amtswohnung hatte. Auch nur eine Amtswohnung, wie dem Oberamtmann eine solche in dem vormaligen herzoglichen Jagdschloß angewiesen worden war. Aber das war der Unterschied: der

Klosterverwalter saß seit Jahrzehnten in der Abtei, der Oberamtmann war ein Neuling in Maulbronn. Und darum meinte der Klosterverwalter vor den andern Beamten etwas voraus zu haben.

„Jure servitutis?“ Eugenie sprach die lateinischen Worte nach. „Das verstehe ich nicht recht, lieber Vater: jure servitutis, aber teilet mir's deutsch und deutlich mit, was es wieder Ärgerliches gegeben hat.“

„Ei nun, die alte Geschichte — der Klosterschlüssel —!“

„Ist Euch doch nicht von einem herzoglichen Kirchenrat verweigert worden?“

„Nein! also das Recht zu beugen: das haben sie doch auch in der Kirchenrats-Kanzlei zu Stuttgart nicht fertig gebracht. Ich bekomme meinen Schlüssel; soweit bin ich endlich mit meinen Vorstellungen höheren Ortes gediehen; aber der Klosterverwalter behält auch einen Schlüssel zum geheimen Ausgang. Kurz und gut: Jeder bekommt den seinen.“

„Jeder bekommt den seinen“, wiederholte Eugenie aufatmend, „nun, lieber Vater, dann ist ja alles in Ordnung, und Ihr könnt mit dem Klosterverwalter Frieden schließen.“

„Bis dahin haben wir noch weit. Und es ist keineswegs alles in Ordnung. Denn fürs erste steht in dem neuesten kirchenrätlichen Schreiben, daß der Klosterschlüssel allein dem Klosterverwalter zustehe. Und das ist nicht wahr —“ fuhr er mit steigender Erregung fort, „das ist

ein Rechtsirrtum, wie ich dem hochweisen herzoglichen Kirchenrat nun schon mehrmals bewiesen habe. Denn hier" — er zog etliche vergilbte Urkunden unter seinem Pult hervor — „ist ein herzogliches Reskript vom 20. November 1682, das sich hinwiederum auf einen allergnädigsten Spezialbefehl vom 26. Februar 1650 stützt, und darin ist ‚Unserem Vogten zu Maulbronn, Ludwig Albrecht Hauffen' klar und deutlich, schwarz auf weiß befohlen, daß er, also der Vogt, die Thorschlüssel bei seinen Handen behalten und sie nur während einer Reise, bis zu seiner Zurückkunft dem Klosterverwalter zustellen solle."

„Aber diese alten Verordnungen könnten im Laufe der Zeit verändert worden sein," warf Eugenie ein.

„Geändert?" erwiderte der Gestrenge. „Nein durchaus nicht geändert! Dieser allergnädigste Befehl ist auch einer Beschwerde des Klosterverwalters Mohl an den Kirchenrat gegenüber unter dem 4. Januar 1683 aufrecht erhalten worden, insofern es hier heißt, daß der Vogt aus besonders erheblichen Ursachen die Sache in statu quo et suspenso, das heißt zu deutsch beim Alten lassen und ferneren Befehl abwarten solle. Da ich nun als herzoglicher Oberamtmann ein Nachfolger der Vögte bin, so habe ich keineswegs im Sinn, ein mehr als anderthalbhundertjähriges verbrieftes und versiegeltes Recht leichten Sinnes dran zu geben, sondern ich werde auf meinem Recht bestehen, es mag kommen, was da will."

„Aber lieber Vater," wagte die Tochter einzuwenden, „wenn doch jeder den seinen bekommt, so haben diese alten

vermoderten hundertjährigen Papiere genau betrachtet keine Bedeutung mehr."

„Das verstehst Du nicht, Eugenie; gerade diese alten Urkunden haben die allergrößte Bedeutung, den neuesten Anmaßungen eines herzoglichen Kirchenrats gegenüber. Der Kirchenrat ist nämlich der Meinung, ich werde nach geendigter Kriegsgefahr den Schlüssel zu dem geheimen Ausgang wiederum dem Klosterverwalter abliefern. In diesem Punkte dürfte man sich jedoch täuschen. Denn ich habe, wenn in unserem Lande wiederum friedliche Zustände herrschen, zweimal für einmal im Sinn, auf meinen Rechten als Vogt zu beharren."

„Ach, daß schon morgen oder übermorgen der Krieg beendet wäre," seufzte Eugenie, „daß in unserem lieben Württemberg Gerechtigkeit und Treue einander begegneten, daß Friede und Güte sich küsseten." Der Ernst, womit die Jungfrau diese Worte gesprochen, verlieh ihren in kindlicher Unschuld und Heiterkeit strahlenden Gesichtszügen eine besondere Anmut.

Der Oberamtmann aber fuhr, dies nicht beachtend, in gewichtigem Tone fort: „Sintemal durch diese alten Urkunden sattsam bewiesen wird, daß dem herzoglichen Oberamt sämtliche Klosterschlüssel, Thorschlüssel oder geheime Ausgangsschlüssel, oder welchen Namen sie haben mögen, von Rechts wegen zustehen. Wenn ferner in dem kirchenrätlichen Schreiben behauptet wird, daß der herzogliche Oberamtmann nur jure servitutis im Kloster Maulbronn wohne, als ob das Verweilen eines herzoglichen

Oberamtmannes an hiesigem Ort eine Servitut, eine dem Kloster aufgelegte Last und sozusagen aufgebürdete Einquartierung wäre, wie wenn wir dem französischen Feinde gern oder ungern innerhalb des Klosters Dach und Fach geben müssen: so ist solche Behauptung und solches Ansinnen, es mag nun vom Kirchenrat herrühren, oder vom Klosterverwalter, oder vom Abt, in die gebührenden Schranken zurückzuweisen."

Ehe der Oberamtmann seinen würdevollen Kanzleisatz beendet hatte, war Eugenie an den Tisch getreten und hatte sich mit raschem Griff des kirchenrätlichen Schreibens bemächtigt. Ihr Vater runzelte die Stirn und herrschte sie mit einer Mischung von Ernst und Scherz an: „Personen, die aus bloßem Fürwitz Einsicht in amtliche Papiere zu erhalten wünschen, ist solches unter keinen Umständen zu gestatten." Eugenie hatte aber das Schriftstück seinem Hauptinhalt nach schon überflogen.

„Vater," sagte sie, „wisset Ihr, wem ich an Eurer Stelle mein Anliegen vortragen würde? Unserem allerdurchlauchtigsten Herzog Friedrich unmittelbar. Er ist ebenso streng als gerecht gegen jeden seiner Unterthanen und wird nicht dulden, daß Euch ein Unrecht geschieht. Er soll entscheiden."

Der Oberamtmann schüttelte den Kopf. „Meine Tochter, auf diesen klugen Gedanken bin ich in den letzten Tagen auch schon etlichemale verfallen. Ich hätte nebenbei sehr gern unsern allerdurchlauchtigsten Herzog um eine persönliche Entscheidung gebeten, wem, ob mir, dem Nach-

folger der Vögte, oder dem Klosterverwalter das Recht zustehe, die Forstfrevel in den zum früheren Klostergut gehörigen Waldungen abzurügen. Denn auch in diesem Stück greift dieser Klosterverwalter in unsere Gerechtsame ein. Und wer hat den Nutzen davon? die Holzdiebe, die Wilderer! Leider ist es jedoch zu spät, meine Klagen bei Seiner Durchlaucht persönlich vorzutragen. Der Herzog ist nämlich — Du wirst die Sache nicht ausplaudern, Eugenie — der Herzog ist nicht mehr in Stuttgart, nicht mehr im Land, er ist vor den anrückenden Feinden ins neutrale fränkische Gebiet, ins Ansbachische entwichen und hält sich in Erlangen auf. Vielleicht wird er bald nach Wien übersiedeln."

„So wendet Euch an den Herzog in Erlangen, Vater."

„Meinst Du? Der Herzog muß sich darüber den Kopf zerbrechen, wie er die sechs Millionen Franken, die dem Land vom Franzosen als Brandschatzung auferlegt worden sind, der Landschaft bezahlen hilft. Da kann er sich um einen Klosterschlüssel nichts bekümmern."

„Aber der Kirchenrat giebt ja in der Hauptsache nach."

„Nur halb und halb, und während er mir in einem Punkt Recht giebt, thut er mir alsbald in zwei anderen Punkten wieder Unrecht, schreiendes Unrecht."

„So bekommen wir doch unsern Schlüssel, lieber Vater. Auch mir ist am Besitz dieses Schlüssels viel gelegen; denn wenn wir ihn haben, so brauche ich nicht mehr den weiten Umweg durch den Klosterhof zu machen, um das Grab meiner Mutter auf dem Kirchhof zu be-

suchen, sondern kann den nächsten Weg durch unsern Garten wählen, und der Hausschneider braucht mir das Kirchhofthor nimmer zu öffnen."

„Ja, wenn Deine Mutter noch lebte, Eugenie!" erwiderte der Oberamtmann, indem er in träumerisches Sinnen versank, „dann wäre manches anders."

„Bis wann bekommen wir den Schlüssel, Vater?"

„Spätestens morgen abend. In einem Tag wird hoffentlich der Schlosser Hildebrand einen Schlüssel anfertigen können. Und der Klosterverwalter selbst muß mir den Schlüssel anfertigen lassen. So steht es in dem kirchenrätlichen Erlaß. Und wenn nicht bis morgen abend der Schlüssel da ist, so werde ich dem Herrn Klosterverwalter ein amtliches Schreiben schicken, und zwar ein so wohl gepfeffertes als auch gesalzenes, das er nicht an den Spiegel stecken wird."

„Wäre es nicht besser, Vater, die Sache mündlich abzumachen. Der Herr Klosterverwalter könnte die Anfertigung des Schlüssels vergessen, oder doch wenigstens säumig betreiben."

„Ich mit dem hochmütigen Klosterverwalter mündlich verhandeln?" brauste der Oberamtmann auf. „Ich am Ende um mein gutes Recht noch betteln? Nie und nimmermehr. Er soll sehen, was ich für einen Brief schreiben kann, wenn er sich noch einmal die geringste Anmaßung gegen mich herausnimmt."

„Nicht Ihr sollt mit dem Klosterverwalter verhandeln, lieber Vater!"

„Wer dann?“

„Ich! Ich gehe stehenden Fußes zur Frau Klosterverwalter hinüber, und ihr Eheherr muß versprechen, daß heute abend noch der Schlüssel beim Schlosser Hildebrand bestellt wird.“

Der Oberamtmann schwieg.

„Dann,“ fuhr Eugenie fort, „kann Friede geschlossen werden zwischen der Oberamtei und der Klosterverwaltung.“

„Nämlich bis im Herzogtum Württemberg das Kriegsfeuer erloschen ist, dann soll ich ja meinen Schlüssel wieder abliefern, und dann fange ich den Streit wieder vorne an.“

„Bis dahin ist Gras über die Sache gewachsen und viel Wasser den Neckar hinabgelaufen. Wir vergessen einfach die Wiederablieferung des Schlüssels, Vater. — Also Ihr gestattet, daß ich gleich jetzt zum Herrn Klosterverwalter hinübergehe?“

„Thu, was Du nicht lassen kannst, Eugenie.“

Die Tochter des Oberamtmanns verließ des gestrengen Vaters Kanzlei, mit leichten Schritten schwebte sie die Stufen der Freitreppe herab, die von der Oberamtei in den Hof führte. Im Hofe plätscherte ein lebendiger Brunnen, ein Kunstwerk der Cisterziensermönche aus dem sechzehnten Jahrhundert. Dieses Kunstwerk hatte früher die zehneckige Brunnenkapelle im Kreuzgang geschmückt, war aber neuerdings „gemeinen Nutzens halber“ in den Hof zwischen der Oberamtei und der Abtei versetzt worden. Aus kupferner, mit einem Türmchen ge-

krönter Schale ergoß sich das Wasser durch viele Röhren in eine tieferliegende runde Steinschale, in deren klarer Flut sich der blaue Abendhimmel mit seinen rosigen Lämmerwölkchen spiegelte. Auf dem Rand der Steinschale aber saßen Eugeniens weiße Tauben und löschten mit hochgerecktem Schnabel ihren Durst. Zutraulich kamen die Vögel zu der Jungfrau herangeflattert und setzten sich ihr auf Arm und Schulter, denn sie waren gewohnt, daß die weiße Hand ihrer Herrin ihnen ihr täglich Futter streute; ja etliche besondere Lieblinge genoßen das Vorrecht, zuweilen einen Leckerbissen von den roten Lippen ihrer Herrin zu naschen. Und so stand die blühende Jungfrau als ein liebliches Sinnbild des Friedens im Klosterhof zu Maulbronn, während das Land Württemberg vom französischen Feind überschwemmt war, während sich zwischen der Oberamtei und der Abtei die drohenden Wolken eines erbitterten Federkrieges aufzutürmen begannen.

Nicht lange stand sie also; denn sie erinnerte sich des Auftrags, den ihr der Vater gegeben, oder den sie vielmehr selbst sich freiwillig erlesen hatte. Mit einer leichten sanften Handbewegung verscheuchte sie ihre Lieblinge, die mit rauschendem Flügelschlag in die Höhe strebten, um sich auf dem First des nahen Dormentdaches niederzulassen und es mitanzusehen, wie ihre Herrin entschlossenen Schrittes der Abtei zuging.

Sie stieg aber nicht die breite Treppe zur Wohnung des Klosterverwalters empor, sondern sie schritt quer durch

die säulengetragene Halle der Abtei hindurch und verfügte sich in den hinter der Abtei gelegenen Garten, wo, wie sie vermutete, die Frau Klosterverwalterin mit einer leichten Gartenarbeit beschäftigt war.

Zwischen der Klosterverwalterin und der Oberamtmannstochter herrschte trotz dem Streit um den Klosterschlüssel, in welchen sich die beiden Männer seit etlichen Monaten verwickelt hatten, ein herzliches Einvernehmen. Anfangs hatte weder die Klosterverwalterin, noch die Oberamtmannstochter dem Streit der Männer irgend welche Bedeutung beigelegt, und auch jetzt begriffen sie noch nicht, wie man um einer solchen Kleinigkeit, um eines Schlüssels willen die herzoglichen Kanzleien zu Stuttgart in Bewegung setzen könne, anstatt im Frieden der Klostermauern selbst die unbedeutenden Meinungsverschiedenheiten friedlich auszugleichen. Namentlich hatte Eugenie seit dem Tode ihrer Mutter in der Klosterverwalterin eine mütterliche Freundin schätzen und lieben gelernt. Die Klosterverwalterin aber konnte mit keiner Menschenseele in dem weltabgelegenen Maulbronn über ihr einziges in unbekannter Ferne weilendes Kind traulich plaudern als mit der verständigen Eugenie. Ja, über ihr einziges Kind, ihren Oskar, den der Vater in seinen jungen Jahren hatte zwingen wollen, die Gottesgelehrsamkeit zu studieren, der sich dann, das Joch der väterlichen Zucht vom Nacken schüttelnd, auf und davon gemacht hatte, zuerst nach Straßburg, dann nach Paris, — der eine Zeit lang mit den Jakobinern in der französischen Hauptstadt die neue

Ära der Weltbeglückung und der Völkerfreiheit hatte herbeiführen wollen, endlich aber, als das Haupt des Franzosenkönigs unter dem Beil gefallen war, mit Entsetzen von dem Treiben der Blutmenschen sich abgewandt hatte, um in die Schweiz zu flüchten und von dort nach Italien zu gehen, wo alle und jede Spur von ihm im Lauf der Jahre verschwunden war. — Ja, über ihren Oskar, den ihr Mann zuweilen in trüben Stunden einen verlorenen Sohn nannte, während doch das Mutterherz von dem in Maulbronn Vergessenen und im Lande Württemberg Verschollenen nicht lassen konnte. —

Eugenie fand ihre mütterliche Freundin an einem lauschigen Plätzchen des Gartens. Die sonst so fleißige Frau saß, die Hände im Schoß gefaltet, auf der Moosbank an der hohen epheuumsponnenen Gartenmauer und blickte wie träumend über das dichte Gebüsch nach dem schlanken Turm der Klosterkirche und nach den Lämmerwölkchen, die darüber hinzogen.

Zutraulich trat Eugenie näher und setzte in gedämpften, aber beredten Worten der Frau Klosterverwalterin ihr Anliegen auseinander. Der Herr Klosterverwalter möge doch für schleunige Herbeischaffung des Schlüssels Sorge tragen, damit ihr Vater keinen Anlaß habe, an dem ärgerlichen Streit weiterzuspinnen.

Aber sie hatte noch nicht ganz ausgeredet, da fiel ihr die mütterliche Freundin ins Wort und rief mit einer innerlichen Erregung, die Eugenie an der schweigsamen und in sich gekehrten Frau bis jetzt nicht gekannt hatte:

„O nur heute nichts von dem Streit der Männer, nur heute nichts vom Klosterschlüssel! Mein Herz ist zum Zerspringen voll von andern Gedanken, o zum Zerspringen! Ich darf's Ihnen ja eigentlich nicht sagen, liebes Kind, es ist ein Geheimnis, und mein Mann sagt, es müsse ein Geheimnis bleiben. Aber ich weiß nicht, ob ich's Ihnen gegenüber bei mir behalten kann."

„Was ist Ihnen? Was ist vorgefallen?" fragte Eugenie, indem sie sich neben die Klosterverwalterin setzte, voller Teilnahme ihre Hand ergriff und ihr ins Auge schaute.

Der Frau stürzten die Thränen über die Wangen, dann trocknete sie hastig ihre nassen Augenlider, und ihr gefurchtes Antlitz strahlte vom Wiederschein inniger Freude, hohen Glückes. „Kind, liebes Kind, der Amtsbote hat uns soeben einen Brief gebracht, und ich habe die Handschrift gleich auf der Adresse erkannt, obwohl ich sie seit sieben Jahren nicht mehr gesehen habe, obwohl sie sich ein wenig verändert hat; die Handschrift ist fester und männlicher geworden, liebe Eugenie. O mein Kind — und ich kann's noch nicht fassen, und der Klosterverwalter kann sich noch nicht einmal freuen, mein Mann, der harte Mann. Mein Oskar — kommt heim — reumütig zu seinen alten Eltern."

Der Jungfrau klopfte das Herz, da sie ihre Freundin so tief bewegt sah. „Und da sitzen Sie hier einsam und allein, Frau Klosterverwalterin, anstatt sich mit Ihrem Mann zu beraten, wie man den Verlorengeglaubten

im Vaterhaus empfängt?“ fragte sie im Tone sanften Vorwurfs.

„Ja, das ist eben mein Jammer — bei allem Herzensglück,“ erwiderte die Klosterverwalterin, „daß mein Mann die Freude über die Rückkehr unseres Kindes nicht mit mir teilen kann. Ich muß die Last der Wonne allein tragen, und ich breche schier zusammen unter der Last. Darum hab' ich mich hieher geflüchtet und den Klosterverwalter mit Oskars Brief und mit seinen Gedanken allein gelassen. Er hat nämlich den Gedanken, keine Menschenseele dürfe in der nächsten Zeit erfahren, daß unser Oskar nach Maulbronn zurückgekehrt sei. Unser Sohn reist mit einem falschen Paß, das will ich mir gefallen lassen, es ist der Vorsicht wegen, damit er nicht den Franzosen, den Feinden in die Hände fällt. Den Franzosen gilt er nämlich immer noch als Bürger der neufränkischen Republik. Aber mein Mann ist gar zu vorsichtig; nachdem er Oskars Brief zum zehntenmal durchgelesen hatte, ist er auf den Gedanken verfallen, unser Sohn dürfe gar nicht unter unser Dach kommen. Als Klosterverwalter sei er für jede Person verantwortlich, die in Maulbronn durchs Thor aus- und eingehe, und er müsse nötigenfalls auf Befragen versichern und beschwören können, daß sich kein landfremder Mensch unter seinem Dach aufhalte. Jetzt soll unserem Oskar gar dort oben in dem alten verfallenen Turm seine Wohnung eingerichtet werden bei Uhu und Käuzlein.“ Mit diesen Worten deutete die Frau Klosterverwalterin nach einem Turm,

der hinter dem Gebüsch hoch über die Gartenmauer aufstieg. Auf massigem Sockel war ein viereckiger Oberbau aus Fachwerk errichtet, der Oberbau war mit einem Walmdach gedeckt, auf dessen Spitze eine rostige Wetterfahne lebensmüde sich gegen die Abtei neigte. Man nannte den Turm den Faustturm, weil dort der alte Schwarzkünstler Faust vor Zeiten sein Wesen getrieben haben sollte, als er seinem Freund, dem Abt Entenfuß versprochen, aus Steinen Gold zu machen.

„Aber," fuhr nach einer kurzen Pause die Klosterverwalterin erregt fort, „in dem einen Punkt gebe ich meinem Mann nicht nach, um keinen Preis. Nicht wahr, liebe Eugenie, der Faustturm wäre doch ein gar zu schauriger Aufenthalt für meinen Sohn, der nach Jahren in die Heimat zurückkehrt. Zudem — ich bin nicht abergläubisch, — aber man sagt, es sei im Faustturm nicht recht geheuer. Man will dort neuerdings nächtlicher Weile schon manchmal ein gespenstisches Licht gesehen haben."

Eugenie lächelte. „Als Sommeraufenthalt würde mir der Faustturm gar nicht übel gefallen. Es ist luftig dort oben im Turmgemach. Wir wissen ja beide, wie schnell die Wäsche trocknet, wenn wir sie dort oben aufhängen. Zudem ist es nicht allzu heiß; die Nußbäume breiten ihr riesiges Astwerk schützend um die Fensterlucken des Turmes und wehren nicht nur unnötige Sonnenstrahlen, sondern auch unberufene neugierige Blicke ab. Wenn man also die Fenster ein wenig flickt und die Läden ausbessert, so mag es dort oben so wohnlich werden,

daß Ihr Herr Sohn sein Luginsland mit keinem Königspalast mehr vertauschen möchte.“

Die Klosterverwalterin und die Oberamtmannstochter redeten noch eine Weile hin und her, wie man es anzugreifen habe, daß man den Heimkehrenden klug und liebreich empfange. Und da geschah es, daß, je mehr sich die mütterliche Freundin in Klagen über die Herzenshärtigkeit ihres Eheliebsten erging, Eugenie desto eifriger des Klosterverwalters Partei ergriff und seiner Behutsamkeit alle Anerkennung widerfahren ließ. Sie erfuhr bei dieser Gelegenheit noch, daß Oskar als Offizier in päpstlichen Diensten die weltliche Herrschaft des heiligen Vaters gegen die fränkische Republik und den kühnaufstrebenden Konsul Napoleon Bonaparte habe verteidigen helfen, daß er aber jetzt seines Dienstes entlassen nach einer Stellung bei den herzoglich württembergischen Truppen trachte und sogar um eine Audienz beim Herzog in Erlangen gebeten habe, daß er heute von der bairischen Grenze her in Ludwigsburg einzutreffen gedenke, wohin ihm sein Vater entgegen reisen wolle, um ihn morgen bei Nacht und Nebel ohne Aufsehen in den Bann der Maulbronner Klostermauern zu führen.

Zuletzt aber sprang Eugenie rasch auf. „Ich vergesse ja ganz meinen Auftrag, den Herrn Klosterverwalter um möglichst rasche Bestellung und Besorgung des Schlüssels zu bitten, damit das Kriegsbeil endlich begraben werden kann. Darf ich die Sache Ihnen noch einmal ans Herz legen, Frau Klosterverwalterin, oder soll ich selbst sogleich

zu Ihrem gestrengen Eheherrn gehen und ihm eine vernünftige Vorstellung machen? Ein gutes Wort findet ja doch wohl auch bei ihm einen guten Ort."

„Thun Sie das, mein liebes Kind," entgegnete die Klosterverwalterin, „Ihnen schlägt er viel weniger etwas ab, denn mir. Ich aber will mit dem Sturm der Gefühle, der mein Herz durchwogt, noch ein Viertelstündchen allein bleiben."

So ging denn Eugenie raschen Schrittes zu der Abtei, um, wie sie bei sich selber sprach, den Löwen in seiner Höhle aufzusuchen. Sie mußte drei-, viermal an die Thüre der Kanzlei der Klosterverwaltung pochen, bis es drinnen herein rief. Sie trat in das kühle, gegen den Hof hinaus gelegene Gemach, darin bereits das Zwielicht des Abends zu spielen begann. Der alte Herr war von ihrem Erscheinen höchlich überrascht. Er suchte eiligst, wie wenn er über einer verbotenen Lektüre ertappt worden wäre, einen Brief, den er in der Hand hielt, in den Falten seiner ledernen Schreibmappe zu bergen, nachdem er einen letzten zerstreuten Blick auf das Blatt geworfen hatte. Dann stand er auf und fragte mit gemessener Höflichkeit, womit er dem Fräulein dienen könne.

„Es wird Ihnen bekannt sein, Herr Klosterverwalter," begann Eugenie, „daß meinem Vater von herzoglichem Kirchenrat das Recht zugesprochen worden ist, einen eigenen Schlüssel zu dem geheimen Ausgang des Klosters zu besitzen und zu führen."

Der Klosterverwalter schüttelte das mit spärlichen

grauen Locken bedeckte Haupt. „Bedaure, mein Fräulein, hievon ist mir nichts bewußt. Der Besitz des Klosterschlüssels steht annoch wie seit unvordenklichen Zeiten der Klosterverwaltung einzig allein und ausschließlich zu.“

„Von heute abend an nicht mehr,“ entgegnete des Oberamtmanns Tochter fest und bestimmt. „Sie werden in einem heute abend angekommenen kirchenrätlichen Amtsbrief angewiesen worden sein, meinem Vater zu dem geheimen Ausgang einen eigenen Schlüssel anfertigen zu lassen.“

Sie warf einen scharfen Blick auf den verwundert dreinschauenden Klosterverwalter, dann nach dem mit Schriftstücken aller Art übersäten Schreibtisch und fuhr fort: „Wenn ich mich nicht täusche, liegt dort der kirchenrätliche Erlaß; mein Vater hat einen gleichlautenden erhalten.“

Der Klosterverwalter stöberte, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, die amtlichen noch uneröffneten Briefe durch, die ihm der Bote auf den Tisch gelegt hatte. „Man bekommt zuweilen auch einen andern Brief, der einem Kopfzerbrechen macht,“ sprach er halblaut vor sich hin. Dann brach er den wohlversiegelten kirchenrätlichen Erlaß auf, suchte seine Hornbrille, deren er endlich hinter der stattlichen Streusandbüchse habhaft wurde, und ersuchte das Fräulein mit gewinnender Höflichkeit, Platz zu nehmen und sich einen Augenblick zu gedulden. Dann setzte er die Brille auf, trat ans Fenster und begann mit gedämpfter Stimme zu lesen. —

„Sie haben recht,“ sagte er endlich, „und ich werde

mich drein fügen müssen, so schwer es mich ankommt. Indessen nur für Kriegsdauer soll ich den Schlüssel an eine dritte Person abgeben, und" — seine Höflichkeit ging in eine fast unterthänige Freundlichkeit über, „da Sie sich doch einmal zu mir herbemüht haben, mein Fräulein, so dürfte ich Sie vielleicht ganz ergebenst bitten, ein gutes Wort bei dem Herrn Vater einzulegen, er möge für die voraussichtlich noch sehr kurze Zeit der Kriegsdauer auf das ihm von einem herzoglichen Kirchenrat zugesprochene Recht freiwillig Verzicht leisten."

„Herr Klosterverwalter," entgegnete Eugenie, indem sie sich sichtlich bemühte, ihre ruhige Fassung zu behaupten, „ich verstehe in der That nicht, warum Sie sich gegen einen klar und deutlich ausgesprochenen Befehl Ihrer vorgesetzten Behörde sträuben wollen, und noch viel weniger verstehe ich, aus welchem Grunde Sie meinem Vater den Besitz des Schlüssels mißgönnen."

Der Klosterverwalter zuckte die Achseln. „Wir leben in sehr bedenklichen Zeitläuften, und ich habe dafür zu sorgen, daß kein Unberufener im Kloster Maulbronn aus- und eingeht, weder durch das gemeine Thor, noch durch das geheime Pförtlein. Was weiß ich, wer sich einschleichen könnte, um auszukundschaften, wieviel unser Klosterspeicher für den Unterhalt des feindlichen Heeres noch liefern kann? Und wir haben wahrlich genug Brandschatzung leisten müssen! In solch gefährlichen Zeiten ist es nun hochbedenklich, einen Schlüssel zu einer Geheimthüre ohne Not aus der Hand zu geben."

„Herr Klosterverwalter, Sie werden hoffentlich meinem Vater zutrauen, daß der Schlüssel in seiner Hand gut aufgehoben ist, ebensogut wie in der Ihrigen."

„Das wohl, mein Fräulein. Allein der Schlüssel kann zum Beispiel verloren gehen."

„Er geht bei uns nicht verloren. Wir werden ihn fest behalten."

„Wissen Sie das ganz gewiß?"

„Ja. Wir verlieren den Schlüssel nicht."

„Er kann gleichwohl in unrechte Hände kommen."

„Von uns aus nicht."

„Er kann zu Privatzwecken mißbraucht werden."

„Herr Klosterverwalter, ich gedenke allerdings den Schlüssel zu benützen, um einen näheren Weg zum Grab meiner seligen Mutter zu haben. Nennen Sie das Mißbrauch zu Privatzwecken?"

„Das gerade nicht. Allein —"

„Nun allein —?"

„Allein es wäre doch schön und rühmlich, wenn man es über sich gewänne, in diesen kriegerischen, gefährlichen Zeiten — der größeren Sicherheit wegen — aus reiner Vaterlandsliebe auf ein persönliches Recht zu verzichten."

„Wenn es um der wirklichen Wohlfahrt des Vaterlandes willen Pflicht wäre, so würde mein Vater zu jedem Opfer sich bereit finden lassen, dagegen einer durch nichts begründeten Laune zu lieb wird kein Verzicht geleistet. Ich bin im Gegenteil hiehergekommen, Herr Klosterver-

walter, Sie freundschaftlich zu ersuchen, Sie möchten die Anfertigung unseres Klosterschlüssels durch den Schlosser Hildebrand möglichst beschleunigen."

„Ich will am nächsten Montag oder Dienstag mit Meister Hildebrand über die Sache reden."

„Nächsten Montag oder Dienstag? Ich bitte Sie, Herr Klosterverwalter; spätestens morgen mittag muß unser Klosterschlüssel in unsern Händen sein."

„Warum eilen Sie so sehr?"

„Ich gebe Ihnen die Frage zurück: Warum zögern sie uns hinaus?"

„Man kann dem Meister Hildebrand nicht mehr zumuten, als er leisten kann."

„Das ist eine gewaltige Leistung, bis morgen mittag einen Schlüssel zu feilen. Erteilen Sie dem Schlosser den Auftrag, Herr Klosterverwalter, so will ich dafür sorgen, daß der Auftrag bei Zeiten ausgeführt wird."

„Es thut mir leid: morgen und übermorgen, vor nächsten Montag, Dienstag kann ich den Schlüssel nicht aus der Hand geben."

„Reichen Sie den Schlüssel dar, Herr Klosterverwalter, so drucken wir ihn in Wachs ab."

„Um alles nicht! Bedenken Sie, mein Fräulein, was könnte mit einem solchen Wachsabdruck für Mißbrauch getrieben werden. Abdrucken?! Nein, das zuletzt; das gar nicht."

„Und warum ist Ihnen der Schlüssel morgen unentbehrlich?"

„Das will — Ich bin — Ich werde — das sind Staatsgeheimnisse, mein Fräulein."

Sie lächelte. „Staatsgeheimnisse? Oder vielleicht Privatzwecke? Brauchen Sie den Schlüssel morgen oder übermorgen zu Privatzwecken, Herr Klosterverwalter?"

Der Alte wechselte die Farbe und sah die Jungfrau prüfend an.

„Was sagen Sie? Ich — Privatzwecke? Oder wissen sie vielleicht —?"

„Was soll ich denn wissen?" fragte Eugenie mit munterem Lachen.

„Wenn Sie ein Geheimnis in verschwiegener Brust bewahren können, wenn Sie vor allem meiner Frau nicht verraten wollen, daß ich geplaudert habe, wenn Sie überhaupt in der ganzen Angelegenheit gegen einen armen alten Mann Rücksicht zu üben gesonnen sind: so bin ich bereit, Ihnen den wahren Grund mitzuteilen, warum ich den Schlüssel in dieser und zu Anfang der nächsten Woche nicht aus der Hand geben kann. Versprechen Sie mir —?"

„Bei mir soll Ihre Mitteilung — Ihr Staatsgeheimnis mindestens ebensogut aufgehoben sein, wie der Klosterschlüssel in Ihrer Hand."

„Nun gut; so hören Sie: mein Sohn Oskar kehrt morgen für einige Tage ins Elternhaus zurück. Er darf und soll aber das Kloster Maulbronn auf einem andern Wege nicht betreten und nicht verlassen als durch das geheime Pförtlein. Nächsten Dienstag denke ich, ist mein

Sohn wieder abgereist. Also darum kann ich den Schlüssel vorerst nicht aus der Hand geben."

„Ihr Herr Sohn kehrt zurück! Da handelt es sich weder um ein Staatsgeheimnis, noch um einen Mißbrauch zu Privatzwecken, sondern um ein fröhliches Familienereignis. Und wenn Sie sich darüber nicht von Herzensgrund freuen können, so will ich an Ihrer Statt und im Namen Ihrer lieben Frau fröhlich sein, verstehen Sie mich recht: — stillvergnügt."

„Ach, wenn nur unser Sohn Oskar nicht ein ungeratener, ein verlorener Sohn wäre. Sie kennen meinen Sohn nicht, Sie wissen nicht, wie viel Kummer er mir schon gemacht hat. Meinen wohlgemeinten Rat, er solle Theologie studieren, hat er nicht befolgt, sondern in den Wind geschlagen; dann hat er Jahre lang kein Wort von sich hören lassen. Und nun kehrt *er*, der ein evangelischer Prediger hätte werden sollen, zurück als abgedankter Verteidiger der weltlichen Herrschaft des Papstes, als — Schlüsselsoldat."

„Ei nun, Schlüsselsoldat und Klosterschlüssel, das paßt ja ganz gut zusammen."

„Sie können noch scherzen?"

„Ein wenig. Es giebt vielleicht Leute im Kloster, die sich recht darauf freuen, den Schlüsselsoldaten kennen zu lernen, zum Beispiel *mein* Vater, der Oberamtmann in Maulbronn."

„Um alles nicht, mein Fräulein! Das soll ja eben aufs strengste vermieden werden, daß irgend wer etwas

vom Aufenthalt meines verlorenen Sohnes im hiesigen Kloster erfährt. Und nun sehen Sie, wenn Ihr Herr Vater auch einen Schlüssel zum geheimen Pförtlein besitzt, wie leicht kann's geschehen, daß er mit meinem Sohn eben am geheimen Pförtlein in den nächsten Tagen zusammentrifft, oder auf der Mauer zwischen dem Pförtlein und dem Faustturm, woselbst ich meinen Sohn einzuquartieren gedenke."

„Und diese Begegnung wäre ein entsetzliches Unglück?" fragte Eugenie lächelnd.

„Ein entsetzliches Unglück —" wiederholte der Klosterverwalter; „vielleicht allerdings, im günstigsten Fall eine peinliche Verlegenheit für mich alten Mann, der bisher mit Ehren in seinem Amt grau geworden ist. Der Herr Oberamtmann darf und soll es nicht erfahren, daß ich einen mißratenen Sohn habe, der als Franzosenfreund, als Freiheitsschwärmer, als Jakobiner seinen Irrweg angefangen hat und nun als Schlüsselsoldat endigt. Nein, das soll niemand erfahren, bis mein Oskar durch seinen Eintritt unter die herzoglich württembergischen Truppen und durch brave Haltung bei denselben mit der That bewiesen hat, daß es ihm mit seiner reumütigen Rückkehr ins Vaterland und ins Elternhaus ein voller und ganzer Ernst ist. Wenn dagegen Ihr Herr Vater inne wird, daß mein verlorener Sohn durch das geheime Pförtlein ein- und ausschlüpft, wie stehe ich vor dem Herrn Oberamtmann da, nachdem ich es ihm in unserem Schriftenwechsel betreffend den Klosterschlüssel zehnmal für einmal

schwarz auf weiß gegeben habe, daß jener geheime Ausgang von keinem Menschen benützt werden dürfe, als von mir dem Klosterverwalter in amtlicher Eigenschaft. Wenn Sie auf Ihrem vermeintlichen oder wirklichen Recht bestehen, so werde ich meinem Sohn entgegenfahren und ihm zu wissen thun, daß er vorerst das Elternhaus zu meiden habe."

Der alte Herr warf sich in seinen lederüberzogenen Sorgensessel und fuhr sich in höchster Erregung mit den hageren Fingern durch die grauen Haare. Dann zog er das Taschentuch und putzte eifrig die Gläser seiner Hornbrille.

Auch Eugenie war ernster geworden. „Herr Klosterverwalter," begann sie nach einer Pause, „ich billige Ihre Vorsichtsmaßregeln vollständig. Nur mit dem Faustturm bin ich nicht ganz einverstanden. Sie nennen Ihr einziges Kind einen verlorenen Sohn. Gesetzt den Fall, er wäre das wirklich: im Evangelium steht auch von einem verlorenen Sohn und von einem barmherzigen Vater zu lesen. Aber daß der Vater sein Kind in den Faustturm sperrt, oder daß er ihm sagt: du darfst nicht unter mein Dach kommen, bis du deine Sünden durch gute Werke abverdient hast, davon habe ich bis jetzt im Evangelium nichts entdeckt. Vielmehr —"

„Sie reden ja wie ein Pfarrer!"

„Nein, ich will Ihnen keine Predigt halten. Lassen Sie uns vielmehr die Sache ruhig und vernünftig überlegen. Wenn Sie uns unter irgend einem Vorwand den

Schlüssel bis Mitte nächster Woche verweigern, dann reizen Sie meinen Vater, sie reizen ihn vielleicht zum Äußersten, dann wird er eben genau nach dem Grund Ihrer Ausflüchte forschen. Wenn Sie dagegen unseren Schlüssel bis morgen mittag beschaffen, wenn Sie sich entschließen könnten, ihn persönlich meinem Vater zu überbringen und dabei ein gutes Wörtlein fallen zu lassen, Ihre bisher bewiesene Hartnäckigkeit sei ihnen leid: so stehe ich Ihnen gut dafür, daß der Oberamtmann von Maulbronn dem heimgekehrten Unbekannten nirgends begegnet, oder daß er, wenn dies je der Fall sein sollte, von seiner Wissenschaft keinen amtlichen oder außeramtlichen Gebrauch machen wird. Der Gescheiteste giebt nach. Die Hand darauf, Herr Klosterverwalter!"

Der alte Herr reichte der Jungfrau die Rechte. „Ich will thun, was ich kann; vielleicht hat der Schlosser Hildebrand den Schlüssel bis morgen früh fertig."

Wenige Minuten später stand Eugenie bei ihrem gestrengen Herrn Vater im Zwinger: „Wir bekommen den unsern," sagte sie siegesfroh, „und zwar morgen —"

„Dann ist's gut," entgegnete der Oberamtmann; „jetzt will ich mir ein Glas Wein munden lassen." — —

Der Klosterverwalter aber suchte aus dem geheimsten Schubfach seines Schreibtisches den verhängnisvollen Klosterschlüssel hervor und rief zur Thüre hinaus den Namen seines Dienstmädchens: Heinrike. Die Gerufene ließ nicht lang auf sich warten; sie stand dem Befehle ihres Gebieters harrend in bescheidener Haltung an der halboffenen

Thüre, während der Klosterverwalter den Schlüssel in der Hand wiegend und den letzten Rest seines Eigensinns niederkämpfend schweigsam ein paarmal auf und abging. —

Heinrike war als frühverwaistes armes Mägdlein vor etlichen zehn Jahren in das Haus des Klosterverwalters aufgenommen worden und hatte sich durch ihre Anstelligkeit in allen Haushaltungsgeschäften bald das Vertrauen und die Zuneigung ihrer Herrschaft erworben; sie stammte aus dem Heimatort der Klosterverwalterin, und man hatte sie gewöhnt, den Klosterverwalter „Herr Vetter“ und dessen Eheliebste „Frau Base“ zu nennen.

Daß sie auffallend hübsch sei, war ihr selber nur etwas gar zu wohl bewußt. Und obwohl sie auch am Sonntag keinen übertriebenen Kleiderstaat entfaltete, sondern bei ihrer früheren bäuerlichen Tracht blieb, so waren doch die übrigen Dienstmägde der Klosterbeamten, besonders die reiferen Alters, einstimmig der Meinung, das „Rikele“ kleide sich über ihren Stand und sie sei überhaupt, seitdem man sie in der Klosterverwaltung „Heinrike“ rufe, hoffärtig geworden.

Andere wollten wissen, der alternde Klosterverwalter habe, da er an die Heimkehr seines Sohnes nicht mehr glaube, das Rikele mit einer bedeutenden Summe in sein Testament gesetzt. Ein französischer Offizier, der kürzlich in der Klosterverwaltung einquartiert gewesen war, hatte dem Mädchen neben verschiedenen anderen Artigkeiten auch die gesagt, daß ihr nichts reizender stehe als die idyllische Schäfertracht des überrheinischen Landes, und hatte sie

Mademoiselle Henriette genannt. Das hatte dem Rikele leider noch weit besser gefallen als ihr ehrlicher Taufname, trotzdem daß der Schlosser Hildebrand einmal in der Klosterbrauerei geäußert hatte, wenn er nur den welschen Offizier in seinen Schraubstock spannen dürfte, zum Dank dafür, daß er der Verwaltersjungfer den Kopf verdreht habe.

Die täglichen Hausgeschäfte hatte das Rikele der Klosterverwalterin nach und nach so ziemlich aus der Hand genommen. Die Ausgänge und die größeren Arbeiten in der Klosterwaltung besorgte in der Regel der Kanzleidiener Berndt.

„Heinrike," begann der Klosterverwalter, „schließe vorerst die Thüre, Du solltest mir heute abend noch einen Ausgang machen und einen Auftrag ausrichten, wozu ich den Berndt nicht brauchen kann. Aber Du mußt es geschickt angreifen, klug und verschwiegen sein."

„Recht gern, Herr Vetter," erwiderte Heinrike.

Und nun setzte ihr der Klosterverwalter in der Eile mit geflüsterten Worten seinen Wunsch auseinander, daß der Schlosser Hildebrand in der Nacht von heute auf morgen einen Schlüssel nach dem Muster des vorliegenden anfertigen, jedenfalls aber noch in der Frühe den Musterschlüssel zurückgeben müsse. Wozu der zweite Schlüssel nötig sei, verriet der Klosterverwalter nicht, und Heinrike war zu wohlerzogen, um neugierig darnach zu forschen.

Sie errötete, als der Name des Schlossers genannt

wurde, und der Klosterverwalter merkte es wohl. Aber er meinte, sie solle nur kurz angebunden gegen Hildebrand sein und befehlend auftreten. Sollte sich der Schlosser wider Vermuten störrisch zeigen, so solle sie seine Widerspenstigkeit sofort in der Klosterverwaltung melden. Daß der Musterschlüssel unter allen Umständen nicht länger als über Nacht in des Schlossers Händen bleiben dürfe, schärfte ihr der Klosterverwalter beim Abschied noch einmal ein.

Heinrike trat alsbald den Gang nach der ziemlich entfernt außerhalb der Klostermauern gelegenen Wohnung Hildebrands an, einen Gang, der ihr ziemlich schwer wurde. Sie hatte sich, ehe der französische Offizier einquartiert worden war, manchmal den Anschein gegeben, als ob sie nichts dagegen hätte, daß der Schlossermeister sie mit Wohlgefallen betrachtete. Allein seit der Einquartierung war eine starke Verstimmung zwischen den beiden eingetreten.

Der Schlossermeister Hildebrand war ein Mann in den besten Jahren, vorzüglich geschickt in der Anfertigung von Kochherden, und man wunderte sich nur seit geraumer Zeit, warum er an seines eigenen Hauses Herd noch keine Frau Schlossermeisterin heimgeführt habe. Eine alte Verwandte, die schwerhörig war und zeitweise sogar stocktaub zu sein schien, die Bas' Kathrine, kochte ihm und den beiden Lehrjungen — einen Gehilfen trug das etwas beschränkte Geschäft bei den kriegerischen Zeiten nicht, — morgens den Haferbrei, mittags die Suppe, am Abend

die Kartoffeln. Die Bas' Kathrine war dem Rikele wenig gewogen; sie nannte das Mägdlein „de giftig Pfälzerkrott," was ins Schriftdeutsche übersetzt eine mit minder liebenswürdigen Eigenschaften ausgestattete, aus der Pfalz stammende Kröte bedeutet. Als Heinrike die Hildebrandsche Wohnung betrat, schnurrte die Alte, den Kochlöffel in der Hand, ohne Gutenabendgruß an der Verwaltersjungfer vorüber und verschwand in der räuchelnden Küche; sie gedachte nämlich, nachdem die beiden Lehrjungen, mit Kartoffeln abgespeist, in den nahen Wald gegangen waren, dem Meister zum Abendimbiß noch einen Pfannkuchen oder zween zu backen.

Und leider empfing der Meister Hildebrand selbst die Jungfer kaum liebenswürdiger, als diese in die getäferte Stube eintrat, wo der Schlosser beim Schein eines langputzigen Talglichtes den Mannheimer „Freimütigen" studierte, um aus dieser wöchentlich einmal erscheinenden Zeitung für die nächsten acht Tage politische Weisheit zu schöpfen.

„Heute nacht noch einen Schlüssel machen?" sagte Hildebrand, als Heinrike den Wunsch ihres Gebieters vorgetragen hatte. „Das kann nicht sein; es ist Feierabend. Bei mir ist also die Jungfer nicht vor die rechte Schmiede gekommen."

„Aber mein Herr Vetter braucht ihn ganz notwendig."

„Thut nichts. Bei mir ist das Feuer ausgegangen."

„Wenn es der Meister mir zu lieb thäte," bat Heinrike schüchtern.

„Der Jungfer zu lieb? Nun die Jungfer kann mir ja einmal den Schlüssel zeigen.“

Da legte Heinrike den Schlüssel vor den Meister auf den Tisch.

„Hollah,“ rief Hildebrand verwundert, „der Schlüssel darf nicht nachgemacht werden. Das ist der Schlüssel zum geheimen Ausgang und öffnet zugleich das obere Thürlein am Faustturm. Den Schlüssel kenn ich am Bart, seit ich zum erstenmal die Schlösser geölt habe. Also ein für allemal: der Schlüssel wird nicht nachgemacht.“

„Wenn ich den Meister schön bitte, wird er mir's nicht abschlagen. Was geht mich weiter der Schlüssel an?“

„So! Meint Sie?“ Mit diesen Worten stand Hildebrand auf und ging rollenden Auges auf das erschrockene Mädchen los. „Nein, Jungfer, solche Gefälligkeiten erweist ein ehrsamer Schlosser keinem Menschen. Da ist Sie bei mir an den Letzen geraten.“

Diese entschiedene Weigerung hatte die Base Kathrine durch die offene Stubenthüre wohl vernommen. Sie schlug noch ein Ei in den Pfannkuchenteig und rührte gewaltsam.

„Ich verstehe den Meister nicht,“ stammelte Heinrike.

„Dann versteh' ich die Jungfer um so besser! Hör Sie, Jungfer Heinrike, sag Sie mir ehrlich und aufrichtig: Für wen hat Sie den zweiten Schlüssel bestellt?“

„Ei nun! Für wen sonst, als für meinen Herrn Vetter! Wie kann Er da noch lang fragen?“

„Und ich sag' der Jungfer ins Gesicht, das ist nicht wahr. Den Schlüssel, der da auf dem Tisch liegt, hat Sie Ihrer Herrschaft wegstibitzt, und jetzt will Sie mich dran kriegen, daß ich für Sie, aber nicht für den Herrn Vetter, einen zweiten nachmache, damit Sie einen eigenen Schlüssel zum Faustturm hat, und dann will Sie —"

„Ich — meiner Herrschaft etwas wegstibitzen? Meister Hildebrand, Er ist ein unverschämter Mensch, und das laß ich mir von Ihm nicht gefallen. — Versteht er mich? Von ihm schon gar nicht!" — rief Heinrike mit hervorbrechenden Thränen.

„Und dann will Sie wieder ein Butterbrot auf den Faustturm legen, und dann will Sie —" fuhr Hildebrand erregt fort.

„Was will ich? Ich — ein Butterbrot? Er ist ein Narr, Meister Hildebrand!"

„Ja freilich ein Narr, weil ich zu früh gemerkt habe, wo die Sache hinaushangt. — Soll ich der Jungfer vielleicht eine kleine Geschichte erzählen, die Geschichte vom Butterbrot?"

„Nur erzählt! Ich hab' ein gutes Gewissen und will Ihm darauf dienen."

„Also, da komm ich neulich zwischen Tag und Dunkel auf den Faustturm, um ein paar neue Kloben für die Waschseile der Frau Klosterverwalterin einzuschlagen, und wie ich hinaufkomme, da scheint der Mond zum Fenster herein. Und da steht auf dem Gesims ein gelbes Teller und ein dickgestrichenes Butterbrot darauf, zwei Drescher hätten

sich dran satt essen können, und mit Schnittlauch draufgestreut ein lateinisches H; das H glänzt recht schön im Mondschein. Und wie ich mir da meine Gedanken darüber mache, ob das Butterbrot eigentlich mir gehört, und ob das H Heinrike oder Hildebrand bedeutet, und daß die hoffärtige Verwaltersjungfer doch auch an einen rußigen Schlosser denkt: da raschelt's auf der Wendeltreppe — wie ein Marder. Halt, denk' ich, du mußt doch sehen, was das für ein Marder ist, und leg' mich in den Hinterhalt, versteht Sie, dort hinter dem französischen Kamin. Und der Marder kommt richtig vollends die Treppe herauf, es ist aber kein Marder, sondern ein rollhaariger Student, oder, wie Ihr im Kloster drinnen sagt, ein Seminarist. Der guckt sich ein paarmal scheu um, sieht mich natürlich nicht hinter dem Kamin trotz seiner Brille, lauft dem Teller zu, stibitzt das Butterbrot weg, guckt den Schnittlauch mit ein paar Augen an, wie wenn —, ja nun — wie wenn er das H zuerst wegschlecken wollte, und hast mich nicht gesehen — ist das Studentlein wieder die Treppe hinunter. Aha! denk' ich —"

„Da braucht Er überhaupt gar nichts zu denken, Meister Hildebrand. Das will —"

„Kann's vielleicht die Jungfer ableugnen, daß Sie das Butterbrot auf den Faustturm praktiziert hat? Kann Sie's leugnen?"

„Das Brot geht Ihn gar nichts an, Meister Hildebrand. Ich will's aber nicht leugnen. Ja! ich hab's dort hingestellt im Auftrag meiner Frau Base."

„Aha, im Auftrag der Frau Base! Und kann die Jungfer leugnen, daß es für den rollhaarigen Studenten bestimmt gewesen ist, nämlich das dickgestrichene Butterbrot, und — und der Schnittlauch und — und das lateinische H?“

„Ja, für den Meister ist allerdings das Butterbrot nicht gewesen; Ihn geht es überhaupt nichts an, ob ich meine Butterbröter dick oder dünn streiche, und ob ich ein H drauf streue oder ein A. Sieht Er, die Sache ist so. Der Student ist ein weitläufiger Verwandter der Frau Klosterverwalterin und darf alle Wochen einmal am Sonntag nachmittag zu uns ins Haus kommen, aber nur einmal wöchentlich von wegen den Klostergesetzen — und da läßt er sich schmecken, was man ihm vorsetzt; der junge Herr ist nämlich im stärksten Wachsen. Weil er aber natürlicherweise nicht nur am Sonntag Hunger hat, sondern auch am Werktag sechsmal für einmal, so stell' ich ihm am Dienstag nach dem Abendessen ein Butterbrot auf den Faustturm. Am Dienstag geht's nämlich in der Klosterküche am schmalsten her; du liebe Zeit, seit der französischen Brandschatzung heißt's ja allenthalben: Sparen! und noch einmal Sparen! — Manchmal kriegt er auch Freitag ein zweites Butterbrot. Aber das alles im Namen und Auftrag meiner Frau Base. Und das ist also ganz eine Sache zwischen uns, und Er braucht seine rußige Nase nicht drein zu stecken. Versteht er mich! —“

„Aha, aha, eine Sache zwischen uns! Warum will dann die Jungfer einen eigenen Schlüssel zum Mauerthörlein des Faustturms? Heh?! Damit man dem rollhaarigen

Studenten noch ein drittes Butterbrot bringen kann, und ein viertes — und was weiß ich?" —

„Narrheiten! Ich kann ja jeden Tag, wann ich nur will, durch das untere Thor vom Garten aus auf den Faustturm steigen. Meint Er denn, ich habe Lust, wie eine Nachtwandlerin zum oberen Thürlein auf die Mauer zu klettern?"

„Das wäre alles recht, Jungfer Heinrike, wenn nur nicht vor einer Viertelstunde euer Kanzleidiener Berndt bei mir gewesen wäre und mir gesagt hätte, ich habe dafür zu sorgen, daß bis morgen abend die untere Hauptthüre des Faustturms, die bisher für gewöhnlich offengestanden ist, schließbar gemacht werde. Durch die untere Hauptthüre kann also die Jungfer nicht mehr in den Turm kommen. Demnach muß Sie einen eigenen Schlüssel zum oberen Thürlein haben, wenn Sie künftig den Herrn Studenten mit Butterbrötern regalieren will. Stimmt's, Jungfer Heinrike, stimmt's?"

„Nein, es stimmt nicht, sondern der Meister hat diesmal mit all seiner Gescheitheit daneben geschossen. Ich hab's Ihm schon einmal gesagt, daß Er ein — und daß ich Ihn für vernünftiger gehalten hätte. Die beiden Schlüssel, den Musterschlüssel hier und den, den Er nachmacht, braucht Er ja gar nicht an mich abzuliefern; nein, Er soll sie meinem Herrn Vetter morgen in die eigene Hand geben. Dann muß Er sich aber, wohlgemerkt, sputen; denn mein Herr Vetter reist morgen früh zwischen acht und neun Uhr nach Ludwigsburg."

Meister Hildebrand wurde nachdenklich. „Dann hab' ich der Jungfer Heinrike doch am End Unrecht gethan," sagte er kleinlaut.

„Freilich hat er mir Unrecht gethan. Und um das Unrecht wieder gut zu machen, geht Er heute nacht noch an die Arbeit und bringt morgen mit dem frühesten die Schlüssel meinem Herrn. Will Er ohne Widerrede, oder will Er nicht? Wenn Er nicht will, so verliert Er von morgen an die Kundschaft bei der Klosterverwaltung; in Knittlingen und in Lienzingen sind auch zwei geschickte Schlossermeister, in Lienzingen sogar ein lediger. Und bis ich Ihm einmal ein Butterbrot streiche mit dem Buchstaben H drauf, darauf kann er dann lange warten, sehr lang. Hat Er mich verstanden, will Er?"

„Ja, ich will," knurrte Meister Hildebrand, „aber wohlgemerkt nicht der hoffärtigen Jungfer Heinrike zu lieb, sondern aus Gefälligkeit gegen den Herrn Vetter!"

„Ich hab' ja für mich gar keine Gefälligkeit von dem Meister verlangt," entgegnete Heinrike, indem sie mit einem nicht unfreundlichen Gutenachtgruß zur Thür hinausschlüpfte.

„Pfälzer Hexe!" knurrte der Schlosser hinter ihr drein. „Ich hätt' ihr nicht nachgeben sollen. Wart nur, Hexle, ich komme dir noch auf die Schliche. Aber sauber ist sie eben doch, man kann sagen schön, besonders wenn sie schimpft."

Nach solchem Selbstgespräch verzehrte Meister Hildebrand die beiden Pfannkuchen der Bas' Kathrine; dann schickte er die Bas' und die heimgekehrten Lehrjungen zur

Ruhe. Er selbst aber ging in seine Werkstätte und fachte die noch nicht ganz erloschenen Kohlen seines Herdes mit dem Blasbalg zu frischem Brand. Die Flamme fauchte, das Eisen glühte, die Feile knirschte am Schraubstock. Es war keine ganz leichte Arbeit, die der Meister Hildebrand in der Hauptsache noch vor Mitternacht bewältigte; denn der Musterschlüssel war überaus krausbärtig: deutsche Frührenaissance würde man heutzutag sagen.

Den Meister Hildebrand aber kümmerte weder die Früh- noch die Spätrenaissance. Der Mond stand hoch am wolkenlosen Himmel, und vom schlanken Klosterkirchturm schlug es Ein Uhr, als der Meister ans geheime Pförtlein trat, den nachgemachten Schlüssel zu probieren. Sein nächtliches Werk war ihm vorzüglich gelungen. Er ging nun auf dem Mauerumgang etliche fünfzig Schritte vor bis an den Faustturm. Der Schlüssel that auch hier am oberen Thürlein des Turmes seine Schuldigkeit. Das Kloster lag im tiefsten Frieden. Der Mond flimmerte auf den Dächern der Abtei, des Dorments und der prächtigen Kirche, er beleuchtete die weitläufige Anlage: die Ringmauer und die durch die Ringmauer geschiedenen langgestreckten Gärten der Abtei und der Oberamtei, auch die Grabsteine des Friedhofs an der Südseite der Klosterkirche. Von den Gärten herauf dufteten die Rosen und die Lilien. Tief im gebüschverwachsenen Hintergrund des Oberamteigartens rauschte ganz leis der zur Zeit etwas spärliche Wasserfall, den der Abfluß des tiefen Sees bildete, und im Geäst der Nußbäume um den Faustturm her flüsterte der Nachtwind.

Meister Hildebrand indes verzichtete auf alle sinnigen Naturbetrachtungen. Er kehrte in seine Wohnung zurück, begab sich aber noch nicht zur Ruhe. Bis zum Hahnenschrei machte er zum zweitenmal den Klosterschlüssel nach und feilte ein H in den Schaft dieses dritten Krausbärtigen; dann ließ er ihn, nachdem er ihn aufs sorgfältigste mit den beiden ältern Brüdern verglichen hatte, in die Tasche seines eigenen Wamses gleiten.

Sein Schlossergewissen war etwas räudig, als er diese nächtliche That vollführte. Aber er beruhigte sein Herz mit dem Gedanken: „Ich muß der Heinrike auf die Schliche kommen, und man kann nicht wissen, wozu es gut ist.“

Noch ein paar kurze Morgenstunden Schlaf; dann trug Hildebrand das Verlangte in die Klosterverwaltung und bescheinigte den richtigen Empfang seiner Belohnung dem Herrn Klosterverwalter auf einen großen Bogen Papier. „Ihr könnt Euch drauf verlassen, Herr Klosterverwalter, daß der neue Schlüssel so gut paßt, wie der alte,“ sagte der Meister mit selbstbefriedigter Miene, worauf der Klosterverwalter zu seiner Verwunderung bemerkte, es schade nichts, wenn der neue auch nicht passe.

Dann trug der schon reisefertig angekleidete Klosterverwalter den neuen Schlüssel mit feierlicher Amtsmiene in die Oberamtei hinüber und ließ sich den richtigen „Empfang des Klosterschlüssels auf Kriegsdauer“ vom Herrn Oberamtmann ebenfalls auf einen Aktenbogen bescheinigen. „Ich bin Ihnen für die rasche Ausführung meines Wunsches

zu lebhaftem Dank verbunden," sagte der begütigte Oberamtmann.

Der Klosterverwalter aber reiste, den alten Klosterschlüssel in der Tasche, im offenen Zweispänner des Posthalters nach Ludwigsburg, um dort im Gasthof zur Kanne den heimkehrenden Sohn in Empfang zu nehmen.

Nach seiner Abreise schloß Meister Hildebrand im Auftrag der Frau Klosterverwalterin das untere Thor ab, das vom Abteigarten aus in den Faustturm führte.

Wir aber schließen hiemit das erste Kapitel unserer heiteren und liebreichen Geschichte.

---

2. Einer verliert den seinen.

Die jugendliche Bevölkerung, welche seit den Tagen der Kirchenreformation, alle zwei Jahre wechselnd, die Zellen der vormaligen Cisterzienserabtei Maulbronn belebte, durchlief unter sechs bis sieben verschiedenen Benennungen die Bildungslaufbahn des „niederen evangelisch-theologischen Seminars". Wer als guter „Teutscher" die Fremdwörter gebührendermaßen verabscheute und sich zuweilen einer mittelalterlichen Anwandlung hingab, der pflegte von „Klosterschülern" zu reden. Wer aber vom Geist der Aufklärung angehaucht war, der nannte die Klosterschüler „Seminaristen". Mit diesem verflixten Fremdwort stand freilich der Klosterschuhmacher Hämmerle auf einem sehr gespannten Fuß; er schrieb es auf den

Köpfen seiner Rechnungen mit rostgelber Tinte in allen Tonarten: das einemal „Simmanarist“, das anderemal „Simmannarist“ und in Ausnahmsfällen auch „Simmannarrist“, je nachdem er einem der Klosterschüler ein Paar Stiefel bloß geriestert und gefleckt, oder vorgeschuht und galoschiert, oder endlich neu gefertigt hatte. Im Volksmund hießen die Seminaristen kurzweg die „Studenten“, wogegen aber der Abt und Prälat des Klosters die Einwendung geltend machte, daß das Studentenleben erst mit dem Übertritt auf die Hochschule Tübingen seinen Anfang nehme. In den amtlichen Schriftstücken der vorgesetzten Behörden war von den Studenten als von „denen alumnis“ die Rede, was den Studenten mehr nach seiner irdischen Daseinsseite bezeichnet und mit „Nährling“ oder „Kostgänger“ verdeutscht werden mag. Die neue Hausordnung der niederen evangelisch-theologischen Seminare hatte den Ausdruck „alumni“ durch den kühlen Begriff „Zöglinge“ ersetzt. Diejenigen leiblichen Väter der Zöglinge, welche seinerzeit die Glanztage der hohen Karlsschule mit erlebt hatten, hießen ihre Söhne mit Vorliebe die „Eleven“, der Unterfamulus dagegen nannte die Eleven nicht anders als seine „jungen Herren“; in den feierlichen Ansprachen der jüngeren Lehrer wurden sie je zuweilen auch als „junge Freunde“ angeredet. Sich selbst in ihrer Gesamtheit bezeichneten sie mit Stolz als „die Promotion“. Da wir nicht wohl alle diese sieben Ausdrücke nebeneinander gebrauchen können, beim Namen „Seminaristen“ uns in die orthographischen Nöte Häm-

merles zu verwickeln besorgen, und die Einsprache eines hochwürdigen Abtes gegen den Studententitel geziemend zu berücksichtigen haben, so bleiben wir in unserer Erzählung der Regel nach bei der Benennung: „Klosterschüler".

Am Ende des vorigen Jahrhunderts nun war mit dem Beginn der französischen Revolution der Sturm der Zeit auch in die jugendlichen Bewohner der württembergischen Bildungsanstalten: der hohen Karlsschule, der Universität Tübingen, der niederen Seminare gefahren. Es gärte noch, als das vorige Jahrhundert zur Neige ging, wunderlich in den Köpfen der Maulbronner Klosterschüler, wiewohl man aus den Begebenheiten des letzten Jahrzehnts etliche reifere Erfahrungen hätte gewinnen können. Wenn der Wind, der den Wald durchbraust, sich schon zu legen beginnt, wirft er die halbwüchsigen schlanken Stämme immer noch stark hin und her.

Und nun hatten sich unter den etlichen 40 Klosterschülern drei siebzehnjährige Jünglinge zusammengefunden, die nach ihrer eigenen Meinung vom Sturm der Zeit aufs heftigste in ihres Gemütes Tiefe ergriffen waren. Sie schloßen miteinander ein Freundschaftsbündnis auf Tod und Leben, und nannten sich unter einander, da sie des ehrlichen alten Tschudis Schweizerchronik und die Geschichte von der Befreiung der Waldstätte mit hoher Begeisterung gelesen hatten: Walther Fürst, Arnold Melchthal und Werner Stauffacher. Im gewöhnlichen Leben hießen sie ganz anders; in unserer Erzählung aber wollen wir ihnen den Spaß nicht verderben und

ihnen die Namen der drei eidgenössischen Helden lassen: die Namen, in deren kühnem Klang und volltönendem Wohllaut sie mit jugendlicher Begeisterung schwelgten.

Den Werner Stauffacher kennen wir bereits aus dem Zwiegespräch Heinrikes und Hildebrands als den rollhaarigen Studenten, der bei gegebener Gelegenheit auch einem dickgestrichenen Butterbrot gegenüber eine tapfere Klinge schlug. Er trug blonde Locken, sowie eine Brille, war hager und lang aufgeschossen und hatte sich nicht zum Nachteil seiner leiblichen Bedürfnisse unter die besondere Obhut und Fürsorge der Frau Klosterverwalterin gestellt. Den wissenschaftlichen Studien, wie sie in der Klosterschule betrieben wurden, war er, ohne sie gerade zu vernachläßigen, nicht mit Leidenschaft ergeben.

Arnold Melchthal dagegen war ein überaus fleißiger Student, nach dem Ausdruck der anderen Klosterschüler ein „Schanzkorb", eine nachdenksame, fast zur Grübelei angelegte Natur. Die Gottesgelehrsamkeit hatte es ihm zwar bis jetzt ebensowenig angethan, als dem Werner Stauffacher, aber über einer schwierigen Rechenaufgabe oder einem geometrischen Rätsel konnte er, die ihn umgebende klösterliche Welt völlig vergessend, oft stundenlang brüten. Er war von kurzer gedrungener Gestalt; ein fast übergroßer Kopf, der den Hut- und Kappenmacher seiner Vaterstadt in Verwunderung, wo nicht in Verlegenheit setzte, saß auf dem etwas zu kurzen Halse. Da er im Gegensatz zu Werner Stauffachers glücklichem Leichtsinn sich einer fast peinlichen Ordnungsliebe befleißigte

und alle die kleinen Dinge seines klösterlichen Haushaltes schnell zur Hand hatte, so stand er im Rufe, daß er im Finden von Verlorenem und Verräumtem ein besonderes Glückskind sei. Er hatte mehr als ein vierblättriges Kleeblatt zwischen den Blättern seiner Schulbücher liegen, das er mit seinen scharfen Luchsaugen auf einem Spaziergang im Wiesengras entdeckt hatte. Und wenn seiner „glücklichen Hand" ein Lob gezollt wurde, so wies er mit Hilfe einiger Rechnungsformeln, die er geläufig wie Wasser hersagte, nach, daß das Datum seines Geburtstages auf einen Sonntag falle, daß er also ein Sonntagskind sei.

An allgemeiner Begabung, wenn auch nicht an Fleiß, übertraf ihn Walther Fürst, „der Promotionsdichter", der bei besonders feierlichen Gelegenheiten sogar vom hochwürdigen Herrn Abt aufgefordert wurde, das Musenroß zu tummeln. Er hätte vielleicht unter allen Klosterschülern den ersten Platz eingenommen, wenn er stetig, anstatt stoßweise gearbeitet hätte. In der Promotion ging eine dunkle Sage, daß er an einem Trauerspiel „Konradin" in sieben Akten arbeite, und daß er eine tiefe, von der betreffenden Jungfrau nicht erwiderte, vielleicht nicht einmal geahnte unglückliche Neigung zu einem holden weiblichen Wesen in verschlossenem Busen trage.

Auf neugierige Fragen, die in dieser Richtung an ihn gestellt wurden, pflegte Walther Fürst nicht mit wohllautenden Versen, sondern mit mehr oder minder empfindlichen Püffen zu antworten; denn er war ein in allen Leibesübungen gewandter, kräftiger und stattlicher Jüng=

ling, der auch auf seinen äußeren Menschen mehr Sorgfalt verwendete, als die Klosterschüler im Durchschnitt zu thun pflegten.

Nur die beiden vertrauten Freunde waren in das Geheimnis eingeweiht, daß das E, womit Walther Fürst im stillen Dunkel der das Kloster umgebenden Wälder die glatte Rinde manches hochstämmigen Buchenbaumes verzierte, den lieblichen Namen E u g e n i e bedeutete. Freilich der Maulbronner Waldschütz grollte dem Baumverderber und hatte einmal einem solchen eingeschnittenen E die Silbe -sel und ein kräftiges Ausrufzeichen beigefügt: eine schwarze That, die von dem Promotionsdichter mit einer schwungvollen, die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen verdonnernden Ode gebührendermaßen bestraft worden war.

Diese drei Jünglinge hatten also zusammen den „Freibund" gestiftet und redeten viel von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, von der neufränkischen Republik und von dem kolossalischen Meteor, das am Horizont des staunenden Europas aufgestiegen sei. Den letzteren Ausdruck, womit der Konsul Napoleon Bonaparte gemeint war, hatten sie aus Posselts Kalendern entlehnt, gebrauchten ihn aber so lange und mit solcher Vorliebe, bis sie ihn für ihr geistiges Eigentum hielten. Wen oder was die drei Freibündler und von wem oder was sie das unbekannte freiheitsbedürftige Etwas zu befreien gedachten, wäre um so schwieriger auseinanderzusetzen, je weniger Walther Fürst, Arnold Melchthal und Werner Stauffacher

sich selbst darüber klar waren. Zu ihrer Ehre muß ausdrücklich bemerkt werden, daß sie ihre Lieder und ihre Seelen vom Gedanken des Tyrannenmordes, der damals in den Gesängen junger schwäbischer Barden eine große Rolle spielte, bis jetzt rein erhalten hatten. Im wesentlichen beschränkten sie sich darauf, daß sie an möglichst einsamen, von den Schauern einer träumerischen Natur oder mittelalterlicher Erinnerungen umwehten Orten des Klosters und seiner Umgebung ihre geheimen Beratungen über Aufklärung der Völker und Beglückung des Menschengeschlechts pflogen. Zuweilen las Walther Fürst eines seiner Gedichte oder ein Bruchstück seines stets unvollendeten Trauerspiels vor. Zuweilen vertieften sie sich auch in neuere Erscheinungen des deutschen Schrifttums, die man zwar im Kloster nicht schlechterdings als verbotene Ware ansah und behandelte, deren Genuß aber doch der Abt gern einem reiferen Alter vorbehalten hätte. Werner Stauffacher, dem die schmalbestellte Klosterküche keine volle Befriedigung bot, empfand mit Schrecken, Furcht und Mitleid allen Jammer von Gerstenbergs „Ugolino“ nach, einem Stück, darin ein Vater mit mehreren Söhnen, in einen Turm eingesperrt, fünf Akte hindurch Hungers stirbt. Arnold Melchthal übte seinen Scharfsinn an der Zergliederung Lessingscher Lustspiele. Walther Fürst verdammte mit den Edleren von Schillers Räubern die Elendigkeit des Zeitalters. —

Am Abend des Tages, da der Schlosser Hildebrand die untere Thüre des Faustturms verschlossen hatte, saß

Walther Fürst völlig einsam im „Parlatorium", einem schöngewölbten Gang, der das Dorment mit der Abtei verbindet, und den vormaligen Mönchen als Raum gedient hatte, wo sie auf- und niederwandelnd erbauliche und beschauliche Gespräche über himmlische und irdische Dinge führen durften. Zu der Zeit, da unsere Geschichte spielt, wäre das Auf- und Niederwandeln minder behaglich gewesen; denn der Fußboden des Parlatoriums war fußhoch mit Mauerschutt und Werksteintrümmern bedeckt. Walther Fürst saß unter dem Spitzbogen eines gotischen Fensters und schrieb beim verglimmenden Tageslicht eifrig einige Verse in sein schwarzgebundenes Gedichtbuch. Er hatte nicht nur der Brüder wilde Reihen, die sich nach dem klösterlichen Abendessen lustwandelnd in der Umgebung zerstreuten, sondern auch seine beiden vertrauten Freunde geflohen; beim Dichten mußte er ganz allein sein.

Doch hatte er seine Verse noch nicht fertig gebracht, als Melchthal und Stauffacher herzutraten, um sich mit eigenen Augen vom Befinden des entschwundenen Freundes zu überzeugen.

„Dichtest?" fragte Arnold.

„Ja!" entgegnete der Gefragte.

„Was?" fuhr Werner zu fragen fort.

„Geht Dich nichts an!"

Werner ließ sich nicht abschrecken. „Warum nicht im Faustturm, Walther Fürst?"

„Der Turm ist verschlossen. Der Verrat schreitet mit leisen Schritten durch die Hallen des Klosters; das

hohle Antlitz der Niedertracht grinst aus dem steinernen Maßwerk der Fensterbogen. Die Zeit ist da, wo die Denkenden nicht mehr haben, da sie ihr Haupt hinlegen, und wo die Söhne der Freiheit gehetzt werden wie der weiße Hirsch. Arnold Melchthal und Werner Stauffacher, ich sag euch, der Freibund wird eine Probe zu bestehen haben, eine furchtbare Feuerprobe. Man ist uns auf der Spur — wohl dem, dessen Herz wie Gold ist — unser Turm ist verschlossen."

„Der Faustturm verschlossen?" fragte Werner Stauffacher in höchster Überraschung. Er nahm die Angelegenheit nicht so tiefernst wie der dichtende Freund. Aber in einer holden Erwartung getäuscht zu werden, ist für den Menschen keine Kleinigkeit; es war heute Freitag Abend; das Butterbrot auf dem Faustturm war ihm, wie sich Melchthal ausgedrückt haben würde, mit einer mittleren Wahrscheinlichkeit von fünfzig Prozent verfallen. Und nun zerplatzte diese mittlere Wahrscheinlichkeit einer Seifenblase gleich. „Wer ist der Verräter und wer hat Dir's gekündet, daß unser Turm gesperrt ist?" fragte er, den Promotionsdichter an der Schulter rüttelnd.

„Habe selbst an die Pforte des Faustturms gepocht," erwiderte Walther Fürst, „und habe erwartet, daß sie aufgethan werde mit Donnerworten. Sie blieb verschlossen. Es ist schwarzer Verrat."

Stauffacher und Melchthal schlichen sich durch den dem Abt und dem Klosterverwalter gemeinsam angehörigen Garten nach dem Faustturm und mußten sich leider über-

zeugen, daß ihr Freund vollständig die Wahrheit gesprochen hatte. Unter tiefsinnigen Gesprächen, die im Flüsterton geführt wurden, kehrten sie zum Promotionsdichter zurück.

Die Sperrung des Faustturms war ein harter Schlag für den Freibund. Es war der Ort, den sich die Freunde in Gedanken bereits als ihr „Rütli" ausersehen hatten, wenn sie mit der Zeit von ihren kühnen Worten zu menschheitbeglückenden Thaten übergehen wollten. Es war der einzige Ort, wo die Freibündler an den immer länger werdenden Abenden beim Schein eines Talglichts zusammensitzen und Beratung pflegen konnten. Im freien Wald kühlte bisweilen ein Regenschauer die hochlodernde Begeisterung der Jünglinge; an allen andern ihnen zugänglichen Gelassen des Klosters waren sie keinen Augenblick vor den unwillkommenen Spottreden der übrigen Klosterschüler sicher, oder aber lockte der bleiche Schimmer des Talglichts mit unabwendbarer Gewißheit den Wächter der gesetzlichen Hausordnung, den Oberfamulus herbei.

Im Faustturm hatten sie's bis jetzt wagen dürfen, zu ihren abendlichen Zusammenkünften eine Kerze anzuzünden. Wer in Maulbronn abergläubisch war, der war fest überzeugt, daß der im Faustturm zuweilen auftauchende Lichtschimmer den Geist eines alten Mönchs bedeute, welcher im Grab keine Ruhe finden könne. Selbst der Oberfamulus getraute sich nicht, nächtlicher Weile den Faustturm zu besteigen, sei es, daß er ebenfalls vor Gespenstern bangte, sei es, daß er im feuchten Gras des Abteigartens die Qualen des ihn peinigenden Zipperleins zu mehren fürchtete.

— Zudem waren in einer geheimen Nische des Turmes die Lieblingsbücher des Freibundes geborgen: Schillers Räuber, Gerstenbergs Ugolino und Lessings Minna von Barnhelm; ebenso die aus dauerhaftem Papier gefertigten dreifarbigen Bundeszeichen, womit Fürst, Melchthal und Stauffacher in feierlicher Stunde ihren sterblichen Leib zu schmücken pflegten.

Es wurde nun unter den drei Freibündlern eine eifrige Beratung gepflogen, ob und wie man mit List oder Gewalt sich wiederum den Eingang zu dem verschlossenen Turm sichern könne, und die verhängnisvolle Sperrung wurde in allen ihren Ursachen und Folgen nach jeder Richtung hin besprochen. Stauffacher war der Ansicht, die Sperrung habe weiter nichts zu bedeuten, als daß die Frau Klosterverwalterin besonders wertvolle Wäschestücke — vielleicht nur über Nacht — im Turmgemach trockne. Walther Fürst aber bestand darauf, daß der unvermutete Zwischenfall die Sprengung des Freibunds oder, wie er sich ausdrückte, den Anfang vom Ende dräuend ankündigte. Melchthal erbot sich, einen Schlüssel zu fertigen, wenn man ihm nur eine Schmiedwerkstätte anweisen wolle. Da aber in dieser Beziehung guter Rat besonders teuer war, so wurde der aufopferungsvolle Vorschlag, nachdem er eine Zeit lang Beifall gefunden hatte, wiederum verworfen.

Die Meinungen schwirrten noch recht ungeklärt durcheinander, da fing auf dem schlanken Dachreiter der Klosterkirche die abendliche Betglocke zu läuten an. Es trat eine

Pause in der Beratung ein. Melchthal blickte durchs Fenster nach dem Kirchturm und bestätigte trotz der immer stärker werdenden Dämmerung die von ihm schon häufig beobachtete Thatsache, daß sich der Dachreiter mit den Schwingungen der Glocke sanft und leise hin und herwiege. Er berechnete in Gedanken den Winkel, den der Turm gegen den Dachfirst bilden müßte, um krachend mit Donnergepolter auf das Langhaus der Kirche niederzustürzen: da wurde er durch einen Zuruf Walthers aus seinen Rechnungsträumereien aufgeschreckt.

„Wir müssen zu einer Entscheidung kommen," rief der Promotionsdichter. „Ich schlage vor, daß wir ganz einfach einen Schlüssel zum Faustturm beim Schlosser Hildebrand bestellen und diesen Schlüssel bar bezahlen. In der Hauptsache handelt es sich nur noch darum, dem Schlosser Hildebrand begreiflich zu machen, daß er vollständig reinen Mund zu halten hat. Da es unnötig, ja bedenklich wäre, wenn wir dies alle drei zusammen thun wollten, so lasset uns losen, wer von uns morgen mittag in der Ausgangsfreiheit diesen Auftrag des Freibundes auszuführen hat."

Zwar stieß auch dieser Vorschlag bei Arnold Melchthal auf einige Bedenken: ob es nicht verwerflich sei, sich zu einem fremden Gelaß einen Schlüssel anfertigen zu lassen und zu diesem Zweck einen ehrsamen Handwerksmann zu bestechen. Allein teils wurde der Faustturm nach dem Vorgang der neufränkischen Republik in aller Geschwindigkeit als „Nationaleigentum" erklärt, teils wurde

geltend gemacht, daß der Freibund den fraglichen Schlüssel zu keinem irgendwie verwerflichen Zweck mißbrauchen werde, teils brachte Walther so viele klassische Beispiele bei, wie der Macedonierkönig Philippus die meisten Festungen mit Gold erobert und wie der schlaue Punier Hannibal in Geldangelegenheiten einmal sämtliche Kretenser nicht allein bestochen, sondern geradezu getäuscht habe, daß schließlich alle Bedenken verstummten.

„Lasset uns sehen, wieviel wir des verwerflichen Mammons zusammenschießen können,“ sprach Walther Fürst, zog einen Dreibätzner aus der Westentasche und legte ihn auf den Altar des Vaterlandes. Seinem Beispiel folgte Arnold Melchthal, indem er ein Sechskreuzerstück aus der Tiefe seiner Geldbörse nestelte. Werner Stauffacher, der den größeren Teil seiner Barschaft vorsorglicherweise in Nahrungsmitteln angelegt hatte, steuerte einen Groschen bei.

„Thut zusammen einundzwanzig Kreuzer, mehr ist der Schlüssel nicht wert,“ berechnete Arnold Melchthal.

Nun ward das Los geworfen; es fiel auf Stauffacher, der sich schweigend in das Verhängnis fügte.

„Halt Dich gut, Werner,“ sprach Walther Fürst würdevoll. „Und nun, um auf etwas anderes zu kommen, Du könntest mir außerdem noch einen Gefallen thun, einen sehr großen Gefallen.“

„Warum nicht?“ entgegnete Stauffacher.

„Nicht wahr, Du hast doch im Garten der Frau Klosterverwalterin bis auf einen gewissen Grad freie

Pirsch?" — Stauffacher nickte. „Du solltest mir aus dem Garten," fuhr Walther fort, „bis morgen etwas verschaffen, freilich etwas — etwas — sehr Wertvolles. Willst Du?"

„Stachelbeeren?" fragte Stauffacher verständnisinnig.

„Stockfisch!" fuhr Walther lachend heraus, „Stachelbeeren. Was thut sie mit Stachelbeeren?"

„Sie?" fragte Stauffacher empfindlich. „Ich habe gemeint, ich solle das wertvolle Gartengewächs Dir verschaffen."

„Nun ja! Mir — für sie. Verstehst Du denn immer noch nicht?"

„Wer denn? Die Frau Klosterverwalterin?"

Da drehte sich Walther Fürst auf dem Stiefelabsatz herum. Arnold Melchthal aber schaltete erläuternd ein: „Übermorgen ist nämlich der Geburtstag des lateinischen E. E wird übermorgen zweiundzwanzig Jahre alt. E hat an einem Mittwoch das Licht dieser Welt erblickt. Denn 11 vermehrt um das doppelte der Monatszahl oder 14 ist gleich 25, vermehrt um . . ."

„Ich bitte Dich, bleib mir mit Deinen Rechnereien vom Hals!" unterbrach Walther Fürst den Mathematikus.

„So sag endlich einmal, was willst Du eigentlich aus dem Garten der Frau Klosterverwalterin für sie?" heischte Stauffacher.

„Drei rote Rosen; eine blaß, die andere feurig leuchtend, die dritte dunkel bis zum Schwarzen."

„Die sollst Du haben; aber versprich —"

Da tönte vom Dach des Dorments das Glöcklein, das die Klosterschüler zur gemeinsamen Abendandacht in den Hörsaal rief. Es galt, dem Rufe rasch Folge zu leisten. Doch während die Freibündler die Treppe hinaneilten, stellte Stauffacher an Walther Fürst die bestimmte Forderung, er müsse heute abend noch das soeben fertig gewordene Gedicht dem vertrauten Freundespaar vorlesen; sonst könne er heute nacht nicht schlafen. Auf den Einwand des Promotionsdichter, daß es seit der Absperrung des Faustturms keinen schicklichen Ort mehr gebe, ein zartes Lied vorzutragen, schlug Stauffacher das Calefaktorium vor.

Das Calefaktorium war ein zwischen die Bibliothek und das Sommerrefektorium eingeklemmter Raum, wo dereinst die Mönche auf röhrengeheiztem brandrissigem Steinboden ihre erstarrten Gliedmaßen hatten auftauen lassen und ihr Antlitz im Sandsteintrog gewaschen hatten.

Hier versammelten sich die Freibündler, nachdem die Abendandacht gehalten war, und die übrigen Klosterschüler der Hausordnung gemäß ihre Schlafkammern aufgesucht hatten, mit größter Heimlichkeit. Melchthal hatte ein Lichtstümpchen mitgebracht, das auf den Rand des Steintrogs geklebt wurde. Er lehnte in der dunkeln Ecke. Stauffacher kauerte am Boden. Walther Fürst aber stand hochaufgerichtet neben dem ins Sommerrefektorium hinabschauenden Fenster und zog ein Blatt Papier aus den Falten seines Gewandes.

„Überschrift?“ forschte Melchthal.

„Braucht keine!“ erwiderte der Promotionsdichter. „Trägt seine Überschrift in sich selbst.“

„An s i e; wie immer, —“ flüsterte Stauffacher.

„Ja, an s i e,“ wiederholte Walther Fürst schwärmerisch. „Doch Ihr habt ja nur kalten Hohn, und das Gedicht ist eigentlich nicht für Eure Ohren. Ja, wenn Ihr sie gesehen hättet, gestern — als sie am Brunnen stand, von ihren weißen Tauben umflattert. Doch nein! glücklicherweise habt Ihr sie n i c h t gesehen; ich hätte den Anblick keinem andern Menschen vergönnt.“

„Fang endlich an!“ mahnte Melchthal. Zwei und eine halbe Minute über 10 Uhr. Die Zeit verrinnt, das Licht brennt nieder.“ Da entfaltete der Promotionsdichter sein Blatt und las mit wohllautender Stimme:

Ich will nicht schmachten, will nicht klagen,
Will nicht von ferne seufzend stehn,
Den Blick nicht ängstlich niederschlagen,
Nein! männlich Dir ins Auge sehn,
Nicht schmeichelnd Dir das Herz erweichen,
Nein! harren will ich in Geduld;
Ob Du mich minnst? kein sichres Zeichen
Thut kund mir Deine Liebeshuld.

Du seiest stolz, so hört' ich sagen,
Und kalt; wohlan, i ch bin es auch;
Doch hat das Herz mir laut geschlagen,
Und mich durchzog's wie Frühlingshauch,
Als ich in Deiner Jugendblüte
Dich prangen sah zum erstenmal;
Nicht kalter Stolz, nein milde Güte
Blinkt mir in Deiner Augen Strahl.

Und soll ich Dich noch lange missen,
Und bleibt mir Schweigen auferlegt:
Vom Rosenstrauße sollst Du's wissen,
Was Deines Sängers Herz bewegt;
Trennt mich von Dir, die ich erkoren,
Auf ewig meines Lebens Bahn:
Du bleibst mir dennoch unverloren,
Mein Sehnen ist kein leerer Wahn.

Die Salzach rauscht, es blitzt die Welle,
Der Frühling sanft das Thal durchweht;
Es spiegelt in den Fluten helle
Sich Deines Gartens Blumenbeet.
Es steht mit immergrünen Zweigen
Am Ufer dort der Tannenbaum,
So laß mich stehen, harren, schweigen
Und träumen meiner Liebe Traum.

Ob der Erzähler die Verpflichtung hat, den letzten Vers dieses schwungvollen Gedichtes mit der geographischen Bemerkung zu verzieren, daß die Salzach ein Flüßchen ist, das hinter Maulbronn entspringt, den tiefen See durcheilt und sich bei Philippsburg mit dem Vater Rhein vereinigt: das ist eine Frage für sich, über deren Beantwortung man füglich streiten könnte. Das andere aber ist eine harte und hier leider nicht zu unterdrückende Thatsache, daß die beiden Freunde das Lied nicht ganz zu hören bekamen. Denn als eben die Wellen der Salzach blitzten, erschien in Gestalt der Laterne des Oberfamulus das dunkle Verhängnis, und in die immergrünen Zweige des Tannenbaumes hinein ertönte des Laternenträgers schnarrende Stimme, vom Sommerrefektorium

herauf: „Ich muß die Herren dringend ersuchen, sich der Hausordnung gemäß sofort ins Bett zu legen. Es ist ein Viertel nach 10 Uhr. — Es ist nur von wegen der Feuersgefährlichkeit,“ setzte der Oberfamulus wie begütigend hinzu, als die Jünglinge beim Schnarren seiner Stimme ihr Lichtlein ausbliesen und nach dem Dorment eilten. Die Drohung mit der Feuersgefährlichkeit war eine kindliche Bemerkung; man hätte einen durch Brand zu beschädigenden Gegenstand vergeblich im Calefaktorium gesucht.

Die Jünglinge aber hörten nichts mehr von der Feuersgefährlichkeit; sie verschwanden blitzschnell in ihren Kammern, warfen sich auf ihr Lager, und der Schlaf, der treue Freund junger kummerbelasteter Herzen — hüllte den gesamten Freibund in seinen Schattenmantel. — —

Um dieselbe Zeit ungefähr, da die amtliche Famulatslaterne den Freibund zur Ruhe scheuchte, wandelte der gestrenge Herr Oberamtmann mit seiner Tochter Eugenie von einem benachbarten Pfarrdorf heimkehrend dem uns wohlbekannten geheimen Pförtlein zu. Den Klosterschlüssel, dessen Besitz sein Gemüt mit behaglicher Genugthuung erfüllte, wie sich im Schillerschen Siegesfest der Atride Menelaos des frisch erkämpften Weibes freut, hielt er in der linken Hand, seine Tochter führte er am rechten Arm.

Der Oberamtmann hatte heut seine Kanzlei zeitiger denn sonst geschlossen, er hatte zum erstenmal den Klosterschlüssel am geheimen Pförtlein probiert, und die Probe war vollständig zu seiner Zufriedenheit ausgefallen, so

daß der Gestrenge, als er die Pforte hinter sich und seiner Tochter abschloß, den Schlüssel unnötigerweise zweimal umdrehte.

Dann hatte er im Nachbardorf bei einer ihm verwandten Pfarrfamilie einen längstversprochenen Besuch gemacht, er hatte dem Pfarrherrn beredt, wenn auch ohne lästige Prahlerei seinen endlichen Sieg über des Klosterverwalters Starrsinn erzählt und war gesprächiger geworden, als es sonst seine Art war. Man war im Pfarrhaus ziemlich lang sitzen geblieben und hatte bei einem Kruge Bier sich der Erfahrung gefreut, daß Recht doch Recht bleiben müsse.

Auf dem Heimweg aber hatte er seiner Tochter auseinandergesetzt, wie mißlich es ihm früher gewesen sei, bei einigermaßen verspäteter Heimkehr das Thor sich vom Hausschneider und Thorwart Zayß öffnen zu lassen, wobei er den betagten Mann zuweilen mit allerlei Umständlichkeiten habe aus dem Schlaf schellen müssen — der kriegerischen Zeitläufte halber wurde nämlich der westliche Haupteingang des Klosters Maulbronn punkt halb zehn Uhr abends geschlossen — und e r, der Oberamtmann habe doch wahrhaftig nicht nötig gehabt, gleich einem Alumnus und Klosterschüler das Maß seiner Ausgangsfreiheit und die Zeitdauer seiner Nachtruhe durch ein untergeordnetes Subjekt beaufsichtigen und kontrollieren zu lassen.' Allen diesen Verdrießlichkeiten sei nunmehr durch den Besitz eines eigenen Klosterschlüssels erfreulicherweise abgeholfen.

Allein: „Tausend Erdenfreuden sind ein Morgenrot,“ singt Justinus Kerner. — Der Oberamtmann stand am geheimen Pförtlein, steckte den Schlüssel ins Schloß, drehte und — brachte nicht auf. Er versuchte sein Glück zum zweiten-, zum drittenmal, das Schloß ward nur immer bockbeiniger. Er rüttelte am Thor und klopfte mit der Faust gegen die wettergebräunten, aber sehr handfesten Bretter desselben, so daß das Gepolter weithin durch die friedliche Stille der Sommernacht erschallte; es half alles nichts. Er wurde ungeduldig und versuchte sein Glück mit einem andern Schlüssel, den er in der Tasche hatte; hiedurch machte er aus übel ärger. Er „tobte“, um mit Schiller zu reden, wie „der Wilde an den Mauern“, bis ihm der Schweiß von der Stirne rann; das verwünschte Schloß spottete in kühler Seelenruhe seines Schweißes. Eugenie bemächtigte sich des richtigen Schlüssels, allein auch den sanften Überredungskünsten der Jungfrau gegenüber verharrte das Schloß im gleichen Trotz wie gegen die stürmischen Angriffe des Vaters.

„Was thun?“ fragte Eugenie kleinlaut. „Wir werden nun doch den Thorwart Zayß bemühen müssen?“

Hievon wollte aber der Oberamtmann gar nichts hören. Er erbot sich sogar in einer Anwandlung jugendlicher Waghalsigkeit, über die Mauer zu steigen, denn, versicherte er, das wisse er ganz gewiß, daß er das Schloß von innen leicht aufbringe. Aber hiemit war Eugenie nicht einverstanden, ein einziger Fehltritt auf der jenseitigen, nicht allzubreiten, dagegen ziemlich hohen Mauer

könnte die bedenklichsten Folgen nach sich ziehen. Und als der Oberamtmann wirklich Anstalt machte, seine Kletterkünste zu erproben, klammerte sich die Tochter so anhaltend an die Rockschöße des Vaters, daß dieser von seinem Wagemut abließ.

„Es ist zum Pommerischwerden," bemerkte der Oberamtmann.

„Vater ich höre oben auf der Straße einen Wagen fahren," atmete Eugenie auf, „jetzt hält der Wagen — jetzt steigt jemand aus — — noch jemand — — der Wagen fährt weiter — jetzt reden die beiden leise miteinander — — jetzt kommt ein Tritt den schmalen steilen Fußpfad herunter —"

„Gewiß," seufzte der Oberamtmann, „und leider ist es kein anderer Mensch, als der Herr Klosterverwalter, welchen das Verhängnis herbeiführt. Nun, wer den Schaden hat, der braucht für den Spott nicht zu sorgen."

„Ah guten Abend, Herr Oberamtmann, guten Abend, mein Fräulein," grüßte der neue Ankömmling höflich. „Sie sind, wie es scheint, beschäftigt, Ihren geheimnisvollen Ausgangsschlüssel einzuweihen, und zwar recht gründlich."

„Um die Einweihung handelt es sich weniger, als vielleicht um die Ausweihung, Herr Klosterverwalter," versetzte der Oberamtmann. „Da ich heute nachmittag zu dieser Pforte herausging, hab' ich, wie meine Tochter Eugenie bezeugen kann, das Schloß von innen ohne alle Schwierigkeit geöffnet und sodann von außen ohne jeden Anstand

verschlossen. Aber von außen zu öffnen, das scheint wieder ein etwas anderer Fall zu sein. Kurz, entweder bin ich in der That zu ungeschickt, oder vielleicht —"

„Um die Sache kurz zu machen, werde ich mir erlauben, den Herrschaften Einlaß zu verschaffen," entgegnete der Klosterverwalter, in dem edelmütigen Entschluß, feurige Kohlen auf das Haupt seines Widersachers zu sammeln. „Belieben die Herrschaften nur einzutreten!" fuhr er mit einer verbindlichen Handbewegung fort, indem er seinen Schlüssel in die Öffnung schob. Er drehte, das Schloß knarrte — er stocherte — rüttelte — „Nun!" — die Pforte blieb verschlossen.

„Herr Oberamtmann," begann der Klosterverwalter nach Wiederholung einiger vergeblicher Versuche, „ich bitte Sie, vorerst mir mit ausdrücklichen Worten mündlich und morgen früh schriftlich zu bestätigen, daß Sie das Schloß verdreht haben."

„Dieses Ihr Vorbringen, Herr Klosterverwalter, stelle ich als eine völlig grundlose Behauptung mit aller Entschiedenheit in Abrede," erwiderte der Oberamtmann kühl und gemessen.

„Aber Sie werden doch einsehen, Herr Oberamtmann, meine Pflicht erfordert, dem hochpreislichen Oberkirchenrat in Stuttgart zu melden, daß durch Ihre Schuld ein in den gegenwärtigen kriegerischen Zeitläuften höchst wichtiger und unentbehrlicher Ein- beziehungsweise Ausgang unbrauchbar gemacht worden ist."

„Unbrauchbar? mein Verehrtester, unbrauchbar?!

Im Gegenteil: brauchbar! Die ganze Bedeutung dieser geheimen Pforte beruht ja darin, daß sie in Kriegszeiten verschlossen ist und verschlossen bleibt. Dafür habe ich gründlich gesorgt, das nehme ich als mein Verdienst in Anspruch."

„Sie sind spitzfindig, Herr Oberamtmann. Wir wollen aber allen gekünstelten Abschweifungen gegenüber bei der einfachen Thatsache stehen bleiben, daß Sie das Schloß verdreht haben und zwar —"

„Und zwar," fiel der Oberamtmann ein, „mit dem Schlüssel, den Sie mir auf Geheiß des hochpreislichen Oberkirchenrats geliefert haben, Herr Klosterverwalter, mit diesem in aller Eile und mit jeder erdenklichen Nachlässigkeit nachgepfuschten, erbärmlichen, heillosen Instrument, das zu nichts gut ist, als Hader, Zank, Verwirrung und Verdrehung zu stiften. Hier haben Sie Ihren nichtsnutzigen Schlingel wieder, Herr Klosterverwalter! Oder noch besser, ich schmeiße das Unglücksgeschöpf weg." Er erhob die Hand zum Schwunge, den Krausbärtigen in die dunkle Flut der Salzach zu schleudern, darin sich Eugeniens Blumenbeet spiegelte. Aber die Tochter fiel ihm in den aufgehobenen Arm, und der Klosterverwalter fügte bei: „Der Schlüssel ist herrschaftliches Eigentum und Ihnen nur zur Nutznießung auf Kriegsdauer übergeben." —

„Ich werde mich indessen," fuhr der Oberamtmann immer noch in höchster Erregung fort, „morgen früh bei einem hochpreislichen Oberkirchenrat zu Stuttgart beschweren,

daß Sie mir, den Intentionen der vorgesetzten Behörde schnurstracks widersprechend, anstatt eines brauchbaren Instruments ein durchaus unbrauchbares geliefert haben. Denn der Schlüssel ist unbrauchbar, nicht das Schloß, wenn überhaupt einmal von Unbrauchbarem die Rede sein soll.“

„Warum denn gleich die Stuttgarter Herren Oberkirchenräte in Bewegung setzen,“ beschwichtigte Eugenie, „wenn man doch die Sache gütlich in Maulbronn beilegen kann?“

„Gewiß mein Fräulein, gewiß in Maulbronn!“ fügte der Klosterverwalter bei, „der Schlosser Hildebrand soll morgen über den unbrauchbaren Schlüssel oder über das verdrehte Schloß oder über den ganzen schwierigen Fall ein sachverständiges Gutachten abgeben; dann — dann wird sich ja alles Weitere zeigen. — Übrigens,“ wendete er sich, wie von einer plötzlichen Erleichterung ergriffen, an den Oberamtmann, „ich bin meinerseits auf der Stelle bereit, unsere Schlüssel auszutauschen, wenn Sie der Ansicht sind, der Ihrige tauge nichts.“

Die beiden Gegner wechselten die Waffen, und die einfache Thatsache, daß weder der Oberamtmann mit des Klosterverwalters Schlüssel, noch der Klosterverwalter mit dem Schlüssel des Oberamtmanns die Widerspenstigkeit des Schlosses zu überwinden vermochte, dämpfte den entbrannten Groll der beiden gleich einem kalten Wasserstrahl.

Der Oberamtmann kam auf seine frühere Behauptung zurück, daß das Schloß von innen sehr leicht zu öffnen sei, wie seine Tochter bezeugen könne, dagegen von außen

sehr schwer oder gar nicht. Und nun machte der Klosterverwalter den Vorschlag, sie wollen miteinander auf dem weiten Umweg durch das gemeine Thor, den Klosterhof und den Abteigarten, die Ringmauer ersteigen, um die geheime Pforte von innen in Angriff zu nehmen. Auf diesen Vorschlag ging der Oberamtmann mit Freuden ein. Er war seiner Sache so gewiß, daß er darauf bestand, Eugenie müsse inzwischen außen an der geheimen Pforte Wache halten, damit sie zum zweitenmal bezeugen könne, mit welcher spielenden Leichtigkeit er das Schloß von innen öffne. Eugenie fügte sich darein, obwohl sie am liebsten sofort auf dem altgewohnten Weg nach Haus gegangen wäre, obwohl der eigensinnige Klosterverwalter einwandte, eine Tochter könne doch nicht zu Ungunsten ihres Vaters zeugen.

„Aber zu seinen Gunsten, mein Verehrtester," erwiderte der Oberamtmann und stürmte durchs nächtliche Dunkel voran den steilen Fußpfad hinauf. Der Klosterverwalter folgte, und als er die Höhe der Fahrstraße gewonnen hatte, flüsterte er ins Schattendunkel des Hollundergebüsches zur linken Hand die Worte hinein: „Stehen bleiben und ruhig abwarten!" Dann verhallten die Schritte der beiden Männer auf der Landstraße, die in halber Höhe der Berghalde die Südseite des Klosters umzieht. —

Eugenie stand unter dem klaren Himmel der Sommernacht und verlor sich in Gedanken, wie friedlich und geräuschlos dort oben am dunkelblauen Gewölbe die Sterne ihre Bahn ziehen, und wie hart hienieden auf Erden die

Menschenkinder manchmal an einander prallen. Da tönte plötzlich einige Schritte von ihr entfernt die wohllautende Baßstimme eines Mannes: „Mein Fräulein, wenn ich nicht störe, so gestatten Sie vielleicht einem Fremdling, der sich freilich von Rechts wegen in Maulbronn gar nicht aufhalten darf, der nun aber — eben einmal — da ist, daß er Ihnen einige Minuten lang Gesellschaft leistet."

„Ah, der Herr Hauptmann!" stammelte Eugenie, ihre Überraschung mühsam verbergend. „Wie wird sich Ihre gute Mutter auf Sie freuen! Und nun sind wir schuld, daß sich das Wiedersehen verzögert."

Der Fremdling hatte seinen breitkrämpigen Hut gelüftet, der Mond beschien ein edles, feingeschnittenes, wettergebräuntes Antlitz. Jugendlich, wie sich Eugenie vorgestellt hatte, sah der Sohn des Klosterverwalters freilich nicht mehr aus. Die Furchen, die sich unter den krausen, dunkeln Haaren über die hochgewölbte Stirn gelegt hatten, verrieten deutlich, daß der Ernst des Lebens seine Spuren auf dem Angesicht des Hauptmanns zurückgelassen hatte. Er stand da in einer Haltung, in der sich ritterlicher Anstand und männlich stolze Entschlossenheit gewinnend vereinigten. Wie ein verlorener Sohn sah er ebensowenig aus; an der stattlichen Gestalt floß in leichten Falten ein Mantel nieder, den der Klosterverwalter für den Heimgekehrten in Ludwigsburg käuflich erworben hatte.

„Ich muß noch einmal um Verzeihung bitten," sagte der Fremdling, „daß ich zudringlich gewesen bin, daß ich es überhaupt wage, der Fräulein Tochter des gestrengen

Herrn Oberamtmanns von Maulbronn unter die Augen zu treten. Aber — mein Herz — klopfte allzu ungestüm der langentbehrten, heißersehnten Heimat entgegen, als daß ich hätte länger hinter dem Busch halten können."

Sie lächelte. „Ich für meine Person habe gegen den Maulbronner Aufenthalt des Herrn Hauptmanns nicht das mindeste einzuwenden; mein Vater ebensowenig. Ich kann nur aufrichtig bedauern, wenn wir daran schuld sind, daß für Sie die Bahn nicht frei ist. Indessen — wir sind nun eben beide einmal aufs Warten angewiesen. Lassen Sie uns diese peinliche Wartezeit kürzen, so gut es angeht!"

Es traten nun wirklich einige Minuten peinlichen Stillschweigens ein, und der Fremdling sagte schließlich, nur um etwas zu sagen: „Die Umgebung von Maulbronn ist doch in der That eine wunderbar schöne Gegend, reizend — lieblich — bestrickend schön. Ich kann nicht begreifen, wie ich hiefür in meinen jungen Jahren als Kind kaum ein Auge gehabt habe."

„O ja!" beteuerte Eugenie, „die Landschaft, obwohl nicht großartig, scheint an einzelnen kleinen Schönheiten doch unerschöpflich zu sein. Wir wohnen etwas über ein Jahr hier und gehen neuerdings fleißig spazieren. Aber bei jedem Gang entdecken wir in der Umgebung irgend ein neues anmutiges Plätzchen, an dem wir unsere helle Freude haben."

„Welch ein Friede über dieser Landschaft, welch herrliches Wiesengrün, welch urkräftige Buchenwälder!" fuhr

der Fremdling beredt fort. „Kühn im Gefühl ihrer Kraft streben die Bäume gen Himmel, aus der Lichtung des Waldes tritt das Reh und schaut dem Vorüberfahrenden harmlos nach. Am Saum des Waldes liegt ein träumerischer See, in dem sich der Himmel spiegelt. Aus dem Schatten schöner Linden taucht eine Kapelle. Und nun vollends, mein Fräulein, hier dieses Kloster, diese altersgraue ehrwürdige Kirche. Sehen Sie, wie das Mondlicht dort über die sorgfältig behauenen Quadersteine flimmert und jeden Zierat des mächtigen Gebäudes wirkungsvoll heraushebt. Ich habe Großartigeres in fremden Landen gesehen, Weihevolleres nicht."

„Ja," entgegnete Eugenie, „die Maulbronner Gegend übt auf das Menschenherz einen gewissen Zauber aus. Die Familie des Herrn Oberamtmann Kerner, der meines Vaters Vorgänger war, — die Witwe lebt jetzt mit den jüngeren Kindern in Ludwigsburg — soll, wie ich höre, immer noch schmerzliches Heimweh haben nach unserem friedlichen stillen Thale."

„Kerner?" fragte er nachdenklich, „Oberamtmann Kerner? War das vielleicht der Vater eines gewissen Georg Kerner, der sich eine Zeit lang in Paris aufhielt?"

„Vielleicht. Ich meine einmal von einem Herrn Georg Kerner gehört zu haben. Bestimmt aber kann ich's nicht behaupten; ich kenne die Kernerschen nicht näher. Sind Sie mit der Familie verwandt oder befreundet, Herr Hauptmann?"

„Auch nicht. Ich lernte einen Georg Kerner in

Paris kennen. Doch es war eine müßige Frage der Neugier. Aber erlauben Sie, mein Fräulein, sind die Menschen in diesem friedlich stillen Thale neuerdings immer so — händelsüchtig, daß Sie sich um einen verrosteten Klosterschlüssel zanken können?"

Sie errötete leicht. „Ich weiß nicht. Ich bin selber seit einem Jahr eine Maulbronnerin und meine, die Menschen seien hier im Durchschnitt wie anderswo auch. Sie haben ihre Vorzüge und Tugenden — auch ihre Schattenseiten. Freilich die weltentlegene Abgeschiedenheit des Ortes verleiht dem einen oder andern Charakter etwas Wunderliches. Es giebt aber manche gute treue Seele hier, vor allem Ihre Frau Mutter, Herr Hauptmann. Indessen das ist wahr, wenn die Maulbronner einmal zu hadern und zu streiten anfangen, so kann's ihnen leicht begegnen, daß sie aus einer Mücke einen Elefanten machen. So scheint es bisher gewesen zu sein, hoffentlich wird's im neuen Jahrhundert anders."

„Ich meine," entgegnete der Hauptmann, „in einem solch friedlich stillen Thal sollte überhaupt kein Hader und kein Streit herrschen. Hier sollten die Menschen leben harmlos und unschuldig wie im Paradiese, und die Schlange der Zwietracht sollte für immer verbannt sein. Es tobt ja draußen in der Welt Getümmel und Streit mehr als genug. Warum in diesem Garten Gottes auch die Fackel des Krieges anfachen? Sehen Sie, wie friedlich die Leuchtkäferchen durch das duftende Rosengebüsch irren."

„Keine Rose ohne Dornen, Herr Hauptmann. —

Allerdings Ihr Herr Vater ist ein Meister in der Rosenzucht, er bringt alle Spielarten vom zartesten Weiß bis zum dunkelsten Rot zu stande. Wir eifern ihm im Oberamteigarten nach, aber wir haben's noch nicht so weit gebracht, wie der Herr Klosterverwalter."

Und so hätten sich die beiden jungen Leute vielleicht noch eine gute Weile über die landschaftlichen Reize der Maulbronner Gegend unterhalten, über Klosterbauten, Rosen und Johanniswürmchen, wenn nicht in diesem Augenblick die Stimme des gestrengen Oberamtmanns aus der Tiefe des Abteigartens sich hätte vernehmen lassen. Diese Stimme gab dem Fremdling das Zeichen, daß er sich in das Dunkel seines Hollunderbusches zurückzuziehen habe. „Sie wissen vielleicht, mein Fräulein," flüsterte er, „daß ich hier als ein Unbekannter weilen soll. Indessen ich hoffe — auf Wiedersehen!"

Er ging mit leisen Schritten den steilen Fußpfad hinan. Eugenie aber hörte ihren Vater innen am geheimen Pförtlein sagen: „Sie werden sehen, mein Verehrtester, *von innen* ist es ein Kinderspiel, diese Thüre zu öffnen." Und der Oberamtmann hatte recht. Ein sanfter Druck gegen den Riegel genügte, um das verwünschte Schloß wieder in vollständige Ordnung zu bringen. Die Pforte sprang auf, und mit selbstbewußtem Lächeln trat der Oberamtmann und hinter ihm der Klosterverwalter, die inzwischen den Thorwart Zayß unter mancherlei Schwierigkeiten aus seinem Bette gestürmt hatten, heraus zu der harrenden Jungfrau.

„Du hast lange warten müssen, mein Kind," sagte der Oberamtmann im Tone väterlichen Wohlwollens. „Ist Dir's langweilig oder unheimlich zu Mut geworden?"

„Keins von beiden, Herr Vater," entgegnete die Jungfrau.

„Und nun," fuhr der Oberamtmann gegen den Klosterverwalter gewendet fort, „ist es die höchste Zeit, daß wir nach diesem Schlüsselabenteuer zu unserer wohlverdienten Ruhe gelangen. Er stieß mit einer etwas herrischen Gebärde die Pforte, die sich in den Angeln kreischend zugethan hatte, zurück und wollte dem Genossen des nächtlichen Ganges den Vortritt lassen. Aber der Klosterverwalter blieb fest wie eine Mauer stehen. „Bitte, nach Ihnen, mein Verehrtester! Gehen Sie immerhin voran, damit sich die Fräulein Tochter in der Kühle der Nachtluft nicht noch eine Erkältung zuzieht. Ich folge Ihnen in einigen Minuten — oder später. Das Zuschließen können Sie ruhig mir überlassen; denn ich, der Klosterverwalter bin und bleibe für den wohlverwahrten Zustand dieser geheimen Pforte verantwortlich. Wir können auf der schmalen Mauer ohnehin nicht zu dreien gehen."

„Wie Sie wünschen," entgegnete der Oberamtmann, „Sie werden mir übrigens zutrauen, daß ich nunmehr alle Tücken dieses Schlosses von innen wie von außen kenne und es meinerseits nicht mehr verdrehe."

Er entfernte sich mit einem etwas frostigen Gutenachtgruß und geleitete seine Tochter vorsichtig bis an die

Stufen, die von der Mauer in die Tiefe des Oberamteigartens führten.

Als sich der Klosterverwalter überzeugt hatte, daß die beiden hinter der Ecke des Faustturms verschwunden seien, gab er seinem Sohn mit einem leisen Pfiff ein Zeichen. Oskar erschien, der Klosterverwalter verschloß schweigend die Pforte, Vater und Sohn gingen durch die geschlängelten Wege des Abteigartens dem hellen Lichtschimmer entgegen, der aus einem Fenster der Klosterverwalterswohnung in die Sommernacht hineinstrahlte, dem Lichtschimmer entgegen, bei dessen Schein eine Mutter auf ihr heimkehrendes Kind wartete. Sonst waren alle Fenster der weitläufigen Klosteranlage dunkel, nur das Sternenlicht spielte über die Scheiben.

Gedankenvoll schritten die beiden Männer dahin, das Herz des Vaters wie des Sohnes war allzubewegt, als daß sie ein Wort gewechselt hätten; zudem gebot die Vorsicht Schweigen. Am Ausgang des Gartens hörte Oskar das „Scheerbrünnele" rauschen, und wie mit einem Zauberschlag stand eine bunte Reihe von Kindheitserinnerungen vor seiner Seele.

Da — erhellte der Schimmer einer Kerze die hohe Halle der Abtei und hinter einer der ragenden Steinsäulen tauchte die Klosterverwalterin auf, die sich trotz dem strengen Gebot ihres Eheherrn nicht im Zimmer hatte halten lassen. Heinrike stand, den Leuchter haltend, im Hintergrund und wischte sich mit dem Zipfel ihrer blendend weißen Schürze die Thränen aus dem Auge, und

Oskar — mit einemmale war wiederum die ganze Reihe der Erinnerungsbilder verschwunden — er lag in den Armen seiner Mutter.

Es war ihm wie ein Traum — Er stand in dem alten trauten Familiengemach. Wie er die Treppe heraufgekommen, er wußte es nicht, es kam ihm vor, als hätten unsichtbare Hände ihn emporgetragen.

Vor alten, alten Zeiten hatten ihn, wenn er müde des kindischen Spielens dort im Lehnstuhl eingeschlafen war, die Arme der Mutter zu Bett gebracht. Und dieselben Arme hielten jetzt den stattlichen wettergebräunten Mann umschlungen — Mutterliebe stirbt ja nicht, so lang noch ein Mutterherz schlägt — und dort stand der rotbraune Kasten, daraus Oskar einst sein Spielzeug gekramt hatte — und dort spreizte sich der riesige altdeutsche Ofen mit seinen wohlgemeinten Bildern — Heinrike lief hin und her und stellte auf den schon ohnehin reichlichst besetzten Tisch noch eine Schüssel, und noch eine — und rückte eine Flasche oder ein Glas zurecht — und nun hob die Schwarzwälderuhr, rasselnd wie immer, zu schlagen an und verkündigte die elfte Stunde der Nacht.

Die Klosterverwalterin herzte, küßte und betrachtete ihren Sohn und weinte und lachte durcheinander. Der Vater aber, der schon unten zur Eile gemahnt hatte, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und sagte vor sich hin: „Nur keinen Auftritt, ich kann die Rührungen nicht leiden!“ Dann machte er wiederholt die wohlbegründete Bemerkung, daß die Suppe kalt werde.

Man konnte aber die von Heinrike trefflich zubereitete Suppe nicht kalt werden lassen. Zwischen Vater und Mutter saß der Sohn und that den Gerichten der wohlbesetzten Tafel die gebührende Ehre an. Und dazwischen erzählte er von Paris und von Rom und von der Veste Hohentwiel, die der Franzmann weggenommen hatte, und gab da auf eine Frage Bescheid, wenn der Vater etwas über die blutdürstigen Jakobiner wissen wollte, und dort auf eine Frage, wenn sich die Mutter nach der unglücklichen Charlotte Corday erkundigte.

Ehe sich's der Hauptmann versah, war er mitten im Erzählen drin.

„Ja, liebe Eltern, ich bin schon geraume Zeit, schon viel länger als ihr gemeint habt, auf württembergischem Grund und Boden. Denn als vor zwei Jahren die Franzosen den Kirchenstaat in eine römische Republik verwandelt hatten, da war meines Bleibens in Rom nicht länger. Ich mußte von dannen, wie mein damaliger Gebieter, der Papst auch flüchten mußte. Man mag von dem Papst Pius dem Sechsten denken, was man will: ich habe einen schöneren und freundlicheren, leutseligeren Mann, als er war, auf meinen langen Irrfahrten nicht kennen gelernt, und für seinen Kirchenstaat, den ihm die Franzosen abgenommen haben, hat er so viel Gutes gethan, als irgend einer seiner Vorgänger, der auf dem Stuhle Sankt Peters saß. Mich hat er nie darum angesehen, daß ich in seinen Augen ein Ketzer war, als ich noch unter seiner Leibwache stand. Da er nun von Rom

nach Siena flüchtete, ging ich mit ihm; denn es wäre mir ehrlos vorgekommen, einen siebzigjährigen Mann, der mich in den Tagen seines Glückes menschlich und christlich behandelt hatte, im Unglück zu verlassen. Und als ihn die Franzosen in die Gefangenschaft nach Frankreich schleppten, gab ich ihm auch dorthin das Geleite und aß mit ihm das Brot der Verbannung, bis er — Ende des nächsten Monats jährt es sich — zu Valence an der Rhone gestorben ist.

Nun stand ich wieder einmal ohne Lebensaufgabe in der Welt. Ich hätte nach Rom zurückkehren können, wo, wie es hieß, ein neuer Papst unter dem Schutz der Österreicher den Stuhl Sankt Peters besteigen sollte. Die Franzosen hatte ich in den Jahren, da sie ihren König absetzten und da nach Marats Meinung zur Befestigung der neugebackenen Republik etliche hunderttausend Köpfe fallen mußten, soweit kennen gelernt, daß mich nicht gelüstete, bei ihnen Kriegsdienste zu nehmen. Auch wußte ich wohl, daß sie bei der nächsten besten Gelegenheit mit dem heiligen römischen Reich deutscher Nation wieder Krieg anfangen werden, mochte es nun zunächst gegen die Österreicher oder Preußen oder gegen uns Schwaben gehen.

Also zog ich mich das Rhonethal aufwärts über Lyon an den Genfer See und vom Genfer See an den Neuenburger See gen Basel. Ich hatte Zeit, mir die Gegend zu betrachten, weil ich, um meine in der Gefangenschaft des Papstes sehr zusammengeschmolzene Barschaft zu schonen, meistenteils zu Fuß ging. Als ich das Rheinthal aufwärts wandernd hinter Schaffhausen zum ersten=

mal die herrliche Bergkuppe des Hohentwiel erblickte, da ward ich fröhlich und guter Dinge, weil meine Augen wiederum etwas Württembergisches sahen. Auf dem Meiereihof, der in halber Höhe des wunderbar schönen Berges liegt kehrte ich ein, ein Glas schwäbischen Weins zu trinken; und der sauere Rebensaft mundete mir köstlicher als die süßen Weine des welschen Landes.

Da meinte der Wirt, als ich Abschied nehmen wollte, wenn ich ein ausgedienter Soldat sei, so habe ich nicht nötig, nach Stuttgart oder Ludwigsburg weiter zu wandern, sondern könne mich gleich droben auf der Vestung unter das herzogliche Militär einreihen lassen. Der Vorschlag gefiel mir wohl, schon deswegen, weil ich mir dachte, man werde zu Stuttgart oder Ludwigsburg einen Mann, der in seiner Jugend dem Vaterlande schnöde den Rücken gekehrt, nicht mit besonderem Wohlgefallen und mit offenen Armen empfangen. Auch hoffte ich auf dem Hohentwiel am früheſten mich als braven Württemberger vor dem Feind beweisen zu können.

Denn zwar hatten sich im vorangegangenen Feldzug weder die Franzosen noch die Österreicher, als sie sich in der Bodenseegegend herumgeschlagen hatten, viel um die Veste Hohentwiel gekümmert; dieselbe galt vielmehr als neutral, und für den Augenblick war's ruhig. Aber mit dem Beginn des nächsten Frühjahrs erwartete man den Wiederausbruch der Feindseligkeiten, und es hieß, der Herzog von Württemberg werde sich alsdann entschieden auf die Seite der Österreicher stellen.

Ich ließ mich also bei dem Kommandanten der Veste Hohentwiel, dem Generalmajor von Bilfinger melden und fragte ihn, ob er mich unter seiner Besatzungsmannschaft brauchen könne. Mir ward die Antwort, für einen Offizier sei keine Stelle auf Hohentwiel offen, denn sämtliche Offiziersstellen seien bereits vollzählig und der Regel nach mit adeligen Herrn besetzt; wenn ich aber mit dem Rang eines Feldwebels mich begnügen wolle und von Festungsbauten etwas verstehe, überhaupt der Mann sei, den Unteroffizieren, Soldaten und Spielleuten kriegerischen Geist einzuhauchen, so wolle man mich nicht weiter schicken. Der Herr Generalmajor wolle mich wenigstens so lange behalten, bis von Stuttgart eine allerhöchste Entscheidung angekommen sei.

Ich war's zufrieden. Zwar empfand ich den Feldwebel als eine Zurücksetzung, da ich es in päpstlichen Diensten bis zum Hauptmann gebracht hatte. Allein was ich damals für ein Unglück hielt, sollte sich hernach als Glück erweisen."

„Ich bin froh, daß Du vom Papste los bist," schaltete hier der Klosterverwalter ein.

„Und so blieb ich denn den Winter über auf dem Hohentwiel," fuhr Oskar fort. „Die Entscheidung von Stuttgart ließ, so oft der Kommandant auch anfragte, von Woche zu Woche auf sich warten, man hatte dort Wichtigeres zu thun, als sich um einen Hohentwieler Feldwebel zu bekümmern. Ich konnte schon deshalb nicht wohl weiter, weil die Anschaffung der großen und kleinen Mon=

tur, die ich auf meine eigenen Kosten bestreiten mußte, den Rest meiner Barschaft so ziemlich aufgezehrt hatte.

Mit meiner Aufgabe, den Unteroffizieren, Soldaten und Spielleuten kriegerischen Geist einzuhauchen, war's nun freilich eine eigene Sache. Die Offiziere waren meist ältere Leute, Leute, nicht viel jünger als der Kommandant, der das siebzigste Lebensjahr überschritten hatte; die Unteroffiziere und Soldaten mit wenigen Ausnahmen verheiratet, so daß es von Weibern und Kindern auf der Festung wimmelte. Man pflegte zwar die Weiber und die nahezu hundert Kinder in ernsteren Zeiten aus der Festung zu jagen und ließ sie dann in der Umgegend selbst dafür sorgen, wie sie ihr Leben fristeten. Dann wurden aber die Familienväter unter den Soldaten schwierig und nicht allein zu Waffenübungen, sondern auch zum Feldbau und zu ihrem Handwerk, worauf sie doch des Lebensunterhalts wegen angewiesen waren, verdrießlich.

Kurz, ich lernte damals verstehen, warum der Apostel schreibt: ‚Kein Kriegsmann flicht sich in Händel der Nahrung, auf daß er gefalle dem, der ihn angenommen hat.' Wenn wir eines der Festungsvorwerke flicken wollten, so liefen die Soldaten bald wieder weg, um für Weib und Kind zu sorgen. Und wenn wir die Geschütze auf ihre Kriegstüchtigkeit ansahen, so erwies sich unter sieben, wenn's gut ging, eines als brauchbar, meistens waren aber auch für dieses eine die vorhandenen Kugeln viel zu groß.

Trotzdem hätte ich mir's nicht träumen lassen, daß

die seinerzeit von einem Konrad Wiederhold jahrelang mit Ehren gehaltene Festung ihre Probe so schlecht bestehen würde, wie sie dieselbe bestanden hat, als nun Ende April die Franzosen über den Rhein rückten. Am ersten Mai mittags um 12 Uhr kam ein französischer Trompeter an das Ausfallsthor und forderte den Kommandanten auf, Hohentwiel an den General Vandamme zu übergeben. Und dieser französische Trompeter war ein alter Bekannter von mir; doch davon ein andermal! Ich bin froh, daß ich zu den Verhandlungen, die kopflos genug geführt wurden, als Unteroffizier nicht beigezogen ward. Mein Widerspruch hätte den unglückseligen Gang der Dinge doch nicht aufgehalten. Die Festung wurde den Franzosen ausgeliefert. Am 2. Mai früh 6 Uhr zog die Mannschaft „mit den Waffen und mit allen kriegerischen Ehren", wie es in der Kapitulationsurkunde hieß, nach Tuttlingen ab. Wir mußten versprechen, im gegenwärtigen Feldzug nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, es sei denn, daß wir regelrecht gegen gefangene Franzosen ausgewechselt würden, wogegen von den Franzosen gelobt wurde, nach Kriegsablauf Hohentwiel im bisherigen Zustand an Württemberg zurückzugeben.

Mich berief der Generalmajor von Bilfinger nach Dinkelsbühl, allwo er vor ein Kriegsgericht gestellt worden war — damit ich ihm bezeuge, daß er nach bestem Wissen und Gewissen mit der Kapitulation im Interesse des Hauses Württemberg zu handeln geglaubt habe. Ich that für den alten Mann was ich konnte; so viel war ja richtig,

daß er unter den gegebenen Umständen die Übergabe nicht hätte abwenden können. Ich suchte um seinetwillen eine persönliche Audienz bei unserem allergnädigsten Herzog Friedrich in Erlangen nach; dieselbe wurde mir gewährt.

Der Fürst war sehr huldvoll gegen mich, da ich ihm alle Irrfahrten meines Lebens, alle meine thörichten Einbildungen, von denen ich jetzt gründlich geheilt bin, mit unumwundener Wahrheitsliebe darlegte. Als ich ihn aber zum Schluß bat, er möge mich gegen einen gefangenen Franzosen auswechseln und mich dann als gemeinen Soldaten unter seine Truppen einreihen, entgegnete er stirnrunzelnd: „Diesen gefangenen Franzosen hat Er mir persönlich zu stellen und hierher nach Erlangen zu bringen. So lange das nicht geschehen ist, kann Er entweder unter die Stuttgarter Polizeimannschaft eintreten, oder, wenn Ihm das nicht behagt, sich zum Kuckuck scheren."

So begleitete ich denn den Generalmajor von Bilfinger, welchen das Kriegsgericht zum Tod verurteilt, der Herzog aber zur Kassation begnadigt hatte, zuerst nach Heidenheim, alsdann nach Rothenburg ob der Tauber und schließlich gestern nach dem Dorfe Asperg, das ihm lebenslänglich zum ferneren Aufenthalt angewiesen ist. Mich aber hat mein guter Vater heute in Ludwigsburg abgeholt. Und wenn ich nun alles überdenke, was ich erlebt und erstrebt und geirrt habe, komme ich mir selbst als ein altersschwacher Mann vor, wie mein Herr Generalmajor, und der Schillersche Vers paßt auf mich:

‚In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Kahn kehrt in den Hafen der Greis.‘

Ich habe für die französische Republik geschwärmt, es giebt keine französische Republik mehr. Denn der thatsächliche Herr Frankreichs, sein Tyrann, sein Sultan ist Napoleon Bonaparte. Ich habe für die weltliche Herrschaft des heiligen Vaters meine Haut zu Markt getragen, es giebt keinen heiligen Vater mehr. Und wenn noch von einem Papst die Rede sein kann, so besteht seine weltliche Macht darin, daß er thut, was der Sultan von Frankreich befiehlt. Ich habe die jungfräuliche Veste Hohentwiel für Haus Württemberg retten wollen, und nun ist dieser Schlüssel des oberrheinischen Landes von den Schergen jenes Tyrannen weggenommen, und ich bin nicht wert befunden worden, unter die herzoglichen Truppen —“

Bei dem Wort „Schlüssel“ fuhr der Klosterverwalter in die rechte Seitentasche seines Rockes und dann blitzschnell in die linke. „Der Schlüssel, Oskar! hab’ ich Dir den Schlüssel übergeben!?“

„Welchen Schlüssel, lieber Vater?“

„Ei nun, den Klosterschlüssel! Nicht wahr, Du hast das geheime Pförtlein abgeschlossen?!“

„Doch nicht, lieber Vater, ich habe den Klosterschlüssel mit keinem Finger berührt. Du sagtest mir nur, ich könne ihn in den nächsten Tagen jeden Augenblick bei Dir holen.“

„Dann hab’ ich den Schlüssel — verloren —“ stammelte der Klosterverwalter, „und ich bin ein geschla-

gener Mann. Ich bin vor der Oberamtei mein Leben lang blamiert!" —

Der Schlüssel wurde nun an allen möglichen und unmöglichen Orten gesucht. Heinrike leuchtete unter jeden Schrank, in jeden dunkeln Winkel. Oskar suchte das Zimmer nach allen Regeln der Kriegskunst ab. Die Klosterverwalterin beruhigte den aufgeregten Gatten und brachte es durch vernünftige Vorstellungen endlich soweit, daß er den Verlust des Schlüssels nicht mehr als einen sein Lebensglück vernichtenden Schlag bezeichnete. Gleichwohl rannte er wie unsinnig in den Zimmern hin und her und stieß in den verschiedenen Taschen seiner Kleidungsstücke mit bohrenden Fingern beinahe das Futter durch. Man stürmte in die Halle der Abtei hinab, man begab sich leise flüsternd in den Garten bis zum geheimen Pförtlein und wieder zurück und wieder hin und aufs neue zurück. Es war für die Johanniskäfer, die noch immer harmlos ihre glänzenden Reigen schlangen, ein ungewohntes mitternächtliches Schauspiel, wie Oskars Windlicht und Heinrikes Doppellaterne jedes Kieselsteinchen der geraden und der krummen Gartenwege beleuchteten.

Aber es half alles nichts. Als der Klosterverwalter, bis zur Todesmüdigkeit erschöpft, sein Lager aufsuchte, mußte er sich wenigstens für die nächste Nacht mit dem Gedanken vertraut machen, daß sein Sohn Oskar gefunden, sein Klosterschlüssel dagegen verloren sei.

3. Einer findet den fremden.

Im Frühlicht des folgenden Tages setzte Heinrike das Suchen nach dem verlorenen Klosterschlüssel im Zimmer, Hausflur und Garten etliche Stunden lang ohne Erfolg fort. Die Klosterverwalterin that desgleichen, aber auch sie hatte keine glückliche Hand. Oskar erbot sich, er wolle dem Oberamtmann einen Höflichkeitsbesuch abstatten und ihn mit gütlichen Worten bewegen, seinen Schlüssel für ein paar Tage wieder auszuliefern. Der Klosterverwalter aber erklärte, er würde lieber von seinem Amt kommen, als daß er seinem Neider und Widersacher einen solchen Triumph gönne.

So gab man endlich das Suchen nach dem Klosterschlüssel auf, und der Vater zog sich auf sein Amtszimmer zurück. Die Mutter aber benutzte die Vormittagsstunden, um sich von dem Sohn noch dies und das aus seinem Pariser Leben und Treiben erzählen zu lassen.

Oskar hatte seit dem 10. August 1792, dem Schreckenstag, an welchem im Tuilerienhofe zu Paris die Schweizer Leibwache des Königs niedergemetzelt worden war, aufgehört, für diejenige Art und Weise zu schwärmen, in der die Jakobiner Menschenrecht und Völkerbeglückung zu verbreiten suchten. Er hatte der französischen Hauptstadt den Rücken gekehrt, war eine Zeit lang in die damals ganz unter französischem Einfluß stehende Schweiz gegangen und hatte sich endlich, da er auch des dortigen Parteitreibens überdrüssig wurde, nach Rom begeben, wo

er wider sein eigenes Vermuten Schlüsselsoldat geworden war. Daß er an jenem Schreckenstag seinen Posten im Tuilerienhof dem Befehl seiner bisherigen Freunde zuwider verlassen hatte, und daß nach dem Kriegsrecht der französischen Republik sein Kopf der Guillotine verfallen gewesen wäre, verschwieg er der Mutter nicht.

„Und es ist seltsam," erzählte er, „wie in dem Wirrwarr und Umsturz aller Verhältnisse, den die französische Revolution herbeigeführt hat, alte Bekannte sich immer wiederfinden. Einer meiner bedenklichsten Freunde in Paris war ein Pfälzer, mein ehemaliger Spielkamerad aus den Kinderjahren, mit dem ich im Haus der Großeltern vielfach verkehrt hatte. Er war längere Zeit vor meinem Abschied aus Paris mir zum Aufpasser geworden, weil ich in seinen Augen nicht gesinnungstüchtig war, und sein wachsamer Blick hat mir schließlich die Flucht aus Paris nicht wenig erschwert. Mit seinem ehrlichen deutschen Namen hieß dieser Pfälzer Freund eigentlich „Wäscher", da aber die Franzosen diesen Namen kaum aussprechen konnten, so hatte er ihn rechtzeitig in Delaveau umgewandelt und war einer der wütendsten Jakobiner geworden. Ich hatte den Freund während meiner römischen Jahre fast ganz vergessen, besonders da ich, solang ich mit dem Papst auf französischem Boden weilte, völlig unangefochten geblieben war. Als aber an dem verhängnisvollen ersten Mai der Trompeter an das Ausfallsthor der Veste Hohentwiel geritten kam, um den Kommandanten zur Übergabe aufzufordern, fiel mir gleich auf, wie geläufig dieser Trom-

peter deutsch spreche. Und wen erkannte ich in ihm, als ich mir den Mann etwas näher ansah? Meinen alten Freund Delaveau! Ich weiß, daß er mich nicht erkannt hat, sonst hätte er mich nicht unangefochten mit der übrigen Besatzung vom Hohentwiel abziehen lassen. Ich aber hielt es für rätlich, von Tuttlingen ab unter verändertem Namen nach Dinkelsbühl zu reisen. Und der Vater hat nicht so ganz unrecht, wenn er darauf besteht, ich dürfe mich hier nicht öffentlich zeigen."

Oskar erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß ihm von seinem Vater eigentlich der Faustturm als Quartier zugedacht gewesen sei, und er meinte, es sei fast schade, daß der schöne Plan nicht ausgeführt worden; er hätte sich gefreut, auf luftiger Höhe über dem Garten der Abtei und Oberamtei zu thronen. Aber die Klosterverwalterin entgegnete: „Nein, daraus wird nichts, so lange ich noch etwas dreinzusprechen habe, und ich habe deshalb dafür gesorgt, daß ohne meinen Willen das alte bresthafte Gemäuer für keinen Menschen mehr zugänglich ist. Wenn Du doch einmal hier in der Verborgenheit bleiben mußt, so bist Du am besten unter unserem Dach aufgehoben."

Sie fragte dann, weil die großen politischen Welthändel ihre Teilnahme weniger in Anspruch nahmen, den Sohn hauptsächlich darnach aus, warum er denn seit Jahren kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben, warum er nicht von Rom oder wenigstens vom Hohentwiel aus ein Brieflein an seine bekümmerten Eltern geschrieben habe.

Eine ganz befriedigende Antwort vermochte Oskar

auf diese Fragen nicht zu geben. Seine Entschuldigung lief darauf hinaus, er habe seinen Eltern nicht mit Worten, sondern mit der That beweisen wollen, daß er wieder ein ehrlicher Deutscher und ein guter Württemberger sei. Und die Mutter gab sich schließlich mit dem Gedanken zufrieden: „Nun, es ist gut, daß wir Dich einmal wieder haben.“

So speiste man denn in der Klosterverwaltung mit gutem Frieden zu Mittag. Das Wetter war dunstig heiß, und nach Tisch suchten die beiden Männer die Kühle ihres Schlafzimmers auf. Sie hatten in der vorangegangenen Nacht so gut wie nichts geschlafen, der Vater wegen sorglicher Gedanken um den verlorenen Schlüssel, der Sohn aus Freude, daß er die Luft der Heimat wieder atmete.

Bei der unermüdlich in ihrer Haushaltung beschäftigten Klosterverwalterin aber erschien wenige Minuten hernach klopfenden Herzens Werner Stauffacher. Klopfenden Herzens, weil er in der nächsten Stunde den ihm durchs Los zugefallenen Auftrag, einen Schlüssel zum Faustturm anzuschaffen, vollziehen mußte. Etwas verwirrt und verlegen, doch immerhin in wohlgesetzten Worten brachte er den Wunsch seines Freundes Walther Fürst vor, etliche Rosen aus dem Garten des Herrn Klosterverwalters sich aneignen zu dürfen.

Die Klosterverwalterin hatte immer eine fast mütterliche Freundlichkeit gegen Stauffacher bewiesen; heute aber war sie die gute Stunde selbst. „Das ist ja kaum der

Rede wert," entgegnete sie, „den Wunsch Deines Freundes zu erfüllen —" Stauffacher war der einzige Klosterschüler, den die Klosterverwalterin als ihren Hausfreund duzte, — „sag ihm nur, er könne in unserem Garten Rosen pflücken, soviel er wolle." Und als sich Stauffacher in etwas überschwenglichen Redensarten erging, was für ein begeisterter Blumenliebhaber sein Freund sei, und wie insbesondere der Duft mehrfarbiger Rosen den Liedermund des Promotionsdichters zu feurigen Gesängen begeistere, setzte die gutherzige Frau bei: „Wenn Ihr gerade im Garten seid, könnt Ihr auch unsere Stachelbeerstöcke ein wenig näher ansehen. Mauset nur die reichbeladenen Äste tüchtig ab. Wir alten Leutlein brauchen doch kaum den zehnten Teil und es wäre jammerschade, wenn der schöne Gottessegen zu Grund ginge."

Da zog ein freundlicher Sonnenschein über Werner Stauffachers Antlitz. In der lockenden Aussicht auf Stachelbeeren beschloß er den Gang zum Schlosser tapfer zu wagen, wie der fromme Knecht Fridolin seinerzeit den Gang nach dem Eisenhammer gethan. „Ach Frau Klosterverwalterin," stammelte er, „Sie sind zu gütig, und ich habe mich auch noch für das Butterbrot —"

„Es ist gut, daß Du mich dran erinnerst," fiel ihm die Frau Klosterverwalterin ins Wort, „das Butterbrot wirst Du künftig nicht mehr auf dem Faustturm finden, hole es lieber in unserer Küche ab! Der Faustturm mußte nämlich abgeschlossen werden wegen — nun mein Mann hat's so haben wollen wegen der kriegerischen Zeitläufte."

Sie stotterte doch ein wenig, als sie solches dem Klosterschüler weis machte. Der Seminarist aber wurde noch weit verlegener als die Frau; seinen wiederholten Dank stammelnd für Stachelbeeren und Butterbrot entfernte er sich mit rötlich glühenden Wangen und niedergeschlagenen Augen. Er kehrte zu den Freunden zurück, die im Parlatorium seiner Rückkunft harrten, und fast vergaß er über den Stachelbeeren, welche mit den holden Rosen das gemein haben, daß sie nicht ohne Dornen sind, den Blumengruß für Eugeniens Geburtstag.

Arnold Melchthal und Walther Fürst stürmten alsbald in den Abteigarten, die Rosen zu pflücken und die Stachelbeeren zu kosten. Werner Stauffacher aber, nachdem er den Freunden noch einen zarten Wink gegeben, sie möchten ihm von der Schnabelweide auch etwas übrig lassen, wandelte würdevoll wie ein römischer Ratsherr den Weg zur Schlosserwerkstätte hinaus und ließ die heiße Nachmittagssonne gemütlich auf seinen Rücken brennen.

Er trat in des Meisters Behausung und fand den Schlosser Hildebrand mit den beiden Lehrjungen am Ambos beschäftigt. Da dem Klosterschüler die Anwesenheit der beiden „unreifen Bürschlein" keineswegs zweckentsprechend schien, suchte er den Meister durch verblümte Redensarten, welche durch den Klang der Hammerschläge um nichts verständlicher wurden, ins Freie zu locken.

Endlich legte der Meister seine Zange beiseite, trat mit dem Klosterschüler in den Schatten des weitästigen Nußbaums und ließ sich auf der Schleifsteinbank nieder.

„Was soll's?" fragte er ziemlich barsch; denn er war dem „Rollhaarigen" nicht sonderlich gewogen.

„Ihr solltet mir, — das heißt uns — einen Schlüssel anfertigen, Meister Hildebrand."

„Was für einen Schlüssel?"

„Einen Schlüssel zum Faustturm."

„Zum Faustturm?!" — Der Meister verzog seine Mundwinkel, als ob er auf einen saueren Apfel gebissen hätte. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen: Heinrike hatte ihn also doch betrogen! Für sich selbst hatte sie den Schlüssel haben wollen, nicht für den Herrn Vetter. Die falsche treulose Schlange! Aus eigener Machtvollkommenheit hatte sie den Rollhaarigen mit Butterbrötern geködert, keineswegs im Auftrag der Frau Base. Und nun da der kluge Meister die hinterlistige Evastochter durchschaut und den Klosterschlüssel an den Herrn Klosterverwalter zu eigenen Handen abgeliefert hatte, schickte sie ihm den Rollhaarigen auf den Hals, um — ihren Zweck doch zu erreichen. Denn „Pfaffentrug und Weiberlist geht über alles, wie ihr wißt," hatte er einmal in einem schönen Gedichte gelesen.

Hätte freilich Meister Hildebrand noch etwas genauer die Sache sich überlegt, so hätte er finden müssen, daß, wenn seine Vermutungen richtig waren, der Klosterverwalter den nachgemachten Schlüssel schwerlich ohne weiteres angenommen und bezahlt hätte. Allein Eifersucht und folgerichtiges Denken sind noch nie unter einen Hut gegangen. Also war dem Meister das frevle gefallsüchtige

Spiel, das Heinrike mit ihm und dem Rollhaarigen trieb, vollständig klar. Und nicht weniger klar war ihm, daß die Frau Klosterverwalterin von Heinrikes krummen Wegen bereits Wind bekommen hatte; darum hatte die ehrsame Frau die Absperrung des Faustturms befohlen. — —

Das alles fuhr schnell wie der Blitz durch des Meisters Gehirn. „Ja warte nur — Studentlein — ich will euch kommen — auf den Faustturm!" grollte es in der Tiefe seines Gemütes. Aber er bezwang sich; er griff in seine Wamstasche und seinen Faustturmschlüssel krampfhaft umklammernd, sprach er: „Was habt denn Ihr eigentlich auf dem Faustturm zu schaffen, Herrlein?"

„Wir?" entgegnete Werner Stauffacher im Tone harmloser Unbefangenheit. „Wir treiben dort wissenschaftliche Privatstudien. Da müssen wir ganz ungestört sein, wir brauchen dazu keinen Unberufenen."

„Ganz ungestört?" fragte der Meister mit rollenden Augen.

„Nun ja! Ihr könnt das freilich nicht ganz verstehen, Meister Hildebrand."

„O, soviel versteh' ich schon von den Privatstunden. Unsereins ist gerade nicht so dumm!"

„Privatstudien," verbesserte Stauffacher. „Ihr sollt übrigens den Schlüssel nicht umsonst machen, Meister Hildebrand." Mit diesen Worten legte der Klosterschüler den ersammelten Mammon auf die Schleifsteinbank.

„So, so, nicht umsonst! Wie oft und zu welcher Stunde treibt Ihr denn Eure Privatstudien?"

„In der Woche ein- oder zweimal, von halbneun bis halbzehn Uhr."

„Ich meine: an welchem Tag?"

„In der Regel am Dienstag und Freitag. Wir lesen da manches miteinander, was wir im Kloster zu lesen nicht verpflichtet sind."

„So, so, Ihr leset miteinander und plaudert miteinander —"

„Nun ja, das auch — aber durchaus nichts Unrechtes!"

„Und esset Butterbröter miteinander!"

Das Antlitz des Klosterschülers wurde flammrot. „Nicht miteinander —" stammelte er, „übrigens woher wisset Ihr Meister Hildebrand — —?"

Da erhub der Meister drohend den Finger: „Herrlein, ich weiß, was ich weiß. Und ich weiß jetzt genug! Ich will Euch also etwas sagen: Ihr kriegt den Schlüssel nicht von mir, und wenn Ihr mir drei Kronenthaler auf die Bank legen wolltet.

Da müßt' ich mich doch für mein ehrsames Handwerk in die Seele hinein schämen," fuhr Hildebrand in höchster Aufregung fort, während der Rollhaarige verlegen schwieg. „Denn Ihr habt im Faustturm nichts zu schaffen, rein gar nichts, Herrlein. Merkt Euch das! Streicht Eure paar Batzen wieder ein!"

Mit diesem abschlägigen Bescheid kehrte Stauffacher

zu den Freunden zurück, die seelenvergnügt unter den Stachelbeerstöcken weideten. „Es ist nichts," sagte er traurig, „ich habe gethan, was ich konnte, aber dem Schlosser ist die Männerbrust mit dreifachem Erz umpanzert. Ich verstehe nicht, warum er so eigensinnig ist."

Je bedenklicher aber Stauffacher dreinschaute, desto weniger konnten Fürst und Melchthal ihren Frohmut bergen. Die beiden Freibundsgenossen schauten einander mit geheimnisvollem Lächeln an und warfen sich, schier wie Verliebte zu thun pflegen, verständnisinnige Blicke zu, ohne sich um Stauffachers Jammermiene das geringste zu kümmern, bis sie zuletzt in ein zwar nicht unziemlich lautes, doch entschieden heiteres Gelächter ausbrachen.

„Was habt Ihr denn miteinander?" fuhr Stauffacher ungeduldig heraus, worauf er sich alsbald, wie um seinen Hunger nach Neuigkeiten zu stillen, eine Hand voll Stachelbeeren in den Mund schob.

„Was wir haben?!" triumphierte Arnold Melchthal, „wir haben den Faustturmschlüssel, nicht mehr aber auch nicht weniger, als den Faustturmschlüssel. Wir haben ihn in der Tasche."

„Unmöglich!" erwiderte Stauffacher verwundert. „Woher?"

„Gefunden!" fügte Walther Fürst bei, „das Sonntagskind hat wieder einmal eine glückliche Hand gehabt."

Melchthal aber zog mit geheimnisvoller Wichtigthuerei den Schlüssel aus der Tasche und ließ ihn vor Stauffachers verwunderten Augen im Sonnenlichte spielen. Und nun

stellte sich heraus, daß Melchthal gleich unter dem zweiten Stachelbeerstock, den er abmauste, den Schlüssel, welchen der Klosterverwalter nächtlicherweile verloren, entdeckt hatte. Oder vielmehr nicht unter dem Stachelbeerstock, sondern wie Walther Fürst bemerkte, „der glückliche Schlüssel hing im Gezweige des Strauches, wie Absalom der unglückliche Königssohn am Aste der Eiche, die nach richtiger Übersetzung eigentlich eine Terebinthe ist.“

Die beiden Freibündler hatten alsbald den Schlüssel probiert und die Entdeckung gemacht, daß er zwar nicht das untere, wohl aber das obere Thor des Faustturms öffne. Sie hatten dieses Wagstück unternehmen können, weil der brennenden Mittagssonne wegen sämtliche Fensterläden der Abtei fest geschlossen waren. Anfangs hatten sie die ganze Sache für einen Scherz Stauffachers gehalten, da jedoch dieser bestimmt versicherte, daß er von dem Schlüssel lediglich nichts wisse, geschweige denn ihn mit einem Finger berührt habe, riet man auf Heinrike als auf die gütige Fee, die den Krausbärtigen im Stachelbeerstock verborgen habe.

Stauffacher hatte seine Brille abgenommen und rieb sich immer noch verwundert die Augen. Dann versicherte er, er glaube nun nächstens, der Aufklärung des Jahrhunderts zum Trotz, daß es im Abteigarten nicht recht geheuer sei, daß hier gute oder böse Geister mit Seminaristen ihr neckisches Spiel treiben. Endlich setzte er seinen Freunden beredt auseinander, daß er den gefundenen Schlüssel alsbald an die Frau Klosterverwalterin abzu-

liefern habe; denn es wäre mehr als schnöder Undank, der Frau Klosterverwalterin ihre Stachelbeeren wegzuessen und ihr den Schlüssel, den sie ohne Zweifel schmerzlich vermisse, vorzuenthalten.

Mit diesem Vorschlag konnten sich aber die beiden andern Freibündler durchaus nicht befreunden. Man würde, hieß es, der Jungfer Heinrike einen schlechten Gefallen thun, wenn man ihre holde und sinnige Gabe verschmähen und den Schlüssel, der höchst wahrscheinlich in der Klosterverwaltung überzählig sei, wieder dort abliefern wollte. Jedenfalls müsse man zuvor noch etliche geheime Zusammenkünfte im Faustturm halten, um die wichtigen Angelegenheiten des Bundes zu besprechen und die Bundesabzeichen sowie die Bücher in Sicherheit zu bringen. Dann könne man ja immer noch thun, was man wolle.

Stauffacher widersprach lange und hartnäckig. Er ließ sich zwar von den Freunden halbwegs überzeugen und redete sich's selbst ein, daß niemand sonst als Heinrike den Schlüssel an einem Ort verborgen habe, wo er, wie sie habe vermuten müssen, von Stauffacher gefunden würde. Nur machte ihm gerade der Gedanke, daß man den Schlüssel der Jungfer Heinrike verdanke, das Herz schwer und den Sinn schwül. Der Freibund, entgegnete er mit sittlichem Ernst, müsse seiner Bestimmung und seinen hohen Zielen entsprechend stets auf dem schmalen Pfad strengster Tugend wandeln, auch immer Treu und Redlichkeit üben bis an sein kühles Grab.

Der Freibund war noch nicht ganz mit sich selber

einig, was mit dem gefundenen Schlüssel geschehen solle, als der Glockenschlag zwei Uhr die Klosterschüler wiederum zu ihrer Tagesarbeit rief. Die endgültige Beratung wurde auf die nächste geheime Zusammenkunft, die am kommenden Dienstag Abend im Faustturm stattfinden sollte, vertagt. Vorläufig wurde Stauffacher überstimmt und Walther Fürst zum „Großsiegelbewahrer“ des gefundenen Schlüssels ernannt.

Diesen beschäftigte nun freilich in seinen Gedanken weit weniger der Faustturmschlüssel, als der Rosenstrauß, mit welchem er das Herz Eugeniens am Vorabend ihres Geburtstages zu rühren gedachte.

Er warf die lateinischen und griechischen Stilübungen, womit die Klosterschüler den Samstag Nachmittag über beschäftigt wurden, rasch aufs Papier, dann schrieb er mit klopfendem Herzen sein schwungvolles Gedicht „Ich will nicht schmachten, will nicht klagen,“ aufs reinlichste ab und versteckte den Postpapierbogen in den prachtvollen Rosenstrauß, den er sich im Garten des Klosterverwalters angeeignet hatte. Draußen goß der Regen in Strömen herab, als für die Klosterschüler die abendliche Feierstunde schlug. Der Dunst des schwülen Sommertages hatte sich etliche Stunden vor Einbruch der Dämmerung in eitel Wasser aufgelöst. Die Seminaristen blieben in den Zellen des Dorments, da sich nur wenige rühmen konnten, einen Regenschirm zu besitzen. Auch Melchthal und Stauffacher zogen es, anstatt Haupt und Schulter dem rieselnden Regen auszusetzen, vor, die Hallen des Dormentes mit dem holden Klang ihrer Instrumente: einer auf Herrschafts-

kosten angeschafften Flöte und einer wurmstichigen Geige zu erfüllen.

Um so ungestörter konnte Walther Fürst seinen Gang antreten, auf dem er in zweckentsprechender Weise seines Geburstagsgedichtes los und ledig zu werden gedachte. Den gewichtigen Rosenstrauß in der Brusttasche bergend, erkletterte er, während sich die feuchten Nebelwolken von Westen her über das stille Thal wälzten, den Klosterberg und näherte sich, etliche Zäune übersteigend der Rückseite der Oberamtei, die durch einen tiefen gemauerten Graben von der Klosterberghalde geschieden war.

Triumph! Die Fenster der Oberamtei standen fast alle offen, um nach der sengenden Hitze des Tages die erquickende Kühle des Abends einzulassen. Eines von diesen offenen Fenstern — der Klosterschüler war über diesen Punkt nicht ganz im klaren — mochte wohl dem Stübchen Eugeniens angehören. Der Oberamtei sich noch mehr zu nähern, verbot die Vorsicht. Aber „dem Mutigen hilft das Glück,“ sprach er bei sich selbst.

Der Jüngling schaute sich behutsam um, ob nicht ein unberufener, verräterischer Zuschauer in der Nähe weile. Dann zog er rasch entschlossen den Rosenstrauß aus den Falten seines Gewandes. Ein wohlgezielter Wurf, und in kühnem Bogen flog der Strauß samt dem Gedicht durch das heimlich erspähte halb geöffnete Fenster.

Kaum daß der große Wurf gelungen war, machte sich Walther Fürst mit flüchtigen Schritten, als hätte er einen Diebstahl oder sonstigen Frevel begangen, auf und

davon. Mit glühenden Wangen eilte er auf regendurchweichtem Pfad wieder den Klosterberg hinan, hinter dem tiefen See stieg er zu Thal und starrte längere Zeit in den Spiegel des Teiches, auf dem die klatschenden Regentropfen ihren Tanz aufführten. Dann begab er sich in das Kloster zurück, um Melchthals Geigenklänge und Stauffachers Flötenspiel mit den Tönen seines Waldhorns zu begleiten, in denen er das Schmachten und Sehnen seines hochwogenden Herzens nicht ohne feineres Kunstverständnis aushauchte.

Leider müssen wir hier die Thatsache verraten, daß der Rosenstrauß, wie noch so manches andere, was unter dem wechselnden Mond löblich gemeint, aber ungeschickt angegriffen ist, sein eigentliches Ziel verfehlt hatte. Das Wurfgeschoß war keineswegs in das Stübchen Eugeniens, sondern in die mit nahrhaftem Mundvorrat reichlich ausgestattete Speisekammer der Oberamtei geflogen. Eine Porzellanplatte zwar nicht zertrümmernd, doch einigermaßen aus der Fassung bringend, hatte er sich auf einer breiten, mit blankem Geschirr besetzten Bank häuslich niedergelassen und lag bei einer halben Stunde in holder Eintracht zwischen einem saftigen Sommerschinken und einem grünglasierten Schmalztopf. Wie man es eigentlich angreift, einem bekannten Sprichwort gemäß die Wurst nach der Speckseite zu werfen, das wissen nur wenige Sterbliche. Mit dem Wurfgeschoß, das nach Eugeniens Herzen zielte, war hier in der That etwas Ähnliches geschehen, wie man es sonst dem Kunsterzeugnis des Fleischermeisters nachsagt.

Die Tochter des Oberamtmanns entdeckte den Rosenstrauß, als sie einige Zeit später ihre Vorratskammer betrat, um zur Vorfeier des Geburtstages den Sommerschinken kunstgerecht anzuschneiden. Sie erschrak bis in die Tiefe ihrer Seele hinein, so daß sie beinahe den schon einmal beunruhigten Porzellanteller hätte zu Boden fallen lassen, als sie die Blumen betrachtete und das Gedicht überflog. —

Oskar! Es war doch ein wenig keck von dem Herrn Hauptmann, daß er sich ihr gleich am zweiten, — dritten Tag also näherte. Er sollte ja in der Verborgenheit bleiben! Sie hatte dort am geheimen Pförtlein ihre Bewunderung für die Rosen des Abteigartens etwas gar zu unverhohlen ausgesprochen. Aber — konnte, durfte man ihm zürnen? — Es war doch recht hübsch von dem Herrn Hauptmann, daß er die Rosen liebte, daß er es in Paris und Rom nicht verlernt hatte, deutsche Verse zu machen. —

Eugenie zögerte nicht, den Strauß in eine poetischere Umgebung zu versetzen; sie trug ihn in ihr Stübchen, das sich, wie der arme Klosterschüler freilich nicht hatte wissen können, in der Westgiebelseite der Oberamtei befand. Das Gedicht verbarg sie in das geheimste Schubfach ihres Nähtisches, nachdem sie die Verse drei- viermal zuerst mit Kopfschütteln, dann mit leise perlenden Thränen gelesen hatte.

Nunmehr aber gedachte sie als sorgsame Wirtschafterin des Abendessens. Bei Tisch war sie auffallend still und

in sich gekehrt, während der Oberamtmann mit beredten Worten die Mildigkeit des Schinkens pries.

Und das Wetter des folgenden Tages paßte zu dem gehaltenen Ernst, mit dem Eugenie diesmal ihren Geburtstag feierte. Der Sonntag war ein echter und gerechter Regensonntag. Wenn man das Fenster öffnete und die Bächlein betrachtete, die von den Dachrinnen in den Klosterhof sich ergoßen, so hatte man das Gefühl, ein großes feuchtes Tuch sei einem unmittelbar vor die Nase gehängt worden. Kein Sonnenstrahl durchbrach den grauen Schleier, der unschlüssig, ob er steigen oder sich senken wollte, am Rand der benachbarten waldigen Anhöhen hing. Nach dem Vormittagsgottesdienst kam die Frau Klosterverwalterin in die Oberamtei herüber, um ihrer jugendlichen Freundin ihre Glückwünsche zum Geburtstag darzubringen. Der Oberamtmann hatte sich in seiner Kanzlei in ein geschichtliches Werk vertieft; so waren die Klosterverwalterin und Eugenie allein.

Die Klosterverwalterin schüttete ihr mütterliches Herz aus, wie hoch sie durch die Ankunft ihres Oskar beglückt sei, und wie allmählich auch ihr gestrenger Ehegemahl seine unbegründeten Vorurteile gegen Oskar abzulegen beginne, und was für ein ernster, gesetzter stattlicher Mann ihr Oskar in der Fremde geworden sei. Sie hätte auch das Geheimnis vom Verlust des Klosterschlüssels nicht bei sich behalten, wenn es ihr wichtig genug gewesen wäre, davon überhaupt zu reden.

Ein Wort gab das andere. Eugenie anfangs ent=

schlossen, ihre Herzensgeheimnisse in verschwiegener Brust zu wahren, konnte bald nicht mehr an sich halten. Sie stimmte in das Lob, das die Mutter ihrem Sohn erteilte, mit ein und offenbarte der älteren Freundin, daß sie sich am geheimen Pförtlein mit dem Herrn Hauptmann über die Naturschönheiten der Maulbronner Gegend unterhalten habe. Schließlich kam auch die Geschichte vom Rosenstrauß freilich nur in verschleierten Andeutungen zu Tage; daß er sich in die Speisekammer verirrt habe, verschwieg Eugenie mit zarter Rücksicht. Die Klosterverwalterin verwunderte sich höchlich über die Verschwiegenheit und den kecken Mut ihres Sohnes, beim Abschied aber drückte sie einen noch zärtlicheren Kuß, denn sie sonst gewohnt war, auf die Lippen der Jungfrau.

Kurz vor Tisch schickte Eugenie einen Porzellanteller mit Schinkenschnitten in die Klosterverwaltung hinüber, „dem Herrn Klosterverwalter zum Morgenimbiß,“ wie das Dienstmädchen ausrichten mußte. Unter dem grünen Laube, mit dem die Schnitten umkränzt waren, befanden sich auch halbversteckt einige Rosenblätter, die aus des Klosterverwalters Garten stammten und dem arglosen Hauptmann bedeuten sollten, daß sein Geburtstagsgruß in Hulden angenommen worden sei.

Der Hauptmann konnte allerdings die Blumensprache der Rosenblätter nicht verstehen; indessen ließ er sich den Küchengruß munden. Es regnete vollends den ganzen Tag über fort, und Oskar begann nun doch schwer daran zu tragen, daß er sich seinem Vater zu lieb verborgen

halten mußte, daß er die Orgel der Klosterkirche und den Gemeindegesang nur von der Ferne mitanhören durfte. Am nächsten Tag empfand er sogar etwas wie Langeweile, da der Himmel immer noch grau und regendrohend ins Salzachthal herniederschaute. Einige Bände des „Kinderfreundes,“ aus denen er in seinen Schuljahren dereinst seine ersten Welt- und Menschenkenntnisse geschöpft hatte, vertrieben ihm nur notdürftig die Zeit.

Am Dienstag jedoch, als der Klosterverwalter seine gewohnte Wochengesellschaft aufgesucht hatte, die sich in der „Post“ versammelte, um bei dünnem Bier und in dicker Luft die neuesten Weltbegebenheiten und die mutmaßliche Richtung der kommenden Ereignisse tiefsinnig zu erörtern, — am Dienstag Abend schien sich der Himmel aufhellen zu wollen. Die Frau Klosterverwalterin hatte schon die Lampe in das dämmernde Zimmer gebracht und bog sich nun aus dem Fenster; denn sie hatte am Himmel ihre „gewissen Zeichen“, aus denen sie die Witterung des nächstfolgenden Tages mit der bekannten unfehlbaren Sicherheit sämtlicher Wetterpropheten und Wetterprophetinnen zu erraten pflegte.

„Oskar,“ sagte sie mit geheimnisvollem Flüstern zu ihrem Sohn, der sich beim rötlichen Schimmer des rübölgetränkten Dochtes aufs neue in den „Kinderfreund“ vertieft hatte, „Oskar hör einmal —“

„Wie stehen die Aussichten, liebe Mutter?“ erwiderte der Sohn vom Buch aufschauend. „Es kann morgen möglicherweise regnen, es kann aber möglicherweise auch nicht regnen? Nicht wahr?“

„Ich habe etwas ganz anderes beobachtet," entgegnete die Klosterverwalterin, „denke Dir, oben im Faustturm ist Licht. Im Augenblick zwar ist es verschwunden, aber soeben habe ich's zwei-, dreimal ganz deutlich gesehen. Es scheint also doch kein ganz leeres Gerede zu sein, daß —"

„Daß in dem alten Gemäuer der Geist eines unglücklichen Klosterbruders sein Wesen treibt," ergänzte Oskar lachend, indem er ebenfalls ans Fenster trat. Der Garten lag grabesstill da, von den Zweigen des Gesträuches und der Bäume tropfte der Regen; das Scheerbrünnele rauschte kräftiger denn sonst. Der Faustturm stand dunkel und von leichtem Nebel umschleiert. Doch nein, dort schien sich in der That ein matter Lichtschimmer durchs Geäst der Nußbäume zu stehlen.

„Mutter, wenn es zu Deiner Beruhigung dient," begann Oskar, „so werde ich sofort untersuchen, wer in dem eigentlich mir zugedachten Gemache Aufklärung verbreitet." Er ließ sich den Schlüssel zum unteren Thore des Turms reichen, und nachdem er noch die etwas verzagte Frau Klosterverwalterin mit etlichen vernünftigen und tröstlichen Worten aufgerichtet hatte, ging er leisen Schrittes durch den regentriefenden Garten. Je näher er kam, desto deutlicher überzeugte er sich, daß wirklich und thatsächlich ein schwaches Licht im oberen Gemach des Turmes brenne.

Er öffnete, so leise als es die schwere, knarrende Thür erlaubte, das Schloß und schlich mit fast unhörbaren Tritten die steinerne Wendeltreppe hinan.

Da in halber Höhe prallte er plötzlich auf einen Mann mit rußgeschwärztem Antlitz, welcher unverwandt nach oben starrte, und eben deshalb sein Kommen kaum bemerkt zu haben schien. Das Weiße seines Auges glänzte unheimlich im letzten Tageslicht, das durch eine Ritze der oberen Thüre fiel.

„Wer da?" fragte der Hauptmann in soldatisch befehlendem Tone, fast barsch.

„Das könnt' ich auch Euch fragen," entgegnete der Angeredete, „wer Ihr seid und was Ihr hier bei Nacht und Nebel umzuschleichen habt?"

„Im Gegenteil, Landsmann, im Gegenteil! Ich habe hier zu befehlen. Dieser Turm steht unter meiner Obhut. Also frisch heraus mit der Sprache: Wen hab' ich vor mir?"

„Wenn Ihr nicht einmal einen Ortsansäßigen kennet, dann habt Ihr hier gar nichts zu befehlen, und es ist erlogen, daß der Turm unter Eurer Obhut steht. Dann seid Ihr nicht weiter als ein hergelaufener Franzos, und ich rat' Euch —"

„Ich frage Euch jetzt zum letztenmal in der Güte, Landsmann, ob Ihr mir Euren Namen nennen wollt oder nicht?"

Dem Rußigen gewann die eiserne Ruhe, mit der der Hauptmann redete, Achtung ab. „Ich will's Euch gutwillig sagen; ich bin der Schlosser Hildebrand, Meister meines Handwerks allhier. Jetzt sagt mir aber auch Euren Namen. Und wenn Ihr ein verdächtiges Subjekt seid,

wenn Ihr da oben auch Euren Schabernak treiben wollt, so sollt Ihr mit meinen Schlosserfäusten Bekanntschaft machen. Ich transportier' Euch stehenden Fußes zum Herrn Klosterverwalter, der wird Euch für ein Unterkommen bei Wasser und Brot sorgen."

Da lachte der Hauptmann laut auf: „Was, der Hildebrand bist Du, der Joseph Hildebrand? Da hab' ich freilich schon mit Deinen Fäusten Bekanntschaft gemacht, aber Du auch mit den meinigen, Kamerad; weißt Du noch, alter Kerl, wie wir seiner Zeit — vor fünfundzwanzig Jährlein — beim Schulmeister Grettenberger auf einer Schulbank gesessen sind."

Der Schlosser stand verblüfft. „Ja, Herr, wer seid Ihr denn eigentlich, daß Ihr mich kennet? Ich kenn' Euch nicht?"

„Ich bin der Sohn des Mannes, zu dem Du mich transportieren willst."

„Ei du meine Güte! Der Oskar! Aber ich hab' ja gemeint, Ihr seiet in der Fremde und dort —"

„Gestorben und verdorben? Nicht wahr, Joseph? Nun, vorderhand bin ich noch lebendig —"

„Was der Kuckuck? Ihr seid des Klosterverwalters Herr Oskar. Aber was suchet Ihr da, Herr Oskar? —"

„Laß doch den Herrn bei Seite, alter Schulkamerad, und dutze mich! Wie ich hieher komme, darüber ein andermal. Jetzt erkläre mir, was treibst Du hier im Faustturm? Warum zündest Du da oben ein Licht an und ängstigst ehrliche Christenleute?"

„Ich habe das Licht nicht angezündet, Oskar. Wahrhaftig nicht! Ich höre einer Vorlesung zu.“

„Das ist schön von Dir, daß Du so auf Bildung aus bist, Joseph. Aber sag mir einmal in aller Welt, warum Du da hinstehst, wie wenn Du angeschmiedet wärest. Wer hält denn die Vorlesung? Der Herr Abt oder einer der Professoren? Und warum gehst Du nicht vollends ganz hinauf? Und wer ist denn eigentlich da oben versammelt?“

„Die Heinrike mit dem Rollhaarigen! Die hat Deinem Vater den Schlüssel wegstibitzt, Oskar, — die falsche Schlange!“

„Wie, was, unsere Heinrike! Den Schlüssel wegstibitzt? Und wer ist der Rollhaarige?“

„Das ist ein Studentlein, und die Heinrike füttert ihn mit Butterbrötern. Jetzt sind sie schon bei einer Viertelstunde oben, ich hab's von der Straße aus gesehen, wie sie das Licht angezündet haben. Und jetzt lesen sie einander aus einem Geschichtenbuch vor. Es ist nichts Unrechtes, aber lauter närrisches Zeug, und wenn die Heinrike darüber nicht vollends verrückt wird, so will ich Hans heißen.“

Der Hauptmann hielt den Atem an und horchte. Er überzeugte sich, daß oben im Turmgemach thatsächlich etwas mit dem Feuer gesteigerter Leidenschaft vorgelesen wurde.

Man konnte zwei Stimmen unterscheiden; eine tiefere und eine höhere. Die Stimmen wurden lauter,

kräftiger. Jetzt verstand der Hauptmann die einzelnen Worte. — — —

„Dies war meine Mutter!“ tönte es von oben herab. — „Das ist der Rollhaarige,“ erklärte Hildebrand.

„Dies Weib war deine Mutter, du mit dem dreifachen Rachen!“ fuhr die andere Stimme fort. „Das ist die Heinrike,“ erläuterte der Schlosser. „Hör einmal Oskar: dreifacher Rachen! Kommt so etwas auch in der viereckigen Welt vor. Das Schaf hat einen dreifachen Magen, steht im Kinderfreund. Aber dreifachen Rachen, — kann man sich darunter etwas denken?“ Die Vorlesung war inzwischen weitergegangen.

„Hunger! Hunger! Ach, er wütet in meinem Eingeweide, er wütet in meinem Gehirne!“ — — Hildebrand fühlte ein menschliches Rühren: „Ich sag's schon lange, man sollte den Studenten eine kräftigere Kost geben!“ — „Laß uns hören, was weiter kommt!“ mahnte der Hauptmann.

„Du Greuel meiner Augen! Der du wie ein bösartiger Krebs deiner Mutter Busen zernagst!“

„Unmenschlich! O, unmenschlich!“

„Wenn der Sohn mit dem Gebiß einer Hyäne am Fleische zehrt, das ihn gebar: o, ihr Elemente! So sei der Krieg allgemein. Sulphurisches Feuer zersprenge den Schoß der Mutter Erde! Der Abend verschlinge den Morgen! Die Nacht den Tag! Ewiger chaotischer, stinkender Nebel, die heilige Quelle des Lichts! Hebe dich weg von mir, Abart! Du triefst von dem Blute deiner

Mutter! Sei unstät und flüchtig! Die Rache zeichnet dich aus!" —

„Verbirg du mich vor dem Grimme meines Vaters, brüderlicher Busen! Bei den Toten will ich Schutz suchen; denn ach die Lebenden sind furchtbar."

„Sie ist da, die feierliche Stunde! Die mächtige! Die prüfende! Sie ist da! Nun Gherardesca! Nun, wenn du ein Mann bist, die entscheidende feierliche Stunde ist da! Wann ward dieser erste Ast vom Stamme gerissen? Der Schrecken hat den unglücklichen Knaben getötet! Warum zürnt' ich? O Himmel! Er wußte wohl nicht, was er that: Anselmo, mein Sohn Anselmo! Du ängstigest mich. Sohn des Entsetzens! Ach! Bist du der dritte dieser Leichname?"

„Sei milde! Schone, schone!" — —

„Hör einmal, Oskar," wandte sich der Schlosser Hildebrand an den Hauptmann. „Jetzt ist es die höchste Zeit. Wir müssen vollends hinauf und das saubere Nest ausnehmen. Drei Leichname, das ist zu viel. Sie werden vollends rabiat."

Der Hauptmann nickte: „Ich bin selber neugierig, wie wir's droben antreffen." Also stiegen die beiden Männer, ohne das Geräusch ihrer Tritte zu dämpfen, vollends die Wendeltreppe hinan. Sie traten in das Gemach, woselbst der Freibund seine geheime Zusammenkunft hielt. Beim Schein einer Kerze, die in einem ausgehöhlten Kürbis brannte, waren Arnold Melchthal, Walther Fürst und Werner Stauffacher versammelt, um

die Schlußscene von Heinrich Wilhem Gerstenbergs berühmtem Trauerspiel „Ugolino“ mit verteilten Rollen zu lesen.

„Ich will mit ihm kämpfen, kämpfen will ich mit dem reißenden Tiere!“ deklamierte der Rollhaarige, als des Hauptmanns breitschultrige Gestalt in der Fußbodenöffnung des Gemaches auftauchte. Von Heinrike aber war weit und breit keine Spur zu sehen, und hiedurch wurde des Schlossers Groll zum voraus entwaffnet. Die Jünglinge machten große Augen, als sie den Freibund urplötzlich um zwei ungebetene Mitglieder vermehrt sahen. Arnold Melchthal, der in behäbiger Ruhe den Freibundsgenossen zugehört hatte, suchte schleunigst die Bücher und Abzeichen des Bundes vor den ungeweihten Blicken der Eindringlinge zu bergen. Werner Stauffacher fuhr so rasch von seinem Sitze empor, daß der lichtverstreuende Kürbis auf dem wackligen Tischchen umkippte und dem Hauptmann vor die Füße rollte. Walther Fürst aber, der mit heldenkühner Gebärde als „Vater Ugolino“ am Kamine gelehnt war, trat in selbstbewußter, fast drohender Haltung, sein Buch in der Hand, dem Hauptmann entgegen.

„Mein Herr,“ begann der Promotionsdichter, indem er den Schlosser geflissentlich keines Blickes würdigte, „Sie sind, wahrscheinlich ohne es zu wollen und zu wissen, in eine geheime Gesellschaft eingetreten. Kommen Sie als Freund zu uns, — gut! Sie werden uns als Bürger und Bruder willkommen sein. Kommen Sie als Feind

und Verräter: auch gut, wir werden Ihnen Red' und Antwort stehen. Sie sehen den Freibund vor sich, einen Bund republikanisch gesinnter Jünglinge."

„Meine jungen Freunde!" erwiderte der Hauptmann, „ich bin der letzte, der Ihrem löblichen Vorhaben, Ihre Kenntnisse der deutschen Litteratur zu erweitern, ein Hindernis in den Weg legt, oder der Ihre Begeisterung dämpft. Denn ich bin auch einmal jung gewesen. Vollends einen Verräter in mir zu wittern: — dazu haben Sie durchaus keinen Grund. Er stellte sich dann in kurzen schlichten Worten als den vor, der er war, und ließ dabei einfließen, man werde am besten über das seltsame Zusammentreffen am heutigen Abend gegenseitig Stillschweigen beobachten. Zum Schluß ermahnte er die Jünglinge, sie sollen in der Vorlesung ihres Trauerspiels fortfahren und ihn sowie den wackern Kameraden Joseph Hildebrand als dankbare bildungsdurstige Zuhörer in ihrem Kreise dulden.

Man bringe das Trauerspiel doch nicht mehr fertig, wandte Arnold Melchthal ein; in siebzehn Minuten rufe das Dormentglöcklein den Freibund in das Kloster zurück.

„Ein sauberer Freibund," schaltete der Schlosser Hildebrand bissig ein, „wenn man auf Kommando um halbzehn Uhr ins Bett muß." Walther Fürst zuckte verlegen die Achseln, Werner Stauffacher strafte den vorlauten Sprecher mit einem verächtlichen Blicke.

„Herr Hauptmann," fuhr Walther Fürst in feierlichem Tone fort, „ich will Ihnen einen Vorschlag zur Güte

machen. Treten Sie unserem Freibund als Ehrenmitglied bei! Sie sind in den Reihen der republikanischen Streiter gestanden; wir werden jede Belehrung von Ihnen annehmen, wenn Sie sich als den ersten unter Gleichgestellten betrachten wollen. Glauben Sie indes ja nicht, daß wir Sie pressen wollen, wie die aufrührerischen Bauern dereinst den edlen Ritter Götz von Berlichingen vergewaltigt haben. Als freier Mann sollen Sie in unsere Mitte treten, als freier Mann im Freibunde weilen."

„Das geht doch nicht so schnell," entgegnete der Hauptmann lächelnd. „Darf ich fragen, welche Zwecke Ihr Bund erstrebt?"

„Wir sind selbstverständlich Republikaner," sprach Walther Fürst mit Würde. „Unsere Losung lautet Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!"

„Windbeutelei!" schaltete der Schlosser ein. „Oskar, da lassen wir gleich die Hand vom Butten."

„Wir sind für unsere Grundsätze reinen Herzens begeistert," fuhr Fürst mit unerschütterlicher Hoheit fort, „wir schwärmen für die Republik."

„Das heißt: für die Franzosen?" fragte der Hauptmann.

„Doch nicht," entgegnete der Promotionsdichter, „sondern für die Republik im allgemeinen, für die reine Republik, Sie verstehen mich, Herr Hauptmann, für die Republik an und für sich."

Der Hauptmann schwieg eine Weile, Hildebrand aber verzog die Lippen, als hätte er auf eine unreife Dorn-

schlehe gebissen, und pfiff durch die Mundwinkel die Melodie des schönen Liedes: ‚Wenn ich in ruhsamer Eil, an einem Schlüsselbart feil'.

„Allerdings," redete Walther Fürst weiter, ohne sich um solch pöbelhaftes Pfeifen zu kümmern, „sehen wir die großen Gedanken, die unser Herz bewegen, zunächst in der Saat verwirklicht, die auf dem blutgetränkten Boden der fränkischen Republik aufgegangen ist."

„Die Jakobiner mit ihrem blutigen Thun und Treiben nehmen Sie also bei der Verwirklichung Ihrer Träume mit in den Kauf?"

„Nun ja, allerdings — das heißt, bis auf einen gewissen Grad —" antwortete Melchthal für den errötenden Genossen. „Man wird nicht in Abrede stellen können, daß bei der Begründung der neufränkischen Republik einzelne bedauerliche Ausschreitungen vorgekommen sein mögen."

„Wo aber die Idee in der rauhen Wirklichkeit nicht zum reinen Ausdruck gelangt," fügte Stauffacher siegesgewiß bei, „ziehen wir uns auf die Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zurück, und darauf fußen wir so fest wie auf einem Felsen."

„Mit Verlaub, Herrlein," nahm nun Hildebrand das Wort, „das mit dem Felsen, mit der Wiese und mit der Idee sind Flausen und Flunkereien. Von der Freiheit versteh' ich auch etwas; ich lese den Mannheimer Freimütigen. — Da giebt's aber in Frankreich drin so ein Ding, man heißt's Gilljotene, und wer mit der Gill-

jotene Bekannntschaft macht, der braucht sich sein Lebtag nicht mehr zu besinnen, ob er am Sonntag ein Halstuch anziehen will oder eine Krawatte. Das wäre nun schon recht. Herentgegen wie die Gilljotene mit der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit stimmt, das versteh' ein anderer; ich nicht! Denn erstlich wird man auf die Gilljotene geschnallt, und das ist gegen die Freiheit, zweitens ist es gar keine Gleichheit und Gleichgiltigkeit, ob man mit einem Kopf oder ohne einen Kopf in der Welt herumlauft, und drittens ist es schon zu Adams und Evas Zeiten nicht brüderlich gewesen, daß der Kain seinen Bruder Abel totschlug."

Die Freibündler wurden sehr nachdenklich. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind übrigens sehr schöne Worte," sagte der Hauptmann; „setzet sie in die That um, meine jungen Freunde, und werbet meinen Kameraden Joseph Hildebrand für Euren Freibund an! Ihr sehet, er hat ein gesundes Urteil."

Die Angesichter der Freibündler wurden sehr lang. „Herr Hauptmann," entgegnete Walther Fürst, „ich glaube allerdings, daß das Menschenherz unter dem Leinwandkittel ebenso feurig für die Gedanken des neuen Jahrhunderts schlagen kann, wie unter dem Ordensband. Allein ich fürchte, ein Mann, der sich über unser Verhältnis zur Klosterordnung und über die Losung des Freibundes eine höhnische Bemerkung erlaubt, ist für die Ideen der Volksaufklärung und der Menschheitsverbrüderung noch nicht reif."

„Wenn er noch nicht reif ist, so ist er doch hinter den Ohren trocken," warf Hildebrand ein.

„Wir geben Ihnen vollständig zu, Herr Hauptmann," fügte Melchthal bei, „daß die Revolution von einer Seite betrachtet, ein Ungeheuer ist, ein Ungeheuer, das seine eigenen Kinder verschlingt. Aber wo einst Willkür und Schreckensherrschaft walteten, hat jetzt eine eiserne Hand die Zügel der Ordnung an sich gerafft. Napoleon Bonaparte heißt der große Held, der aus den wildempörten Wogen der Revolution gestiegen ist, ein Held, wie ihn die Welt seit Cäsars und Alexanders Tagen nicht mehr sah."

„Daß Bonaparte ein großer Feldherr ist, leugne ich nicht im mindesten," entgegnete der Hauptmann. „Ob aber der Mann ein Held genannt zu werden verdient, der sechzig seiner pestkranken Soldaten verg—, ich will sagen, eines sanften Opiumtodes sterben läßt, wie das Napoleon Bonaparte in Jaffa gethan hat, das ist doch noch eine andere Frage."

„Pfui Teufel!" schaltete der Schlosser ein.

„Diese pestkranken Soldaten," entgegnete Stauffacher, „wären eben den Türken in die Hände gefallen. Es war eine entsetzliche Maßregel, aber es war im Grunde doch menschlich gehandelt, daß Bonaparte seine Getreuen lieber aus der Welt schaffte, statt sie den Mißhandlungen der unbarmherzigen Feinde preiszugeben."

Der Hauptmann zuckte die Achseln. „Ich für meinen Teil hätte das Vergiften doch lieber den Türken überlassen."

Er hatte noch nicht ausgeredet, da erscholl durch die regenfeuchte Luft über den Garten herüber der Klang der Dormentsglocke. Die Freibündler wurden unruhig wie die Immen, wenn der Strahl der Märzensonne auf das Flugloch des Korbes fällt.

„Wann haltet Ihre Eure nächste Zusammenkunft, meine jungen Freunde?“ fragte der Hauptmann.

„Nächsten Freitag,“ erwiderte Stauffacher. „Dürfen wir hoffen, Herr Hauptmann, daß Sie wieder dabei sind, wenn wir das nächstemal tagen?“

„Warum nicht? Ich werde als Ehrenmitglied des Freibundes erscheinen. Dann reden wir weiter über diese Dinge, die sich in siebzehn Minuten nicht übers Knie abbrechen lassen. Indessen schlafet wohl und vergesset nicht, daß es neben der neufränkischen Republik ein deutsches Vaterland giebt. Euer Lichtlein will ich löschen, es geht zur Neige, und ich werde dafür sorgen, daß Ihr auch künftig ungestört auf dem Faustturm tagen könnt.“ — Er schüttelte den Genossen des Bundes der Reihe nach die Hand; im Nu waren die drei verschwunden.

Mit seinem Schulkameraden saß der Hauptmann noch ein Weilchen zusammen.

„Da hast Du ein sauberes Nest halbflügger Vögel ausgenommen,“ begann der Schlosser.

„Mich freuen die jungen Leute mit ihren himmelstürmenden Gedanken,“ entgegnete der Hauptmann. „Laß sie nur machen! Was sich will klären, das muß erst gären. Du bist zu grob gegen sie gewesen, Joseph!“

„Es ist wahr; ich bin giftig gegen sie gewesen, aber nur wegen der Heinrike."

„Du hast dem Mädchen in Deinen Gedanken schweres Unrecht gethan."

„Ach, Oskar, wenn Du wüßtest —"

„Sei nur stille, alter Kamerad, ich weiß ganz genau, wie es zwischen Dir und der Heinrike steht. Wenn ich nicht einmal so viel in der Freude gelernt hätte, dann könnte man mich mit Recht einen mißratenen Thunichtgut nennen."

Meister Hildebrand war aber nicht stille. Die beiden Schulkameraden saßen, nachdem das Lichtlein auf dem Tisch ausgeflackert hatte, noch eine Weile im Dunkel des Turmgemaches zusammen, und der Schlosser legte dem Hauptmann eine gründliche Beichte ab. Wenn ihn die Heinrike nicht gern habe, dann sei ihm Maulbronn und die Schlosserwerkstatt und alles entleidet; er gehe in die weite Welt oder in den Krieg und lasse sich totschießen. Er wisse aber wohl, warum die Heinrike so spröde gegen ihn sei. Seit der Herr Klosterverwalter sie mit einer ansehnlichen Summe ins Testament gesetzt habe, sei ihr Hochmut ganz unbändig geworden; sie denke sich zum mindesten einen Grafen als ihren künftigen Freier, auch ihre Liebelei mit dem Rollhaarigen sei trotz allen Butterbrötern nicht ernsthaft gemeint, teils weil er doch noch gar zu jung sei, teils weil er es nur zum Pfarrer bringe; die Heinrike wolle aber höher hinauf. Oskar solle nun vor allen Dingen dafür sorgen, daß die Heinrike von seinen Eltern

keinen roten Heller Heiratgut bekomme — dann werde ihr der Hochmut vergehen und sie werde schließlich mit einem rußigen Schlosser ganz zufrieden sein. Denn er, der Schlosser Hildebrand habe durch seiner Hände Arbeit sein ehrliches und redliches Auskommen; er wolle nicht des Herrn Klosterverwalters Geld heiraten, sondern die Heinrike, weil sie — von ihrem Hochmut abgesehen, — ein sauberes und ordentliches Mägdlein sei. Sie habe auch gar nicht nötig, dem Herrn Hauptmann mit List nach seinem Erbe oder Hause zu stehen, wie es im Katechismus heiße, denn für alle Dienste, die sie in der Klosterverwaltung geleistet habe, sei sie bereits reichlich und überreichlich belohnt worden.

Das alles kam in abgebrochenen, zum Teil grimmigen, zum Teil für Oskar nicht gleich verständlichen Worten aus des Schlossers Mund. Doch erriet der Hauptmann bald den Zusammenhang und reimte sich die Sache zurecht. Er schüttelte dem Schulkameraden die Hand und versprach ihm in schlichten wohlwollenden Worten, die ganze Erbschaftsangelegenheit so bald als möglich ins reine zu bringen; das Übrige werde sich von selbst geben.

Alsdann gingen die beiden Schulkameraden durch den Garten nach der Abtei, wo Oskar zu thun hatte, seine wegen des lang ausgebliebenen Sohns in tausend Ängsten schwebende Mutter zu beruhigen.

Eine Frage, die dem Hauptmann ein paarmal auf den Lippen geschwebt hatte: die Frage, mit welchem Schlüssel die Klosterschüler in den Faustturm gelangt seien, und auf

welchem Weg Hildebrand ebendort eingedrungen, war über den aufregenden Herzensangelegenheiten des Schlossers vollständig verplaudert und vergessen worden.

---

4. Alle Schlüssel kommen zusammen.

Der Promotionsdichter machte an einem der nächstfolgenden Tage, in denen sich das Wetter wieder aufhellte, eine aufregende Entdeckung. Er fand, da er einsam den zwischen Maulbronn und Knittlingen sich ausbreitenden Wald durchschweifte, um gleich Schillers Kassandra sein gequältes Herz in die Wüste zu tragen, tief im Dickicht des Gebüsches einen in einer Drahtschlinge gefangenen, verendeten Rehbock.

Walther Fürst wußte, wie eifrig der Oberamtmann darauf aus sei, dem schändlichen Treiben der Wilddiebe Einhalt zu thun. Und daß der Rehbock der Tücke eines Wilderers zum Opfer gefallen sei, darüber konnte kein Zweifel sein.

Er lief daher so schnell, als ihn seine Füße trugen, nach Maulbronn zurück, um bei einem herzoglichen Oberamt Anzeige von seinem Fund zu erstatten.

In der Hausflur der Oberamtei begegnete ihm Eugenie. „Um Gottes willen, was ist geschehen?“ fragte Eugenie den jungen Mann, der mit verwirrten Locken und erhitztem Angesicht hereingestürmt war und durch die

unvermutete Begegnung mit der Geliebten vollends ganz außer Rand und Band geriet.

„Ich muß sogleich Ihren Herrn Vater sprechen," entgegnete der Promotionsdichter sich sammelnd, während sich der heldenhafte Entschluß, seine Pflicht als Staatsbürger zu erfüllen, und der Schmelz zärtlicher Gefühle in seiner Seele stritten.

Die Tochter des Oberamtmanns geleitete den Klosterschüler in die Kanzlei ihres Vaters, und der Oberamtmann nahm augenblicklich auf das Zeugnis Walter Fürsts hin ein Protokoll auf. Dann erbat er sich vom hochwürdigen Herrn Abt die Erlaubnis, in Anbetracht des außerordentlichen Falls den Klosterschüler mit zum Augenschein in den Forst nehmen zu dürfen. Eine Viertelstunde später war der Oberamtmann von Walther Fürst, von seinem Kanzleigehilfen, sowie von dem Förster begleitet auf dem Weg, um den verendeten Rehbock zu besichtigen.

An Ort und Stelle angekommen fand man alles so, wie Walther Fürst es angegeben hatte. Man fand noch mehr. Der Kanzleigehilfe entdeckte im Gras gerade unter der Drahtschlinge einen mit den Abzeichen der französischen Republik verzierten metallenen Wamsknopf. Die Spur wies nach Knittlingen, wo, wie der Oberamtmann längst wußte, ein nicht sehr günstig beleumundeter Bürger, Namens Schwarz seine Begeisterung für die neufränkische Republik dadurch bethätigte, daß er in den herrschaftlichen Wäldern der Umgegend der Wilddieberei nachging.

Der Oberamtmann war blaß vor Wut. Einen Forst-

frevel wie den vorliegenden konnte er nicht verzeihen. Er nahm den Knopf als hochwichtiges Beweisstück zu sich und sagte zum Förster: „Ich werde morgen Ruggericht in Knittlingen halten und den Wilddieb fassen. Ich werde diesmal durch eine ganz exemplarische Strafe dafür sorgen, daß künftig allen Knittlinger Wilderern die Lust, Drahtschlingen zu legen, vergehen soll."

Der Förster zuckte die Achseln: „Wenn nur der Fall nicht auf kirchenrätlichem Grund und Boden geschehen wäre! Die Abrügung dieses Frevels steht nicht Ihnen, sondern dem Herrn Klosterverwalter zu. Und Sie wissen ja, daß der alte Herr sich in seine Befugnisse nicht eingreifen läßt."

Der Oberamtmann stutzte einen Augenblick. Dann sagte er rasch entschlossen: „Ich werde morgen in Gemeinschaft mit dem Herrn Klosterverwalter die Sache untersuchen. Schonung darf diesmal unter keinen Umständen geübt werden."

Der Oberamtmann hatte, nachdem er heimgekehrt war, mit dem Klosterverwalter eine längere Auseinandersetzung. Die Abrügung der Forstfrevel vom einfachen Holzdiebstahl bis zur frechen Wilddieberei hatte längst einen Zankapfel zwischen Klosterverwaltung und Oberamtei gebildet, und eifersüchtig hatte der Klosterverwalter darüber gewacht, daß kein Oberamtmann von Maulbronn in die kirchenrätlichen Rechte eingreife. Anfangs bestand denn auch der Klosterverwalter in diesem Fall hartnäckig darauf, daß e r und er allein das Blut des in der Draht-

schlinge elendiglich umgekommenen Rehbocks zu rächen habe, und es fehlte nicht viel, so wäre der in den letzten Tagen unter der Asche fortglimmende Zwist aufs neue in hellen Flammen aufgelodert. Endlich aber ließ sich der Klosterverwalter doch dazu herbei, den Fall ausnahmsweise und „ohne daß die Ausnahme zur Regel gemacht werden dürfe“, gemeinschaftlich mit dem Oberamtmann zu untersuchen.

So waren die beiden Beamten, vom Kanzleigehilfen begleitet, andern Tages nach Knittlingen geritten. In Maulbronn warteten die Frau Klosterverwalterin und Eugenie nicht ohne geheime Sorge auf die Heimkunft der Männer. Es fing schon an zu dämmern, Oskar saß mit seiner Mutter an einem tief verborgenen Plätzchen des Gartens, man plauderte und schaute nach dem sonst immer rechtzeitig heimkehrenden Vater aus.

Da teilte sich das Gebüsch und des Oberamtmanns Tochter schwebte heran. Die Klosterverwalterin hatte ein Scherzwort auf den Lippen, ob ihr Oskar auch vor der Jungfrau sein Inkognito wahren und sich verbergen müsse. Aber Eugenie war sehr ernst. Eine unerklärliche Angst, sagte sie, um ihren Vater treibe sie um; ob der Herr Klosterverwalter vielleicht schon von Knittlingen zurück sei. Die Frage wurde verneint. Oskar und seine Mutter suchten der Jungfrau ihre Besorgnis auszureden, und sie fing wieder zu lächeln an.

Dies war für den Hauptmann ein entzückender Anblick; allein die Unterhaltung wollte doch nicht recht in

Fluß kommen. Da hörte man plötzlich vom Scheerbrünnele, vom Eingang des Gartens her die Stimme des Kanzleigehilfen, der ängstlich und aufgeregt nach Fräulein Eugenie fragte.

Eugenie sprang empor, ihr Fuß wankte. „Zu Hilfe," rief der junge Mann, dem Herrn Oberamtmann und dem Herrn Klosterverwalter zu Hilfe! Ganz Knittlingen ist im hellen Aufruhr!" — —

Oskar brachte endlich aus den verwirrten Antworten des Kanzleigehilfen so viel heraus, daß der Oberamtmann den Wilderer Schwarz der Wilddieberei überführt und ihn in den Turm habe sperren lassen. Unter der Bürgerschaft Knittlingens aber gäre es gewaltig, in allen Wirtshäusern rotten sich die Unzufriedenen zusammen, und man habe erklärt, wenn der Oberamtmann den Schwarz nicht alsbald frei lasse, so dürfe er selber nicht mehr aus Knittlingen hinaus. Der Herr Klosterverwalter wolle nachgeben, der Herr Oberamtmann aber bleibe hartnäckig bei seinem Entschluß. Es könne zum Äußersten kommen.

Eugenie saß leichenblaß auf der Gartenbank. Oskar aber verlor den Kopf nicht. Ein flehentlicher Blick Eugeniens sagte ihm alles. „Wenn ich ein Roß hätte!" — rief er aus. Die Frau Klosterverwalterin eilte von dannen, Heinrike aber lief zum Posthalter und bestellte ein Reitpferd.

Oskar wußte selbst nicht, wie es gekommen war; er hielt die zitternde Geliebte in seinen Armen; er küßte sie, er sprach ihr Mut ein und küßte sie wieder. Hinter

den Bäumen stieg der Mond auf, und seine Strahlen fielen auf zwei Menschenkinder, die im Sturm von Weh und Wonne nicht wußten, ob sie im Abteigarten zu Maulbronn saßen, oder auf einer weltentlegenen Insel des Ozeans. —

Das Pferd sei gesattelt, meldete Heinrike, bei deren Nahen Oskar und Eugenie auseinander fuhren, als hätten sie ein todeswürdiges Verbrechen begangen. Noch einen Blick warf er ihr zu, dann schwang er sich auf's Roß, und hinaus sprengte er durchs Hauptthor. Der Hausschneider und Thorwart Johann Michael Zayß blickte dem fremden Reiter verwundert nach und fragte seine Eheliebste, wer der fremde Herr sei; die wußte es ebensowenig als er.

Eine halbe Stunde hernach langte Oskar auf dampfendem Roß in Knittlingen an. Der Kanzleigehilfe hatte alles richtig vorausgesehen. Der Aufruhr in Knittlingen stand in vollen Flammen. In der engen Gasse, die von Maulbronn her in das Städtlein führte, hatte sich das Volk zusammengerottet, Kopf an Kopf. Es war für des Hauptmanns Roß keine Möglichkeit, durch den Schwarm durchzudringen. Etliche der Männer hielten Fackeln in den Händen, etliche — Dreschflegel. Die Funken der Fackeln knisterten, und es fielen wilde Reden: „Der Oberamtmann soll's nur probieren durchzubrechen, dann wird er sehen, daß die Knittlinger nicht umsonst den Knüttel im Wappen führen." Im großen Ganzen herrschte unter der Volksmenge eine dumpfe Stille, wie vor einem ausbrechenden Gewitter.

Endlich hatte sich Oskar soweit vorgedrängt, daß er beim Schein der Fackeln seinen Vater und neben ihm den Oberamtmann erblickte. Beide saßen zu Pferde, der Klosterverwalter bleich und verzagt, der Oberamtmann schaute trotzig und grimmig drein; er zog eine Pistole aus seiner Brusttasche und rief: „Nun sag' ich's Euch zum letztenmal: im Namen des Gesetzes! Wer mir jetzt nicht Platz macht, den schieß ich nieder wie einen wütenden Hund!"

Da erhob sich ein furchtbarer Lärm in dem Volkshaufen. Pfeifen — Schreien — Lachen — Heulen — Toben. „Habt ihr's gehört, Leute, er will schießen," brüllten etliche der Mannen. „Schießen will er," wiederholten andere. „Schlagt drauf! Drauf mit den Dreschflegeln, schlagt ihm seinen Puffer aus der Hand!"

Da rief Oskar in den Schwarm hinein. „Mitbürger, laßt ein vernünftiges Wort mit euch reden." Die Anrede „Mitbürger" wirkte wie ein Zauber. Die Köpfe der vordern wandten sich insgesamt nach Oskar um. „Was will der Herr eigentlich?" fragte einer, dem Hauptmann entgegentretend, „was hat er uns zu befehlen?"

„Nichts habe ich euch zu befehlen, aber eine Frage an euch zu richten, das wird erlaubt sein. Warum haltet ihr die herzoglichen Beamten auf?"

„Der Herr Klosterverwalter kann seines Weges ziehen," erwiderte der Sprecher, „gegen den haben wir nichts; aber der Herr Oberamtmann hat gegen Urteil und Recht einen der Unseren einsperren lassen. Der Schwarz muß

heraus aus dem Turm, sonst darf der Oberamtmann nicht vom Fleck."

„Der Schwarz muß heraus!" wiederholte die Menge; „Schwarz, heraus — heraus!"

„Man hat ihn mit Fug und Recht einsperren lassen," sprach der Hauptmann; „euer Schwarz ist ein Wilddieb."

„Wilddieb!" entgegnete der Sprecher, „das giebt's gar nicht. Das Wild ist frei, weil der Wald frei ist. Wenn das der Herr Oberamtmann nicht glauben will, so rufen wir, wie die über dem Rhein drüben, die Republik aus. Wenn die Franzosen kommen, wird man sehen, daß der Wald frei ist und das Wild."

„Ja wohl wird man sehen, daß sie euch das Fell über die Ohren ziehen."

„Oho, oho! Die Franzosen meinen's gut mit uns."

„Sie meinen's nicht gut mit uns, sie halten kein Wort."

„Könnt Ihr das beweisen, Herr?"

„Allerdings kann ich's beweisen."

„Nun, und womit?"

„Die Franzosen haben den Hohentwiel in den Händen, sie haben versprochen, die Vestung Hohentwiel uns Württembergern gerade so zu übergeben, wie sie ihnen ausgeliefert worden ist. Statt dessen reißen sie die Mauern der Vestung nieder, die von Gott und Rechts wegen uns gehört, und sprengen ihre Türme mit Pulver. Mitbürger, ich frage euch: heißt das — Wort gehalten?!"

Die Stimmen schwirrten wild durcheinander. „Was

kümmert uns der Hohentwiel?!" — „Laßt ihn reden — was ist's mit dem Hohentwiel?" — „Ja, ja, es ist richtig, in der Zeitung steht's, daß die Franzosen den Hohentwiel niederreißen."

„Woher wollt Ihr's wissen," fragte der Sprecher den Hauptmann, „daß die Franzosen versprochen haben, den Hohentwiel nicht zu zerstören?"

„Ich bin selber dabei gewesen und das Herz hat mir geblutet, da die Vestung übergeben wurde. Schwarz auf weiß haben wir's, daß der Hohentwiel bleiben muß wie er ist. Und nun werden seine Mauern gebrochen, und das Wort wird gebrochen von den Franzosen — und Ihr — Mitbürger — ihr wollt es mit den Franzosen halten?!"

„Dann ist's etwas anderes," entgegnete der Sprecher, „wir halten's nicht mit den Franzosen. Aber der Herr Oberamtmann soll den Schwarz frei geben; er hat auf kirchenrätlichem Grund und Boden gewildert, der Fall gehört also gar nicht vors Oberamt."

Inzwischen hatte sich Oskar so nahe an den Oberamtmann herangedrängt, daß er ihm zuflüstern konnte: „Geben Sie nach; lassen Sie den Wilderer frei."

„Den Knittlingern zu lieb nicht," entgegnete der Oberamtmann, „aber Ihnen zu lieb; Sie sind ein wackerer Mann." — Er wandte sich um und rief dem Büttel, der wartend hinter ihm stand, mit lauter Stimme zu: „Deihle, Er kann den Schwarz heraus lassen; schließ Er den Turm auf!"

Der Diener der Gerechtigkeit klapperte mit seinem Schlüsselbund und drängte sich stadteinwärts. Ihm folgte die Menge mit dem lauten Ruf: „Der Schwarz ist los und ledig, wir haben ihn doch herausgekriegt.“ Die Bahn war frei.

„Und nun rasch von dannen!“ flüsterte Oskar seinem Vater und dem Oberamtmann zu. Die drei gaben ihren Pferden die Sporen, nach wenigen Minuten lag das Städtchen hinter ihnen, der Wald nahm sie auf.

* * *

Der Oberamtmann erfuhr, wem er seine Rettung aus der Gefahr zu danken habe. Er konnte die Besonnenheit und Unerschrockenheit des Hauptmanns im Gespräch mit seiner Tochter nicht genug rühmen.

Oskar zeigte sich von nun an öffentlich in Maulbronn, und sein Vater hatte nichts dagegen einzuwenden. Er saß mit den Klosterbewohnern in der Post zusammen, und sein Wort galt etwas. Er besuchte als Ehrenmitglied die geheimen Zusammenkünfte des Freibundes; seiner Beredsamkeit gelang es in kurzer Zeit, die nebelhafte Freiheitsschwärmerei der drei Jünglinge in gesunde Vaterlandsliebe umzuwandeln. Er setzte sich sogar manchmal mit den Seminaristen auf die Schulbank des Hörsaals im Kloster und genoß eine Stunde Geschichtsunterricht mit ihnen, was der hochwürdige Abt gern erlaubte. Es traf sich auch seltsamerweise, daß Oskar und Eugenie zuweilen im Abteigarten sich zusammenfanden, obwohl die Rosen verblüht waren und die Johanniskäfer nicht mehr durchs

Gebüsch irrten. Aber diese Zusammenkünfte waren fast noch geheimer als die Zusammenkünfte des Freibunds; niemand sollte erfahren, das gelobten sich die beiden, daß sie in treuer Liebe einander zugethan seien, bis Oskar mit Ehren unter die herzoglich württembergischen Truppen aufgenommen, bis das Land von den Franzosen geräumt, bis der Friede geschlossen sei.

Und es war noch nicht einmal der Friede zwischen dem Klosterverwalter und dem Oberamtmann geschlossen. Der Klosterverwalter rügte den auf kirchenrätlichem Grund und Boden geschehenen Forstfrevel so mild ab, daß Schwarz mit einem blauen Auge, das heißt mit 8 Tagen Gefängnis davon kam. Und das konnte ihm der Oberamtmann nicht verzeihen.

Indessen war die Frau Klosterverwalterin bald wenigstens halb und halb darüber klar geworden, wie es zwischen ihrem Sohn und der Tochter des Oberamtmanns stehe. Sie schüttelte zwar den Kopf über die ganz verstockte Verschwiegenheit der beiden jungen Leute, aber sie hatte ihre stille Freude an dem holden Geheimnis.

Da machte sie, die kluge Frau, die alles zurechtlegen konnte, an einem der letzten schönen Herbstabende eine Entdeckung, die all ihre mütterlichen Berechnungen jäh über den Haufen zu werfen schien. Sie belauschte an jenem Abend, hinter dem Gebüsch des uns wohlbekannten verschwiegenen Gartenplätzchens sitzend, eine Unterredung zwischen ihrem Oskar und — Heinrike. Sie traute ihren Augen nicht; aber es war so, es war wirklich so; nicht

Eugenie, wie sie vermutet hatte, sondern Heinrike stand neben ihrem Sohn, ihre Wangen glühten, und Thränen standen ihr in den Augen. Oskar hatte ihre Hand erfaßt und redete freundlich, fast zärtlich mit dem Mädchen.

Die Klosterverwalterin belauschte nur den Schluß der Unterredung, aber dieser Schluß war rätselhaft genug. „Ich kann's nicht annehmen, Herr Hauptmann," sagte Heinrike, „nein ich kann es nicht." Und er entgegnete: „Sie müssen Heinrike, Sie müssen. Es ist ja eigentlich ganz selbstverständlich; beruhigen Sie sich, fassen Sie sich, folgen Sie der Stimme Ihres Herzens, und ich versichere Sie, daß ich bei meinen Eltern alles ins reine bringen werde."

Die Klosterverwalterin meinte genug gehört zu haben, übergenug. Sie ging etliche zwanzig Schritte garteneinwärts und rief mit lauter Stimme Heinrikes Namen. Das Mädchen kam denn auch alsbald gelaufen — mit schlecht erheuchelter Unschuldsmiene — und wurde von der Frau Base in hartem strengem Ton an die Arbeit gewiesen.

Wenige Augenblicke hernach kam Oskar auf dem Gartenweg einhergeschlendert, er — der zweifache Heuchler — singend und pfeifend. Er fing harmlos von einigen Veränderungen zu reden an, die man im Garten vor Winters Anfang noch vornehmen müsse, und fragte seine tiefverstimmte Mutter, was sie von seinem Geschmack in Gartenbauangelegenheiten halte.

„In Gartensachen magst Du einen guten Geschmack

haben, Oskar, wie Dein Vater," entgegnete die Klosterverwalterin gereizt, „aber was das Frauenzimmer anlangt, Oskar, in diesen Sachen hast Du keinen guten Geschmack, rein gar keinen!"

„Mutter," sagte er betreten und verwirrt, „ich verstehe Dich nicht."

„Du verstehst mich wohl, Oskar; was brauchst Du der Heinrike schön zu thun?"

„Ich — Mutter?" stammelte er.

„Ja — Du! Du willst ja bei Deinen Eltern alles ins reine bringen. Es gäbe etwas Besseres für Dich, Oskar, Du dürftest nur zugreifen. Aber Du — bist verblendet, ganz verblendet."

Da lachte der Hauptmann laut und herzlich auf und erklärte seiner Mutter alles, alles, wie er für seinen Freund Joseph Hildebrand bei Heinrike den Freiwerber gemacht habe, und wie er darauf bestehe, daß dem Mädchen das Heiratgut verbleibe, das ihr im Testament zugeschrieben sei, und daß er für seine Person an keine andere denke als an Eugenie. Und die Klosterverwalterin gab sich lachend zufrieden, und „unter dem Christbaum muß eure Verlobung gefeiert werden," schloß sie ihre mütterliche Rede.

* * *

Der Winter brach herein, ein harter, strenger Winter. Schwer lastete der Schnee auf den Wäldern, die das Kloster umgaben, auf den benachbarten Seen übten sich die Seminaristen im Schlittschuhlaufen und die Schlittenbahn

auf der Landstraße war vortrefflich. Die Franzosen hielten noch das Land besetzt; in Knittlingen hatten sie Winterquartier bestellt. Man rüstete in Maulbronn auf Weihnacht.

Da — am Tage des heiligen Thomas, gegen Abend kam die Schreckenskunde nach Maulbronn, eine Kompagnie Franzosen sei von Knittlingen her gegen Maulbronn im Anmarsch. Der Offizier, der einen ganz besonderen Zorn auf das Kloster haben müsse, habe sich verschworen, er wolle Maulbronn zuerst brandschatzen, dann plündern lassen und dann an allen vier Ecken anzünden.

Und diese Schreckenskunde schien kein blinder Lärm zu sein. Die Klosterwalterin hatte soeben all ihre besten Habseligkeiten durch Joseph Hildebrand und Heinrike in einem wenig bekannten feuerfesten Kellergewölbe der Abtei einmauern lassen, da zog die französische Kompagnie mit klingendem Spiel durchs Klosterthor, das alsbald mit doppelten und dreifachen Wachtposten besetzt wurde. Der Führer der Kompagnie kam, von einem Sergeanten begleitet, alsbald in die Oberamtei gegangen, stellte sich dem Oberamtmann als Lieutenant Delaveau vor und erklärte ihm in fließendem Deutsch Folgendes: Man wisse, daß sich in Maulbronn ein Soldat verborgen halte, der seiner Zeit bei der Übergabe der Festung Hohentwiel mit der übrigen Besatzung kapituliert habe. Derselbe habe seine Kapitulation gebrochen, indem er die Bürger Knittlingens zur Widersetzlichkeit gegen die französische Republik aufgestiftet habe. Solches werde durch den Bürger

Schwarz in Knittlingen eidlich bezeugt. Und wenn nicht der Oberamtmann binnen einer Viertelstunde den betreffenden Soldaten ausgeliefert habe, so müsse dem Kloster eine empfindliche Brandschatzung auferlegt werden.

Der Oberamtmann suchte Zeit zu gewinnen. Eugenie aber, die alles mit angehört hatte, eilte hinüber in die Klosterverwaltung, wo der Klosterverwalter und seine Frau, Oskar, Heinrike und Hildebrand versammelt waren, der Dinge harrend, die da kommen sollten. „Rette Dich, Oskar," rief sie dem Geliebten zu, „Dein Leben, Deine Freiheit ist bedroht." Sie setzte in fliegenden Worten den Sachverhalt auseinander, dann sank sie erschöpft in einen Sessel.

„Ich flüchten?" fragte Oskar.

„Ja", entgegnete Eugenie: „durch das geheime Pförtlein; das Hauptthor ist besetzt."

„Um alles in der Welt!" jammerte der Klosterverwalter, „wir haben ja keinen Schlüssel mehr."

„Ich habe den unsrigen mitgebracht," entgegnete Eugenie. „Hier!" Sie legte den Schlüssel auf den Tisch.

„Und ich vorsorglicherweise den meinigen!" fügte Hildebrand bei.

„Gut," entgegnete der Hauptmann, „Ruhe und kaltes Blut! Wie viel Mann hat Lieutenant Delaveau bei sich in der Oberamtei drüben?"

„Nur einen," entgegnete Eugenie „einen Sergeanten."

„Heinrike," fuhr der Hauptmann fort, „willst Du mir binnen einer Viertelstunde einen Schlitten mit zwei

guten Pferden und einen tüchtigen Rosselenker vor das geheime Pförtlein bestellen."

„Warum nicht, Herr Hauptmann?" entgegnete Heinrike davoneilend. „Es wird alles besorgt."

„Und Du Joseph gehst mit mir!"

„Wohin?"

„Frage nicht lang, folge mir. Sorge nur für Stricke und einen Knebel!"

Die beiden Männer gingen hinab in den Hof, wo der schöne Brunnen rauschte. „Hier legst Du Dich in den Hinterhalt, Joseph," sagte der Hauptmann „und wartest, bis ich mit den beiden Franzosen aus der Oberamtei trete. Den Sergeanten nimmst Du aufs Korn und sorgst ihm für ein sicheres Unterkommen in dem Kellergewölbe, wo unser Silberzeug verwahrt ist. Den andern kannst Du mir überlassen."

Alsdann stieg der Hauptmann die Treppe der Oberamtei hinan. „Herr Lieutenant Delaveau," sagte er ins Amtszimmer tretend, „hier ist der Mann, den Sie suchen, belästigen Sie den Herrn Oberamtmann nicht weiter, ich bin Ihr Gefangener."

Lieutenant Delaveau war anfangs sprachlos vor Erstaunen, doch faßte er sich rasch und sagte mit soldatischem Ernst: „So folgen Sie mir auf die Wache."

Und der Hauptmann ging voran, die beiden Franzosen hinter ihm drein. Als sie am schönen Brunnen vorbei schritten, stand Oskar still und sagte: „Joseph thue Deine Schuldigkeit."

Blitzschnell stürzte sich der Schlosser auf den Sergeanten, faßte ihn mit Riesenstärke und schleppte den Zappelnden in das Dunkel der Abtei.

Der Lieutenant Delaveau stieß ein paar französische Flüche hervor. Der Hauptmann aber sagte kaltblütig: „Herr Lieutenant, nun sind Sie zur Abwechslung mein Gefangener!" „Unverschämter," donnerte der Lieutenant, indem er seinen Degen zog, aber mit einem raschen Handgriff hatte ihm Oskar die Waffe entrissen. In demselben Augenblick kehrte Hildebrand bereits zurück. „Jeder Widerstand ist unnütz," fuhr der Hauptmann fort. „Folgen Sie uns gutwillig!" Der Lieutenant fluchte und tobte noch ein paar Augenblicke, aber bald lag er von des Schlossers eherner Faust überwältigt am Boden; die Hände und Füße waren ihm zusammengeschnürt, und im Mund steckte ihm der keineswegs erfreuliche Knebel. Der Hauptmann zerbrach den erbeuteten Degen und schleuderte die Bruchstücke in den Schnee.

„Wir werden ihn tragen müssen," wandte sich der Hauptmann an den Schlosser, „wenn er nicht gutwillig geht."

Und so trugen die beiden den zum Franzosen gewordenen Pfälzer durch die Abtei, durch den Garten, auf der Mauer ans geheime Pförtlein, das Hildebrand kunstgerecht öffnete.

Vor dem geheimen Pförtlein aber stand der Schlitten mit mutigen Rossen bespannt und mit wärmenden Teppichen wohl ausgestattet.

„Wohin geht eigentlich die Reise?“ fragte der Schlosser flüsternd den Hauptmann, nachdem er den Franzosen in den Schlitten gebettet hatte.

„Nach Erlangen, zu Herzog Friedrich,“ entgegnete der Hauptmann. „Ich bring ihm den Gefangenen, den er von mir verlangt hat.“ Die Pferde zogen an, der Schlitten sauste mit den vier Männern dahin auf spiegelglatter Bahn durch die sternhelle Nacht. —

* * *

Als im Frühling des folgenden Jahres der Friede von Lüneville geschlossen worden und der Herzog Friedrich in sein Land zurückgekehrt war, wurde in Maulbronn an einem schönen Maientag eine Doppelhochzeit gefeiert: Die Hochzeit Hildebrands und Heinrikes, die Vermählung Oskars und Eugeniens.

Der Herzog Friedrich hatte dem Gefangenen, der am Abend vor dem Christfest ihm vorgestellt worden war, sofort die Freiheit geschenkt, nachdem er mit seinem Ehrenwort versprochen, über das Abenteuer der Erlanger Schlittenfahrt vollständig reinen Mund zu halten. Hildebrand hatte ihn nach Maulbronn zurückgebracht und die tiefbekümmerten Bewohner der Klosterverwaltung, wie auch der Oberamtei kräftig getröstet. Sonst hatte er's keinem Menschen verraten, wo er Weihnachten gefeiert habe. Den Hauptmann hatte der Herzog in seiner persönlichen Umgebung zu Erlangen behalten und ihm Titel und Rang eines Majors verliehen.

Die Freibündler lud der Major als Ehrenmitglied ihres

Bundes zu seiner Hochzeit. Der Promotionsdichter verfaßte zu der fröhlichen Feier ein schwungvolles Lied, dessen kecke Frische durch die Empfindungen schmerzlichen Entsagens etwas gedämpft waren. Werner Stauffacher that den nahrhaften Dingen, womit die Hochzeitstafel besetzt war, die gebührende Ehre an. Arnold Melchthal legte den Schlüssel des Freibundes an den Platz des Herrn Klosterverwalters, nachdem er durch ein reumütiges und aufrichtiges Bekenntnis sein Gewissen erleichtert hatte.

Oskar aber zog die ihm angetraute Geliebte, die den Klosterschlüssel lächelnd betrachtete, an sein Herz und flüsterte ihr die Worte ins Ohr: „Es war der Schlüssel zu unserem Glück.“